BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Supplement

zu

Schiller's Werken.

Erster Theil.

Stuttgart 1838.

P. Balz'sche Buchhandlung.

Schiller's

Leben, Geistesentwickelung und Werke

im Zusammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

Erster Theil.

Stuttgart 1838.

J. Baltz'sche Buchhandlung.

286 D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsanzeige des ersten Theils.

Schiller's Jugendgeschichte.

Seite

Erstes Kapitel. Eltern und Geschwister. Aufenthalt in Lorch. Erste Bildung 3

Zweites Kapitel. Die lateinische Schule in Ludwigsburg. Vernichtung des Lebensplanes 13

Drittes Kapitel. Die Pflanzschule auf der Solitude. Sittliche Grundzüge. Rechtswissenschaft und Medizin 22

Periode der jugendlichen Naturpoesie.

Viertes Kapitel. Erste poetische Versuche. Eigenthümlichkeit des Dichtens. Hervorstechende Denkkraft. Geistesrevolution. Ein Blick in's Allgemeine 36

Fünftes Kapitel. Studium der Medizin. Leben und Treiben in der Militärschule. Abhandlung: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen . . 51

Sechstes Kapitel. Die Räuber. 65

Siebentes Kapitel. Anstellung als Regimentsmedikus. Aeußere und innere Zustände. Bekanntschaft mit Schwan und Dalberg. Theaterausgabe der Räuber 88

Achtes Kapitel. Herausgabe der Anthologie. Die in dieser Sammlung enthaltenen Schiller'schen Gedichte 100

Seite

Neuntes Kapitel. Reise nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Fiesko und Aufsätze im Würtembergischen Repertorium. Hartes Verbot des Herzogs 122

Zehntes Kapitel. Schiller's Bedrängniß, Unterhandlungen mit Dalberg und endliche Flucht 134

Elftes Kapitel. Ankunft und Empfang in Mannheim. Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Leiden des Dichters. Rückreise über Mainz und Worms 150

Zwölftes Kapitel. Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor einer Verhaftung. Nichtannahme des Fiesko. Aufbruch nach Bauerbach 168

Dreizehntes Kapitel. Die Verschwörung des Fiesko und Kabale und Liebe 181

Vierzehntes Kapitel. Aufenthalt in Bauerbach. Frau von Wolzogen und ihre Tochter. Reinwald in Meiningen. Rückreise nach Mannheim 199

Fünfzehntes Kapitel. Ankunft in Mannheim. Anstellung als Theaterdichter. Krankheit. Fiesko und Kabale und Liebe auf der Mannheimer Bühne. Reise nach Bretten und Frankfurt. Medizin 214

Sechszehntes Kapitel. Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Abhandlung über das Theater als moralische Anstalt. Theatralische Preisaufgaben. Plan einer Dramaturgie . . . 233

Siebenzehntes Kapitel. Unentschlossenheit in der Wahl eines neuen dramatischen Stoffes. Entscheidung für Don Karlos. Plan und Ankündigung der Rheinischen Thalia. Subjektiver Ursprung der Charaktere des Don Karlos und des Posa 244

Achtzehntes Kapitel. Neigung. Peinliche Lage. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimarischer Rath. Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern. Aufbruch von Mannheim . . . 255

Neunzehntes Kapitel. Leipzig und Dresden. Margaretha Schwan. Körner. Das Lied an die Freude nebst einigen andern Gedichten 270

Zwanzigstes Kapitel. Don Karlos. Schiller's Briefe über Don Karlos nach ihrem Inhalt. Bemerkung über die Tragödie im Allgemeinen 287

Zurückführung der nach Schiller's Werken in Einem Bande citirten Stellen auf die Oktavausgabe in zwölf Bänden [1].

Erster Theil.

S. 16, Note 1 (Oktavausgabe B. 12, S. 76).
S. 29, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 226 f.).
S. 67, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 318 f.)
S. 78, Note 1 (Oktavausg. B. 1, S. 460).
S. 90, Note 2 (Oktavausg. B. 11, S. 404).
S. 93, Note 1 und 2. (Diese Briefe stehen nicht in der Oktavausgabe).
S. 106, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 243).
S. 109, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 324).
S. 110, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 338).
S. 117, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 346).
S. 127, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 55 fg.)
S. 132, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 59).

[1] Um einem vielfach geäußerten Wunsche zu genügen, haben wir, von der 120. Seite des zweiten Theiles an, die Stellen aus Schiller auch nach der Oktavausgabe angeführt. Alle frühere, nur nach Schiller's Werken in Einem Bande citirte Stellen führen wir hier auf die Oktavausgabe zurück.

S. 165, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 323).
S. 195, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 400).
S. 236, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 77).
S. 238, Note 1 (Oktavausg. B. 11, S. 505).
S. 239, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 88).
S. 239, Note 2 (steht nicht in der Oktavausgabe).
S. 277, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 91).
S. 296, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 392).

Vorrede.

Die erstaunungswürdigen Fortschritte der Naturwissenschaften in der neuern Zeit können uns den Weg zeigen, welcher uns zu einer ächten Wissenschaft auch des geistigen Lebens führen wird. Ein Beitrag zu derselben möchte auch diese wissenschaftliche Naturgeschichte des Schiller'schen Geistes sein, während meine Arbeit, als literaturhistorisches Werk betrachtet, vielleicht als ein Beispiel einer neuen, tiefern und umfassendern Gattung der Biographie gelten kann.

Ich beschränke mich hier darauf, zum Voraus die Ideen anzugeben, welche mich speziell bei meiner Schrift leiteten.

So weit die deutsche Bildung reicht, wird Schiller's Name gefeiert. Jeder Gebildete hat wenigstens irgend einen Theil von ihm in seinen Gedankenkreis aufgenommen; über jedes edle Herz übt er eine Macht aus. Aber ein und derselbe große Schriftsteller — er ist beinahe jedem ein anderer, nach der Bildung, dem Alter, dem Stande und andern Verhältnissen seiner Leser. Wir fassen unsere Lieblingsdichter fast immer einseitig auf. Sie wachsen, sie

vervollkommnen sich mit uns; sie bringen uns neue Gaben dar, wenn ihre alten unserer Natur nicht mehr angemessen sind; wir lesen und beurtheilen sie in dem Lichte unserer wechselnden Bedürfnisse und Wünsche. Während einzelne Gedichte und Darstellungen sich unseres Herzens bemächtigen und die ganze Klarheit unseres Bewußtseins einnehmen, verdunkeln sich uns leicht alle übrigen. Das einzelne Werk ist uns der ganze Schriftsteller. Die Liebe, auch des Lesers, ist ausschließend, und die Liebe ist oft der Leitstern unseres Urtheils. Je inniger sich unsere Betrachtung in das Einzelne versenkt, desto schwerer wird es ihr, sich über das Ganze zu verbreiten. Auch die Erinnerung richtet sich häufig nach der Gegenwart, und wir belächeln ein früheres Wohlgefallen, welches die Probe des jetzigen Augenblickes nicht aushält.

Das ist wahrlich das untrügliche Merkmal eines ächten Dichters, wenn er vor Tausenden in tausend Gestalten erscheint! Er steht in dem Mittelpunkt des rein Menschlichen, und verknüpft hierin und berührt von hier aus alle verschiedene, auseinanderlaufende Ansprüche, Regungen und Bestrebungen, in welche sich die Geschlechter der Menschen theilen.

Aber es lohnte sich doch auch der Mühe, die Mythe unserer Vorstellungen auf den Thatbestand der Geschichte zurückzuführen, aus dem sich mit uns verwandelnden Schiller den bleibenden Schiller herauszusuchen. Es lohnte sich der Mühe, was Einseitiges und Unhaltbares in unsern Ansichten und Urtheilen über ihn sein mag, zu einer wahren und würdigen Anschauung seines ganzen geistigen Lebens zu vervollständigen und zu berichtigen.

Würde dieses Ziel erreicht, so würde sich das Gesammtbild des Seelenlebens unseres Dichters vor seinen Freunden treu ausbreiten, wie in unsern Tagen in seiner Heimath das Ebenbild seines Körpers vor den Augen seines Volkes errichtet wird.

Ich versuchte es, diesen Weg einzuschlagen.

Der Mittelpunkt meiner Arbeit ist die Darstellung der ganzen intellektuellen, ästhetischen und sittlichen Persönlichkeit unseres großen Nationaldichters. Aber auch was äußerlich dieses innere Leben begünstigte oder hemmte, und auch welche Blüthen und Früchte dasselbe trug — also auch seine

Lebensgeschichte und eine Charakteristik seiner Werke mußte mit aufgenommen, und das Verschiedenartige sollte in einer zusammenhängenden und abgerundeten Darstellung vereinigt werden.

Der Held ist uns das, was er uns gilt, durch seine Thaten, der Schriftsteller durch seine Werke. Wie daher der Geschichtschreiber ausführlich darstellt, was seine Könige und Feldherren gethan und ausgeführt haben, so wird der Geistesbiograph eines Klassikers vornehmlich dessen Werke sorgfältig zu beleuchten haben. Denn wegen dieser Werke allein interessiren wir uns für seine Person, und diese liegen nicht, wie die Thaten des Helden, in einer abgeschiedenen Vergangenheit, sondern ihre fortlebende Gegenwart erneuert sich mit jedem Leser. Wie das Publikum alles auf diese Werke bezieht, wie der Sprachgebrauch den Schriftsteller sogar seinen Werken gleichsetzt, so muß auch ein literarischer Versuch, wie der meinige, stets alles auf diese Werke beziehen.

In meiner Schrift ist daher ein allgemeiner Kommentar sämmtlicher Werke Schiller's enthalten. Es lag in meinem Plan, seine Gedichte und seine historischen und philosophisch-ästhetischen Schriften in ihrem innern Zusammenhange darzustellen und als Erzeugnisse aus dem Entwickelungsgang seines Lebens hervortreten zu lassen. Ein Werk eines Schriftstellers bekommt oft Licht durch ein anderes, seiner Abfassung und Gattung nach sehr fern liegendes. Aber die würdigste Erläuterung eines schriftlichen Dokuments besteht darin, daß man dasselbe auf die zusammenwirkende äußere Lage und innere Geistesbeschaffenheit seines Urhebers zurückführt. Einen Schriftsteller aus ihm selbst erklären, heißt nicht, eine Stelle oder ein Gedicht durch eine andere Stelle, ein anderes Gedicht erläutern, welche ja auch oft der Erklärung bedürfen, sondern alle zu erklärende Werke bis in die Denkweise und Persönlichkeit ihres Verfassers hinein verfolgen. Hierdurch treten alle Geisteserzeugnisse mit dem Innern, dessen Aeußerungen sie sind, in ihre naturgemäße Verbindung. Dieß allein scheint mir eine große, eines philosophischen Geistes würdige Aufgabe.

Aller Erfolg aber dieser Auslegungskunst, die ich die innere nennen möchte, wogegen jede andere nur eine äußere ist, hängt davon ab, daß wir

uns der eigenthümlichen Weltanschauung eines fremden Geistes rein und vollständig zu bemächtigen wissen. Das Verfahren ist dem Geschäfte eines Naturforschers nicht unähnlich, welcher ein Naturprodukt zergliedert und aus dessen Erscheinungen seine eigenthümlichen Gesetze ableitet. Die wahre philosophische Bildung gewährt uns hierbei nur den großen Vortheil, daß sie unsern Sinn für geistige Erscheinungen schärft, unser Vermögen, von vorliegenden Thatsachen zu Gesetzen aufzusteigen, erhöht, und unsere eigenen Ansichten von der Betrachtung und Erklärung der Dinge fern hält. Nur durch diese besonnene Methode können wir vor der, wie es scheint, unerschöpflichen Manier verwahrt bleiben, eines Genius Dicht- und Denkweise durch unsere Träume zu erläutern, und seinen Reichthum vielleicht auf unsere Armuth zu reduciren, was in unsern Tagen manche besonders an Göthe verschuldet haben. Statt den Dichter zu erklären, legen sie bei Gelegenheit des Dichters — sich selbst aus.

Indem ich die Weltansicht Schiller's in dem Fortgange ihrer Ausbildung darzustellen suchte, wurde seine äußere Lebensgeschichte die Grundlage meiner Arbeit. Ich bin hierbei in's Detail gegangen, theils um dem idealen Elemente durch ein reales das Gegengewicht zu geben, theils weil die innere Entwickelung oft von vielen, an sich geringfügigen, äußern Verhältnissen abhängt. Mancher Leser wird in meinem Buche nur das äußere Leben Schiller's suchen, und da ich einmal das Ganze umfassen wollte, so durfte ich es auch hier an Sorgfalt und Ausführlichkeit nicht fehlen lassen. Auch ist an dem Leben eines Privatmannes, der durch Thaten nicht in das Große einwirkte, wenig Interessantes, wenn man sich nicht auf das Einzelne und Kleine einläßt. Wie der Ort uns merkwürdig ist, wo ein verehrter Mensch wandelte, so bekommen die mancherlei Ereignisse, die ihm begegneten, durch seinen Geist einen ahnungsvollen Hintergrund. Es wird alles bedeutend, was in die Nähe eines großen Menschen tritt. Ueber diese speziellen Lebensverhältnisse hinaus nahm Schiller nur wenige große Einflüsse seiner Zeit in sich auf. Er verstand den Genius seines Jahrhunderts, aber die äußere Welt trug ihm nur Weniges zu. Sein Leben war innerlicher und entwickelte sich in dieser Selbstständigkeit origineller und stetiger, als das der meisten andern Dichter. Diesem Zug nach Innen mußte meine Darstellung

folgen, welche daher von dem Verdienst anderer Biographien, zugleich eine Zeitgeschichte zu enthalten, weit entfernt ist.

Dagegen hat eine Schrift, wie die meinige, dadurch eine allgemeinere Bedeutung, daß sie die wissenschaftliche Kenntniß der innern Welt, des Psychischen, Ethischen, Aesthetischen, Religiösen fördern hilft. Kann nämlich die Philosophie nur nach Art der Naturwissenschaften, auf analytischem Wege, von geistigen Thatsachen aus, zu einer festen Wissenschaft ausgebildet werden (was in unserer Zeit nur noch eine Systemsucht und eine Scholastik in Abrede stellen können, welche der letzte Nothtrieb eines abgestorbenen Kulturzweiges sind), so scheinen solche tiefgreifende Erörterungen des individuellen Menschengeistes und seiner Erzeugnisse für die Wissenschaft selbst nicht ohne Bedeutung zu sein. Die Seelengeschichte eines einzigen Menschen ist ein Analogon der Entwickelung des Menschengeistes überhaupt. Die wissenschaftliche Bildungsgeschichte eines großen Geistes und eine tiefere Auffassung seiner Werke müssen uns nothwendig über den Menschen im Allgemeinen und dessen höchste Interessen belehren. So z. B. enthält mein Buch so ziemlich eine ganze, und zwar eine lebendige, konkrete Aesthetik, und ich meine, in einigen wichtigen Punkten diese Wissenschaft weiter geführt zu haben.

Ein Werk, welches das Allgemeine immer aus dem Konkreten entspringen läßt und das Innere immer an das Aeußere bindet, möchte sich mehr, als theoretische Lehrbücher, dazu eignen, philosophische Kultur unter der Klasse der Gebildeten auf eine sichere und friedliche Weise verbreiten zu helfen. An Das, was dem Leser wohl bekannt ist und ihn schon oft erfreut hat, knüpft sich ihm leicht das Neue an, und dieses bleibt ihm haften an der schon vorhandenen Grundlage in seinem Geiste. Um einen Lieblingsschriftsteller, der zum Denken einladet, sammeln sich gerne des Lesers Gedanken zu einer höhern Betrachtung. Er kann die Richtigkeit alles Erörterten sogleich durch das Thatsächliche prüfen; und da nur einzelne Untersuchungen angeboten werden, so braucht er nur das anzunehmen, was seiner Natur und Bildung gemäß ist. Was uns in geistigen Dingen nicht angemessen ist, das können wir uns doch nicht oder nur zu unserm Schaden assimiliren, auch wenn es uns durch das konsequenteste System aufgenöthigt werden sollte, und wir verwerfen nicht selten das Ganze, weil wir uns nicht alles zurecht legen können.

Ich glaube daher nicht, daß die in meine Darstellung eingestreuten Erörterungen dem Zwecke meines Buches, welches auf das größere Publikum der Gebildeten berechnet ist, widerstreiten. Gebot mir mein Gegenstand eine größtentheils erörternde Darstellung, so ist in allem Uebrigen die Gestalt und Farbe meines Werkes durch diesen weitern Zweck bestimmt worden. Für alle die wollte ich schreiben, welche durch edle Bildung und Neigung sich veranlaßt fühlen möchten, Schiller's Werke tiefer zu erfassen, und Geist und Herz mit des Unsterblichen Genius innig zu befreunden. Unser Nationalbewußtsein und unsere Vaterlandsliebe wurzeln in unsern Klassikern, wurzeln besonders auch in unserm Schiller; ich glaube, von den Besten der Nation und des Vaterlandes Beifall hoffen zu dürfen, wenn ich dazu beitrage, daß ein edler und großer Mensch und Schriftsteller mehr und mehr bei denen einheimisch und von denen verstanden werde, die zur Klasse der Gebildeten gehören. Zwar wird nicht alles in meinem Werke allen meinen Lesern gleich anziehend oder auch nur faßlich sein; aber es lesen ja auch nur Wenige alle Schriften Schiller's. Möge sich daher jeder Leser von den eingestreuten Erörterungen auswählen, was seinem jedesmaligen Bedürfnisse und seiner Neigung zusagt. Auch manche edle Frauen fühlen das Bedürfniß, wenigstens in einzelne Gedichte Schiller's tiefer einzudringen; vielleicht wird ihr Urtheil und Gefühl durch eine Schrift sicher geleitet und wahrhaft gebildet werden können, welche die strengste, unverfälschte Wahrheit in einer klaren und gefälligen Form auszudrücken sucht.

Viele Schriftsteller unserer jüngsten Zeit trachten nach nichts so sehr, als tief zu scheinen; andern ist das Geistreiche ihr höchstes Ziel. Beiderlei Tendenzen verderben unsere Literatur immer mehr. Ich meine, der Mann von Charakter strebt vorzüglich darnach, wahr zu sein und klar zu schreiben. Dafür soll er einstehen, und das vor allem Andern ehrt ihn. Nicht allein die Wahrheit, sondern auch der Wahn wohnt oft in der Tiefe, und die einfachste Thatsache fördert mehr, als der tiefhergeholte Irrthum. Auch kann nur das Anspruch auf Tiefe machen, was bis auf seinen Grund klar ist; während das Dunkle immer im Verdacht des Seichten stehen wird. Aber geistreich zu scheinen, ist demjenigen nicht schwer, welcher sich in dem, was er vorbringt, weder durch die Wahrheit, noch durch die Ehre beschränkt fühlt.

Wenn in einem Zeitalter das lautere, heilige Interesse für die ewige Wahrheit und Schönheit zu erschlaffen anfängt; dann kommen in der Literatur solche falsche Tendenzen auf, in denen von beiden nur noch die Karrikaturen gespensterartig hinwandeln. Das „Tiefe“ bietet man den Gläubigen in dunkeln Redensarten, oder mit vielen Versicherungen und großer Anmaßung als das Wahre an; und für das Schöne reicht man ihnen das Geistreiche und pikante Phrasen dar. Das scherzende Spiel mit Witz in der Kunst und das ernsthaft thuende Spiel mit Scharfsinn in der Wissenschaft sind gleich bedeutungsleer.

Der Gedanke an Schiller im Kontrast mit so vielen schwächlichen Produkten und nichtigen Bestrebungen unserer jüngsten Literatur legt uns die Erwägung besonders nahe, wie viel das Talent dem Charakter verdanke, und wie die Größe des Schriftstellers durch die Tüchtigkeit des Menschen bedingt sei.

Wegen der umfassenden Aufgabe meines Werkes wird ein billiges Urtheil dessen Ausdehnung nicht tadeln. Eine Universalgeschichte in einigen Bändchen wird man nicht für zu lang halten. Es ist ja nur ein äußerer Maßstab, welcher nur in einem Aggregat von Menschen, und nicht in Einem Menschen die Menschheit finden läßt.

Die Geistesgeschichte Schiller's ist zu gehaltvoll und merkwürdig, seine Weltansicht zu tief und zu gegliedert, seine Werke zu reich und zu vielgestaltig, als daß sich dieser beinahe ungeheure Stoff, zumal da auch des Dichters Lebensumstände detaillirt werden mußten, in engere Gränzen befriedigend hätte zusammendrängen lassen.

Meine Hauptquellen waren Schiller's Werke und Briefe, aber auch den zuverläßigsten Biographien und Nachrichten, welche bisher über ihn erschienen sind, verdankt besonders meine Darstellung seines äußern Lebens sehr viel. Ich habe die Gewährsstellen, wo es nothwendig schien, unter dem Text namhaft gemacht; alles Uebrige aber möglichst in diesen verarbeitet. Denn die Form einer Schrift ist um so barbarischer, je mehr Anmerkungen sie unter oder außer dem Text hat.

Es kann für den Verfasser eines Buches nichts Erfreulicheres geben, als den Geist und das Herz derer zu befriedigen und zu ergreifen, die er selbst

hochschätzt. Ueber meine früher erschienenen Schriften sind mir freundliche Worte von solchen Lesern zugekommen, deren Beifall mir sehr viel werth ist. Es gehörte viel Muth dazu, ein Werk, wie das vorliegende, zu unternehmen. Ohne das Zutrauen, welches uns aus der Beistimmung trefflicher Menschen erwächst, hätte ich es wohl nicht zu Stande gebracht. Möchte diese Schrift nicht ganz unwerth sein, eine Begleiterin Schiller's in die Zirkel seiner gebildeten Freunde und Verehrer zu werden, und möchte sie den Kreis derer erfreuen und erweitern, die mir wohlwollen.

Kreuznach den 18. Juni 1837. **K. Hoffmeister.**

Schiller's

Jugendgeschichte

und

Periode der jugendlichen Naturpoesie

bis zum Don Karlos 1786.

Erstes Kapitel.

Eltern und Geschwister. Anfenthalt in Lorch. Erste Bildung.

Ein großer Mann ist eine geheimnißvolle Erscheinung. Seine eigenthümliche Größe besteht gerade in dem, was sich häufig nicht weiter verfolgen und ableiten läßt. So viel aber ist gewiß, daß alles, was wir an einem Menschen bewundern, aus einer dreifachen Quelle entspringt und zusammenfließt: aus ursprünglichen Anlagen, äußern Einflüssen und der eigenen freien Selbstthätigkeit. In den Jugendjahren walten überwiegend die beiden ersten Momente und leiten die Bildung ein. Im Verlaufe des Lebens bemächtigt sich bei einem ausgezeichneten Menschen die Selbstthätigkeit der Herrschaft und verwirklicht das, wozu seine innere Natur ihn bestimmt hat, mit weiser Benutzung oder kräftiger Bekämpfung äußerer Einflüsse.

Jeder Mensch hat eine Vorgeschichte, wie jedes Volk ein mythisches Alter, und seine eigenthümliche Geschichte beginnt erst da, wo er selbstständig thätig ist. Aber wie die Geschichte der Völker sich in das Dunkel der Mythe verliert, so scheint beinahe alles, was der Einzelne später will und vollbringt, in unbedeutende und oft verborgene Anfänge seiner Kindheit zurückzulaufen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Jugendgeschichte ausgezeichneter Menschen von bedeutendem Interesse. Unsere Betrachtung mag sinnend bei den Spielen und Einfällen des Knaben weilen, in denen uns die künftigen Tugenden und Thaten des Mannes vorgebildet und versinnlicht sind.

Schiller's Vater, Johann Caspar, ging in dem österreichischen Erbfolgekrieg als Wundarzt mit einem baierischen Husarenregiment nach den Niederlanden. Sein unruhiger Geist konnte sich nicht auf den engen Kreis seines Geschäftes beschränken; wenn kleine Kommandos auf Unternehmungen ausgeschickt wurden, oder bei Vorpostengefechten, machte er als Unteroffizier den Anführer. Nach dem Aachener Frieden 1748 kehrte er nach seinem Vaterlande Würtemberg zurück, und ließ sich in Marbach nieder, wo er heirathete. Die Ausübung seiner Kunst verleidete ihm aber in Friedenszeiten um so mehr, als sie ihn mit seiner Frau kaum ernährte. Als daher der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, gab er die Chirurgie ganz auf, und wurde 1757 als Fähndrich und Adjutant in dem damaligen Regimente Prinz Louis angestellt. Dieß würtembergische Korps machte mit andern Regimentern in mehreren Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee aus, erlitt aber in Böhmen durch eine ansteckende Krankheit einen bedeutenden Verlust, in welcher schlimmen Lage der thätige, rüstige Schiller bereitwillig jedes ihm übertragene Geschäft vollzog, und bei fehlenden Aerzten und Geistlichen sich bald der Kranken annahm, bald durch Vorlesungen von Gebeten und Leitung des Gesanges den Gottesdienst besorgte. Als er darauf in ein anderes würtembergisches Korps versetzt wurde, welches in Hessen und in Thüringen stand, gebrauchte er die freie Muße, um seine mangelhafte Jugendbildung möglichst nachzuholen, und sich die Kenntnisse zu erwerben, welche die militärische Laufbahn von ihm forderte. Die Zeit der Winterquartiere benutzte er bisweilen, um mit Urlaub nach seiner Heimath zu reisen. Nach beendigtem siebenjährigem Kriege hatte er es bis zum Hauptmann gebracht.

Die Mutter unseres Dichters, Elisabetha Dorothea, war die Tochter eines Bürgers von Marbach, Namens Kodweiß,

welcher seine Familie von dem adeligen Geschlechte von Kattwitz ableitete, aber diesen Familiennamen umänderte, nachdem er durch Unglücksfälle Vermögen und Ansehen verloren hatte. Er war Holzinspektor in Marbach gewesen, verarmte aber durch eine fürchterliche Ueberschwemmung, so daß er seine Familie nun durch Bäckerei und Landbau ernähren mußte. In dieser beengten Lage konnte der Vater nicht anstehen, seine Tochter einem Manne anzutrauen, dessen Strebsamkeit ein besseres Loos erwarten ließ, als das spärliche Einkommen war, welches ihm im Augenblicke der Verheirathung die Wundarzneikunst in einem kleinen Orte abwarf, und diese Hoffnung ging endlich auch auf die erfreuliche Weise in Erfüllung, wie schon erzählt worden ist.

Die Ehe der Eltern Schiller's war die ersten neun Jahre kinderlos, bis sie endlich durch sechs Kinder beglückt wurde, von denen aber zwei bald nach der Geburt starben. Elisabethe Christophine Friederike Schiller wurde 1757, zwei Jahre vor ihrem großen Bruder, geboren, und heirathete, wie wir später erzählen werden, dessen Freund, den Bibliothekar und Hofrath Reinwald in Meiningen. Schiller's zweite Schwester, Dorothea Louise, nach ihm im Jahr 1767 geboren, wurde die Gattin des Stadtpfarrers Frankh zu Möckmühl im Würtembergischen. Beide überlebten ihren Bruder, welcher der einzige blieb; dagegen starb seine jüngste Schwester, Nannette, vor ihm, schon in ihrem achtzehnten Lebensjahre.

Unser Dichter, Johann Christoph Friedrich Schiller, erblickte am 10. November 1759 in Marbach, in dem Geburtsstädtchen seiner Mutter, das Tageslicht. Diese, welche damals nicht in Marbach wohnte, hatte sich dahin begeben, um in ihrer Heimath, bei den Ihrigen, ihr Wochenbett zu halten. Auch ihr Gatte nahm sich zu dieser Zeit, wo sein Regiment in Winterquartieren lag, Urlaub zu einer Reise nach Hause, und hatte die Freude, zugegen zu sein, als sein erster und letzter Sohn das Licht der Welt erblickte. Diesen glaubwürdigen Nachrichten wird noch der unwahrscheinliche Umstand beigefügt, daß Schiller beinahe in einem Lager geboren worden sei, wo sich sein Vater bei den Herbstübungen (?) des würtembergischen Militärs aufgehalten habe, und

seine Frau zufällig zum Besuche hingekommen wäre, so daß sie bei den ersten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft schleunigst nach dem nahegelegenen Marbach habe eilen müssen[1]. Das Kind stand bis zur dauernden Heimkehr des Vaters nach dem Hubertsburger Frieden 1763, also über drei Jahre lang, unter der ausschließlichen Pflege der trefflichen Mutter. Sie scheint in diesen Jahren im Hause ihrer Eltern, welche wieder zu einigem Wohlstand gelangt waren, gelebt, und in dem anmuthig, an einem fruchtbaren Hügel des Neckar gelegenen Marbach ihre beiden Kinder allein erzogen zu haben.

Sie wird nach glaubwürdigen Zeugnissen als eine zärtlich liebende Mutter, sorgsame Gattin und verständige Hausfrau geschildert. Ein sanftes, inniges Gefühl und herzliche Gutmüthigkeit waren ihr eigenthümlich; auf ausgezeichnete Gaben jedoch und auf eine feinere Ausbildung, welche häufig ein zweideutiges Gut ist, konnte sie keinen Anspruch machen. Von Gestalt war sie groß, schlank und wohlgebaut, der Hals lang, die Haare sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich; die breite Stirne kündigte eine verständige Frau an, und die Züge des etwas sommerfleckigen Gesichtes waren von Milde und Wohlwollen belebt. Beinahe in diesem Allen wurde ihr Sohn ihr Ebenbild; mit seinem Vater dagegen hatte er wenig Aehnlichkeit an Geist und Gestalt. Der alte Schiller war von Körper nicht groß, seine Statur untersetzt, aber gut geformt; die Augen lebhaft, die Stirne hochgewölbt und groß. Seine Sprache soll klar, bestimmt und scharf verständig gewesen sein, aber ohne Schwung und Wärme. Ueber seinen Charakter weichen die Quellen von einander ab. Während alle andere Autoren nur Vortheilhaftes zu erwähnen wissen, sagt ein nicht verächtlicher Zeuge[2], er sei im Grunde ein schiefer, abenteuerlicher, stets über Entwürfe brütender Kopf gewesen — und der Tadel ist in der Geschichte bisweilen gewichtiger, als ein unbedingtes Lob. Auf jeden Fall sind seine große Thätigkeit

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 5.

[2] „Schiller's früheste Geschichte bis zum Erwachen seines Dichtergeistes," im Morgenblatte 1807, Nr. 164.

und sein Unternehmungsgeist nicht in Zweifel zu ziehen. Mit Wissenschaften scheint er sich in seinem vorgerückten Alter nur aus praktischen Rücksichten beschäftigt zu haben; da er aber, unsteten Sinnes, Bücher von sehr verschiedenartigen Gegenständen las, und über allerlei zu schreiben versuchte, so mochte es geschehen sein, daß er, wie uns versichert wird, sich vorübergehend auch mit dem Studium der Philosophie abgab und auch einmal Gedichte machte. Wir haben deßwegen noch nicht anzunehmen, daß wirklich philosophischer Geist oder poetisches Talent in ihm lebte, und daß diese Eigenschaften gerade von dem Vater auf den Sohn übergingen. Aber die unermüdliche Thätigkeit scheint der Sohn allerdings von seinem Vater geerbt zu haben, in so fern hier überhaupt von einer Vererbung die Rede sein kann; und noch weiter gehend, möchte man sagen, das Abenteuerliche des Vaters habe sich in dessen Sohn zum Idealen veredelt. Und könnte nicht des Sohnes poetische Naturliebe durch des Vaters praktische Liebhaberei am Gartenbau und an der Baumzucht, wovon unten die Rede sein wird, veranlaßt oder begünstigt worden sein?

Eine oft harte und rauhe Strenge milderte der alte Schiller durch Religiosität, und in dieser Tugend begegnete sein Charakter der Seele seiner Gattin, die ganz in sich aufopfernder Liebe und im Glauben lebte. Eine solche Gottesfurcht und die aus ihr entspringenden Tugenden der Rechtlichkeit und eines sittlichen Wandels waren damals auch schon durch die öffentliche Meinung vorgeschrieben, und sie waren der geistige Lebensathem der Schiller'schen Familie.

In diesem gesunden Lebenselemente, welches die sittlich-religiösen Kräfte früher zur Reife brachte, als die intellektuellen, wuchs der kleine Friedrich auf. Er war mit einer empfänglich organisirten Seele und, was meistens damit verbunden ist, mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hart angegriffen wurde und krankhaften Zufällen ausgesetzt war. Die Familie zog nach Ludwigsburg, wo der Vater in den nächsten zwei Jahren Quartier bekam. Wenn er hier im Kreise der Seinen das Morgen- oder Abendgebet sprach, oder wenn er aus der

Bibel vorlas, so hatte er an dem vier- bis fünfjährigen Sohne den aufmerksamsten Zuhörer. Die gefalteten Händchen, die fromm emporgerichteten bläulichen Augen und die Andacht in dem ausdrucksvollen, von lichtgelben Haaren umwallten Kindergesichte gewährten dann einen rührenden Anblick. Die Mutter befestigte die Worte des Vaters oder führte sie weiter aus. Auch sie las ihren Kindern aus dem neuen Testament, aus dem Gesangbuche und aus ihren Lieblingsdichtern, Uz und Gellert, vor, aus denen sie wieder meistentheils geistliche Lieder auswählte. An Sonntags Nachmittagen pflegte sie ihre beiden Kinder zu den nahe wohnenden Großeltern zu führen, und auf diesen Spaziergängen war sie denn gewohnt, ihnen das Evangelium auszulegen, über das an dem Tage geprcdigt worden war. Als sie einst an einem Ostermontage über Christus sprach, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte, vergossen die beiden Geschwister heiße Thränen. Auch an die Naturschönheiten, an die Wunder der Schöpfung knüpfte die Mutter ihre eindringlichen Worte. Sie wirkte um so tiefer, je mehr sie selbst in ihrem Gegenstande befangen war, je weniger sie eigentlich bilden wollte. Unsere tiefsten Wirkungen auf Andere geschehen unabsichtlich, unberechnet.

Solche gemeinschaftliche Herzenserregungen knüpften das Band, welches Schwester und Bruder schon von selbst umschlang, nur noch fester. Schillern war keine seiner später gebornen Schwestern so lieb, als diese älteste, und keine war ihm auch so ähnlich an Gestalt, Verstand und Gemüth; eine Aehnlichkeit, welche sich sogar bis auf die beinahe ganz gleiche Handschrift beider Geschwister erstreckte.

Damit dieser religiöse Geist des Hauses nicht einseitig und abschwächend auf das zarte Gemüth des Knaben wirkte, stand diesem im eigenen Vater gleichsam ein Muster strenger Rechtlichkeit und Ordnungsliebe zur Seite. Der alte Schiller mußte bei eigenen guten Anlagen und angeregter Liebe zu den Wissenschaften den Werth einer wohl angewandten Jugend um so tiefer empfinden und deutlicher erkennen, je mehr sein eigener Schulunterricht vernachläßigt worden war. Am Sohne sollte nachgeholt werden, was der Vater hatte

versäumen müssen. Man sieht diese seine Gesinnung und Absicht aus folgender Stelle eines später geschriebenen Aufsatzes, der sich erhalten hat: „Und Du, Wesen aller Wesen, Dich habe ich nach der Geburt meines einziges Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört. Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest!“ Der kleine Friedrich wurde strenge zum Fleiß angehalten.

Im Jahr 1765 schickte der Herzog Karl von Würtemberg den Vater als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd, und erlaubte ihm, mit seiner Familie im nächsten würtembergischen Gränzorte, im Städtchen Lorch, zu wohnen. Hier erhielt der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht im Lesen und Schreiben und in den Anfängen des Lateinischen, ja auch schon des Griechischen. Der Pfarrer des Ortes, Moser, ein Freund des Schiller'schen Hauses, unterrichtete ihn zugleich mit seinen eigenen Söhnen. Schiller hat später in seinen Räubern dem Andenken dieses Geistlichen ein liebendes Denkmal gestiftet, welches um so beachtenswerther sein möchte, weil jene wohlwollende Schilderung des Pastors Moser in den Räubern auch die letzte günstige Charakterisirung eines Geistlichen in Schiller's Werken geblieben ist. In einem der Söhne des Pfarrers fand er seinen ersten Jugendfreund, welcher auch später mit ihm in Ludwigsburg die lateinische Schule besuchte. Durch den Umgang mit dem sanften, wackern Geistlichen und seiner Familie steigerte sich der religiöse Sinn des sieben- bis achtjährigen Friedrich zur Neigung zum geistlichen Stande, und bis zum Vorsatz, selbst einmal Prediger zu werden.

Mir scheint nichts so erregend und bildend zu sein, als solche kindische Vorsätze und Plane. Sie sind in der jungen Seele der erste Akt der Selbstthätigkeit. Der Geist entwickelt sich nach ihnen und erlangt allmählig eine bestimmtere Richtung und festere Form. Ideale Regungen werden im Herzen wach und verkörpern sich in dem erträumten zukünftigen Stande; denn was für den Mann die ideale, intelligible Welt ist, das ist für den glücklichen Knaben seine eigene

Zukunft. Wenn unsere seligen Träume aus dieser letztern vertrieben sind, pflegen wir unser vereinzeltes Dasein in jene zu flüchten. Auch noch in seiner reifern Jugendzeit wog er sich, wie man aus seinen Gedichten in der Anthologie sieht, in schwärmerischen Entwürfen. Er rankte sich an Riesenplanen zu seiner wirklichen Größe empor.

„Bis an des Aethers bleiche Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug."

Wie der Baumeister den Tempel, ehe er ihn aufführt, in der Seele trägt, so erscheint das Gebäude unseres Lebens zum Voraus in den Träumen unserer Jugend, und der Schwärmer unterscheidet sich vom großen Mann nur dadurch, daß jener nicht die Kraft und das Glück hat, die Ahnungen seines Herzens wahr zu machen. Und wie durch eine göttliche Eingebung erräth der Knabe häufig träumend die tiefste Bestimmung seiner Natur. Schiller ist wirklich dem Wesen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer konfessionellen Gemeinde, sondern ein Prediger vor der großen Menschenfamilie. Wo die besondern Kirchen aufhören, da fängt die wahre an. Wie kunstvoll Schiller seine Dichtung auch später gestaltete, so geht doch ein mächtiger Geist durch alle seine Werke, welcher dem ähnlich ist, der uns aus dem Munde des wahrhaft gebildeten Redners rührt und ergreift. Besonders gilt dieß von den meisten Gedichten der ersten Periode.

Es wird uns erzählt, wie die Neigung zum Predigerstande sich sogleich in seine Spiele verwebte. Oft stieg er auf einen Stuhl und fing mit vielem Nachdruck an zu predigen; welche Sprüche er gelernt und was er aus den Vorträgen seines Lehrers behalten hatte, reihte er zusammen und ließ es auch nicht an einer Eintheilung fehlen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze als Kirchenrock umbinden und ein Käppchen aufsetzen, und er sah dabei sehr ernsthaft aus. Wenn aber Jemand lachte, wurde er unwillig und lief davon, ohne wieder zum Vorschein kommen zu wollen, oder er ging wohl auch, wenn seine Zuhörer

unaufmerksam und unruhig zu werden anfingen, in seinem Vortrage zu einer Strafpredigt über. Jeder lebendige Mensch ist von Natur aus ursprünglich ein Redner, vor der Zeit, ehe die erwachte Reflexion den Fluß der Gedanken unterbricht und die Zunge lähmt.

Die Lehrstunden in Lorch wurden bisweilen an schönen Tagen durch Ausflüge in die Umgegend, in die nahen Berge, unterbrochen und erfrischt. Diese Spaziergänge in dem reizenden Lande wurden von dem jungen Schiller in Gesellschaft der Schulgenossen, der geliebten Schwester, und auch wohl der Eltern, gemacht. Ganz in der Nähe, südlich von dem Flüßchen Rems, lagen die ehrwürdigen Ruinen des Stammschlosses der Hohenstaufen, welche Trümmer der Vater seinem wißbegierigen Sohne deuten und auslegen konnte. Ein Kloster auf einer Anhöhe, welches die Gräber dieses erhabenen Geschlechtes enthielt, ward von den beiden Geschwistern häufig besucht, vielleicht nicht ohne ernstere Eindrücke und ahnungsvolle Schauer in der Seele zurückzulassen. Auch zu einer Kapelle auf einem andern Berge, zu welcher der Weg durch die Leidensstationen führte, wandelte man gerne; oder der Knabe begleitete den Vater zu seinen militärischen Uebungen und hörte ihn dann begierig von seinen Feldzügen erzählen.

Schiller bewahrte immer für die Gegend von Lorch eine große Anhänglichkeit, und als er die Karlsakademie verlassen hatte, war es einer seiner ersten Ausflüge mit seiner ältesten Schwester, sich hier wieder in die glücklichen Tage seiner Kindheit zu versetzen. Ohne Zweifel hat dieser dreijährige Aufenthalt in dem Landstädtchen und ein ununterbrochener Verkehr mit der freien Natur in ihm die Neigung zum Landleben, den Sinn für Naturschönheiten und den Hang zur Einsamkeit erweckt und entwickelt, welche Neigungen, durch andere Umstände verstärkt, ihn durch sein ganzes Leben begleiteten.

Milde, Liebe und Güte waren die hervorstechenden Eigenschaften des jungen Schiller während der ersten acht Jahre seines Lebens. Sie waren ihm angeboren, ja sie waren in der zarten Organisation seines Körpers gegründet, und diese keimende Humanität wurde durch das fromme Familienleben,

durch die Liebe der Mutter und Schwester, so wie durch die Einflüsse einer schönen Natur befestigt und weiter ausgebildet. Sein Gemüth war biegsam, gefühlvoll, verträglich, mittheilend. Von einem ihm allein bestimmten Gerichte vermochte er nicht zu essen, ohne seinen Geschwistern etwas davon anzubieten. Einen begangenen Fehler zu läugnen war er nicht im Stande. Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lagen schon in seiner fein organisirten Natur. Hülfreich zu sein war seine unwiderstehliche Neigung, und da er vom Eigenthum kaum einen Begriff hatte, so schenkte er an seine Kameraden und an Arme alles, was er konnte und um was er angesprochen wurde, Bücher, Kleider, Schuhschnallen. Er setzte hiedurch die sparsamen Eltern oft in nicht geringe Verlegenheit, und der Vater, dem eine solche ideale Freigebigkeit ganz gegen seinen gesunden Sinn und unbegreiflich war, verfuhr oft strenge und hart mit dem Sohn. In solchen Fällen erklärte sich wohl die Schwester, auch wenn sie ganz unschuldig war, als seine Mitwisserin oder Theilnehmerin, um die Strafe von dem jüngern Bruder auf sich selbst abzulenken, und ertrug dann die Scheltworte oder fühlbaren Züchtigungen des erzürnten Vaters ohne Widerrede. Wer an keine Aufopferung glaubt, der gehe zu den Kindern. Mit jedem neuen Geschlechte kommt die uneigennützige Liebe von neuem zur Welt, aber sie versieget mit den wachsenden Lebensjahren, und in manchen Zeiten kann das Alter nimmer glauben, was die Jugend beständig übt.

Die Geschwister suchten auch durch eine gewisse List sich der Strenge des Vaters zu entziehen. Wenn sie gefehlt hatten, daß sie von ihm Schläge befürchten mußten, so bekannten sie ihrer sanften Mutter zum Voraus ihr Vergehen, und baten, um nicht von dem zornigen Vater bestraft zu werden, daß sie die verschuldete Strafe an ihnen vollziehen möchte. So mußte der Konflikt mit dem Vater, wie sehr er auch seine guten Eigenschaften schätzte, in diesem doch allmählig andere Kräfte, als Gefühle des Herzens, entwickeln, Kräfte, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten bald gestählt werden sollten.

Zweites Kapitel.

Die lateinische Schule in Ludwigsburg. Vernichtung des Lebensplanes.

Die Eltern Schiller's mochten in Lorch in einer beengten Lage leben, wenn anders das seine Richtigkeit hat, was Streicher versichert[1], daß der Hauptmann während dieser ganzen Zeit nicht den mindesten Sold erhalten, sondern im Dienste seines Fürsten sein Vermögen zugesetzt habe. Erst auf eine nachdrückliche Vorstellung an den Herzog, daß er auf solche Art unmöglich länger als ehrlicher Mann bestehen oder auf seinem Posten aushalten könne, sei er abgerufen und in die Garnison von Ludwigsburg versetzt worden, wo er den rückständigen Sold nach und nach in Terminen ausbezahlt erhalten habe.

Diese Ortsveränderung fällt in das Jahr 1768. Der Vater willigte in die entschiedene Neigung seines Sohnes, Geistlicher zu werden, um so eher, als dieser Stand sehr geachtet war und eine ehrenvolle Existenz versprach. Er wurde daher in Ludwigsburg sogleich auf die sogenannte lateinische Schule geschickt, in welcher sich der Unterricht ihrem Namen

[1] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 2.

gemäß so ziemlich auf das Lateinische beschränkte; das Griechische wurde, wie damals überall, nur kärglich gelehrt. Denen, welche einmal Theologie studiren sollten, wurde auch das Hebräische beigebracht. Aus diesen lateinischen Schulen traten dann die Schüler, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, etwa in ihrem vierzehnten Jahre, in die bekannten Klosterschulen, in speziellere Vorbereitungsanstalten zum Studium der Theologie auf der Universität. In diese Institute aber konnten nur diejenigen aufgenommen werden, welche in Stuttgart das jährliche Landesexamen vor dem Konsistorium vier- oder fünfmal, so viele Jahre sie eben in der lateinischen Schule waren, zur Zufriedenheit bestanden hatten. Ueberall sucht man einen mittelmäßigen oder schlechten Unterricht durch gehäufte Prüfungen zu heben, welche ihn aber nur noch mechanischer und geistloser machen. Der wahrhaft bildende Unterricht ist selbst eine ununterbrochene Prüfung. Jede andere lähmt die Schüler und verleitet die Lehrer.

In der lateinischen Schule soll sein Hauptlehrer ein gewisser Johann Friedrich Jahn gewesen sein, ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer, sonst ein regelfester, nicht unverdienter Sprachlehrer[1]. Sonderbar klingt es, wenn uns einige Biographen Schillers melden, er habe sich in dieser lateinischen Schule in nichts, in keinem andern (!) wissenschaftlichen Fache ausgezeichnet, als in der lateinischen Sprache. Was wurde denn sonst gelehrt, als das Lateinische? — Und konnte sich unter dem Stockregiment des altphilologischen Schulpedantismus noch etwas anderes in dem Schüler entwickeln, als was gelehrt wurde? — Die seltenen Anlagen, welche in ihm schlummerten, wurden zurückgedrängt, nicht hervorgelockt. Nur wo die Kräfte einen freien Spielraum haben, kann sich der Knabe, wie der Mann, emporthun, und auch der Genialste erscheint gemein, wenn er gemein behandelt wird. Was überhaupt möglicher Weise geleistet werden konnte und

[1] Morgenblatt 1807, Nr. 164. Die hier eingerückten Nachrichten über Schiller sind „P“ unterzeichnet, und wahrscheinlich von seinem Jugendfreund Petersen verfaßt.

durfte, das erfüllte Schiller wirklich. Er war im Lateinischen immer einer der ersten in seiner Abtheilung, und erhielt in dem Landeseramen zu Stuttgart, welchem er sich viermal unterzog, jedesmal ein doppeltes A, womit man nur die Besten zu bezeichnen pflegte. Die günstigen Zeugnisse, welche ihm über diese Prüfungen der Prälat und Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, **M.** Knaus, ausstellte, haben sich noch erhalten. Wir wollen ihren Inhalt unter dem Texte beifügen [1].

Wollte man aber auch eine bessere Ansicht von dem philologischen Schulunterricht der damaligen Zeit geltend machen, als die, von welcher ich eben ausgegangen bin, so ist es doch entschieden, daß sich der arme Knabe von vornen herein zu demselben in einem eben so großen Mißverhältniß befand, als zu seinem Lehrer Jahn. Er brachte von Lorch gewisse Gefühle und Bedürfnisse der Humanität mit, und fand eine inhumane Schulzucht. Mit Neigung hatte er diesen Weg zu seinem schönen Ziele betreten; wie grausam mußte er sich getäuscht fühlen! Ovid's Tristien, Virgil's Aeneide, die Oden des Horaz konnten bei der trockenen Art, wie sie behandelt wurden, sein Gemüth nicht ergreifen und nicht auf ihn wirken. Nur die Furcht vor dem Lehrer, vor dem Vater trieb ihn zum Fleiße. Diesem vermochte er schwer zu genügen; er applizirte sich außer der Schulzeit nicht, wie jener es wollte, sondern suchte, dem Zwange entronnen, das Freie auf und spielte mit seinen Kameraden. In diesen Spielen, bei denen es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Er setzte sich bei jüngern Gespielen in Furcht, imponirte den ältern und stärkern, und wagte sich sogar unverzagt an Erwachsene, wenn er sich von ihnen beleidigt glaubte. In seiner muthwilligen Laune neckte er gerne, ohne jedoch seine natürliche Gutmüthigkeit zu verläugnen. Dergleichen Zerstreuungen

[1] Im Jahr 1769 erhielt er das Zeugniß: **Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur.** In den Jahren 1770 und 1771: **Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur.** Endlich im Jahr 1772 das minder günstige: **Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus** (seinen Mitschülern in Ludwigsburg), **utut eos non penitus exaequet.** S. Morgenblatt 1807, Nr. 201.

mußte er aber häufig theuer entgelten. „Er war," sagt ein Jugendfreund, „ein eingeschüchterter, ungewandter Knabe, der wegen seines linkischen Wesens vom Vater und den Lehrern Püffe und Ohrfeigen in Menge bekam."

Damals war er im neunten oder zehnten Jahre. Gegen sein elftes bekam allmählig sein ernster Sinn, sein tiefes Gefühl, seine träumerische Phantasie das Uebergewicht. Er verlor den Geschmack an den herrschenden Vergnügungen des Knabenalters, am Ballspiel, am Springen, an Possen und Thorheiten. Seine durch schnelles Wachsen veranlaßte körperliche Schwäche mochte mit dazu beitragen. Er schien eigentlich eine weibliche Natur. Der Sprößling, den Mutter- und Schwesterliebe, den das Landleben in Lorch, den die Religiosität in ihm emporgetrieben hatten, setzte seinen zweiten Knoten an. In den Freistunden schlenderte er mit einem vertrauten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in der schönen Umgegend herum. Träume für sein zukünftiges Leben, Klagen über das harte Schicksal, Gespräche über die nachtumhüllte Zukunft waren dann seine liebste, seine gewöhnliche Unterhaltung. Hatte er sich früher im tollen Knabenspiele des leidigen Schulzwangs entledigt, so flog er jetzt mit den Fittigen seiner Gedanken über die peinliche Einschränkung hinweg. Das äußere Spiel wurde zum innern Spiele, in welchem letztern er noch als Mann den schönsten Genuß, ja den vollen Gehalt des menschlichen Lebens erkannte. „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt [1]."

Solche Phantasiespiele entbanden auch zuerst seinen poetischen Genius. Wohl ist das Dichtertalent angeboren; aber in der Wirklichkeit existirt eigentlich nur das von einer Anlage, was sich entwickelt hat, und die Entwickelung ist durch

[1] Schiller's sämmtliche Werke in Einem Bande. Stuttgart 1834. S. 1204. 1. o. Der Kürze wegen werde ich nur nach dieser Ausgabe citiren. Die wenigen Leser, welche sich um dergleichen Citate zu bekümmern pflegen, werden wohl diese Ausgabe zur Hand haben, oder sie sich leicht verschaffen können. Ich gebe zuerst die Seitenzahl, darnach deren vordere oder hintere Spalte durch „1" und „2", und endlich das Oben, Mitten oder Unten durch „o" — „m" — „u" an.

beinahe alle andere Kräfte desselben Menschen modificirt und an dessen Lage und Schicksal gebunden.

Die Veranlassung, welche den zehnjährigen Knaben einmal in eine poetische Begeisterung versetzte, ist recht artig, und gewährte dem Dichter selbst, nach mehr als zwanzig Jahren, noch eine freundliche Erinnerung; denn nichts erfreut den genialen Menschen so sehr, als die frühesten Spuren seines eigenen erwachenden Geistes. Mit seinem Schulkameraden Elwert sollte er den Katechismus in der Kirche aufsagen, und der Religionslehrer, ein steifer, beschränkter Mann, drohte ihnen, sie durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Unserm Schiller konnte eine auswendig gelernte Religion nicht nach dem Sinne sein; aber die Drohung half doch. Nach ergangener Frage am bestimmten Tag, huben die Knaben mit zitternder Beklemmung an, brachten aber doch beide ihre Aufgabe ohne Anstoß zu Ende. Zur Belohnung oder Bestärkung erhielt jeder von ihnen zwei Kreuzer. Eine solche Baarschaft hatten sie lange nicht beisammen gehabt! Was sollten sie sich aber mit dem Gelde Gutes thun? Es wurde endlich beschlossen, auf dem Hartenecker Schlößchen dafür eine saure Milch zu essen. Allein sie war hier nicht zu haben, und als man jetzt nach einem Vierling Käse fragte, kostete dieser allein schon vier Kreuzer, und die kleinen genügsamen Näscher hätten kein Brod dazu gehabt. Mit leerem Magen wanderten sie daher weiter nach Neckarweihingen, wo sie endlich, nach vielfältigem Herumfragen, eine Milch erhielten, in einer reinlichen Schüssel, und noch silberne Löffel znm Essen dazu. Das alles zusammen kostete nur drei Kreuzer, und es blieb noch einer zu Johannistrauben übrig. Ueber dieses köstliche Mahl gerieth unser Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte in einer pathetischen Ergießung dem milchentblößten Orte seinen Fluch, und dem, welcher ihm die Labung gegeben hatte, seinen feierlichen Segen. Es war eine solche Standrede, wie die in Lorch vom Stuhle herab.

Zur Erregung seines Talents scheint auch das Theater beigetragen zu haben, welches er in Ludwigsburg zum erstenmal sah. Es waren aber nur Opern und Ballete, welche nach dem Geschmack der Zeit mit allem möglichen Pomp, mit Aufzügen von Pferden, künstlichen Elephanten, Löwen und prachtvollen Dekorationen gegeben wurden. Dennoch machten diese Dinge Eindruck auf ihn. Er selbst erzählte in späterer Zeit, daß er bis zu seinem vierzehnten Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Auch beschäftigten ihn damals schon Plane zu Trauerspielen[1]. Doch blieb seine Neigung, indem sie zwei Institute versöhnte, welche die moderne Kultur auseinandergerissen hat, dem geistlichen Stande treu; die Stimmung seines Gemüthes und der Gang seiner Phantasie waren religiös, theologisch. Sein erstes deutsches Gedicht verfertigte er den Tag zuvor, an welchem er sein Glaubensbekenntniß öffentlich in der Kirche ablegen sollte. Dasselbe war ohne Zweifel religiösen Inhalts. Die Veranlassung dazu war seine fromme Mutter, welche, als sie ihn auf der Straße umherlaufen sah, ihm wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe machte und ihn so rührte, daß er seine erregten Empfindungen poetisch aussprach. Er überreichte das Gedicht sogleich der erfreuten Mutter. Lateinische Verse zu machen, war er nach der Einrichtung der lateinischen Schulen längst fleißig geübt worden, besonders da sein Lehrer Jahn ein gewandter Versifikator war. Nach einer andern, weniger verbürgten Erzählung, soll jene Komposition aus lateinischen Distichen bestanden haben, und dem Vater überreicht worden sein.

Die Konfirmation des jungen Schiller fiel wahrscheinlich vor 1770 oder in dieses Jahr, indem damals seine Familie nach der Solitude bei Stuttgart zog[2]. Der Knabe, welcher in Ludwigburg zurück gelassen wurde, mußte auch von dieser

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 16.

[2] Wenn man die Ablegung des Glaubensbekenntnisses in das Jahr 1772 setzt, muß man annehmen, Schiller's Eltern seien damals zum Besuch von der Solitude nach Ludwigsburg gekommen.

Zeit an Kost und Wohnung bei seinem lateinischen Schulmeister nehmen. Der Hauptmann Schiller hatte nämlich seinen thätigen, praktischen Geist schon lange auf die Botanik, die Gartenkunst und die Obstbaumzucht gewandt, und in seiner Ludwigsburger Muße eine Baumschule angelegt, die sehr guten Erfolg hatte. Der regierende Herzog Karl, welcher damals den Bau des genannten Lustschlosses, der Solitude, eben beendigt hatte, war aufmerksam auf dieses Geschick und die Lieblingsneigung seines Dieners geworden, und übertrug ihm die Oberaufsicht aller hier anzulegenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen. Jetzt eröffnete sich dem Mann ein erwünschter weiter Spielraum für seinen Geschäftsgeist. Die Anlagen und Pflanzungen sollten nach der Absicht des Fürsten ein Muster für das ganze Land werden. Schiller befriedigte in diesem Posten dessen Erwartungen, so daß ihm endlich der Rang eines Majors ertheilt wurde. Von seinen Untergebenen, welche aus einer großen Anzahl von Menschen der verschiedensten Art bestanden, war er wegen seiner Unparteilichkeit eben so geachtet, als wegen seiner militärischen Handhabung der Ordnung gefürchtet. Daß er sein Geschäft, dem er bis zu seinem Tode vorstand, denkend betrieb, zeigte er durch seine im Jahr 1795 erschienene Schrift: Die Baumzucht im Großen, welche 1806 in Gießen zum zweitenmal gedruckt wurde.

Friedrich Schiller hatte im Jahr 1772 seinen Kursus in der lateinischen Schule beendigt, und stand nun im Begriff, in eine Kutte gehüllt, sich der mönchischen Zucht in einer Klosterschule zu unterwerfen, um die neunjährige Laufbahn eines würtembergischen Seminaristen zu durchwandeln. Aber die Vorsehung hatte es anders über ihn verhängt. Sie wollte durch Irrthum und Zweifel, durch Leiden und Bedrängnisse aller Art das reine Gold aus dem tiefen Schacht seiner Seele heben.

Der Herzog war auf den löblichen Gedanken gekommen, auf seiner Solitude auch ein weitläufiges Lehr- und Erziehungsinstitut zu gründen, welches den Namen militärische Pflanzschule erhielt. Doch war diese Anstalt keineswegs auf militärische Ausbildung beschränkt. Sie konnte ihren Namen

vielmehr nur dadurch rechtfertigen, daß alles ganz und gar auf militärischen Fuß eingerichtet wurde, und ihre Zöglinge meistens Söhne von Offizieren oder von gemeinen Soldaten waren, mit Ausnahme einiger Individuen von angesehenen Bürgerfamilien.

Wie der Herzog alles, was er begann, mit größtem Eifer betrieb, so widmete er der Emporbringung und Organisation dieser Schule seine besondere, sich auf das Einzelne erstreckende Sorgfalt. Sie wurde bald seine Lieblingsschöpfung. Er fühlte, daß hier seinem rastlos thätigen Geiste und seinem herannahenden Alter ein würdigeres, belohnenderes Ziel vorgesteckt sei, als in der Sinnenlust, in prachtvoller Kunstnachahmung des Auslandes und in übertriebenem Luxus, worin er bisher sich meist zu befriedigen gesucht hatte; und die Gräfin von Hohenheim, seine nachherige Gemahlin, bestärkte ihn in dieser Neigung. So ließ er es sich denn auch angelegen sein, in seine Bildungsanstalt fähige junge Leute zu bekommen, und es wurde den Schulvorstehern oder Examinatoren aufgegeben, ihm geignete Knaben namhaft zu machen. Denn alles wollte dieser Selbstherrscher selbst sehen, selbst anordnen, alles mußte durch ihn gehen, er bekümmerte sich um das Speziellste. Da ward ihm unter andern Schülern auch der Sohn des Hauptmanns Schiller empfohlen. Sogleich machte er diesem das Anerbieten, seinen Sohn in die Pflanzschule aufnehmen und in Allem kostenfrei unterrichten und erziehen lassen zu wollen.

Dieser Antrag mußte als eine Gnade angesehen werden. Gleichwohl verursachte derselbe in der Familie eine große Bestürzung, weil er den oft besprochenen Plan vereitelte, daß der junge Schiller sich dem geistlichen Stande widmen solle, zu welchem er sich in der Pflanzschule nicht vorbereiten konnte. Der Vater machte endlich eine freimüthige Vorstellung an den Landesherrn, in welcher er diesen gnädigen Antrag abzulehnen suchte. Aber der Herzog wiederholte sein Begehren noch zweimal, zuletzt mit dem Zusatz, daß dem jungen Schiller die Wahl des Studiums in der Akademie frei stehen solle, und er nach seinem Austritt eine vorzüglich gute Anstellung im herzoglichen Dienste zu erwarten habe.

Jetzt mußte gehorcht werden, sonst stand alles zu befürchten von einem Gebieter, der gewohnt war, jeden seiner Wünsche als einen Befehl vollzogen zu sehen. Die Existenz der Schiller'schen Familie lag ganz in den Händen des Herzogs, und der Hauptmann war von ihm vor Vielen begünstigt worden. Die Eltern fanden sich nun auch leichter und mit Anstand in das Unabänderliche. Die freigelassene Wahl eines Berufs, die Beköstigung von Seiten des Fürsten, die versprochene vortheilhafte Anstellung und selbst die Nähe des Instituts kamen in Betracht. Jeden Sonntag wenigstens konnte der Sohn und Bruder die Seinigen sprechen; er blieb mit ihnen an demselben Orte. Man suchte ihn umzustimmen, zu gewinnen, mit dem wohlgemeinten Willen des Herzogs zu versöhnen.

Aber der junge Mensch fühlte sich auf einmal gewaltsam aus seiner Neigung herausgerissen. Denn, um es kurz zu sagen, das Ideale seiner Natur, welches ihm angeboren war, hatte sich in dem Wunsche, Religionsverkündiger zu werden, verkörpert und war nur in dieser tief gewurzelten Neigung dem Knaben zum Bewußtsein gekommen; und in dieser besondern Liebe hatte er jenen idealen Zug selbst bestimmter ausgebildet, wie ja überhaupt das Symbol, welches wir anschauen, uns den Gedanken, welcher durch dasselbe bezeichnet wird, deutlicher macht. Schiller brachte seine Neigung, brachte sich selbst den Verhältnissen seines Vaters, der Liebe zu seinen Eltern zum Opfer. Aber seine Seele war zerrissen und blieb es. Er selbst war gleichsam zerspalten, und der bessere Theil schien von ihm getrennt. Die Theologie ist die Laura, von welcher er singt:

„„Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.““
„Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab sie ihr.“

Drittes Kapitel.

Die Pflanzschule auf der Solitude. Poesie. Sittliche Grundzüge. Rechtswissenschaft und Medizin.

Friedrich Schiller trat im vierzehnten Lebensjahre, zu Ende 1772 oder am Anfang des folgenden Jahres, in die militärische Pflanzschule, mit dem Vorsatze Jurisprudenz zu studiren. Aber er begann die Rechtswissenschaft erst 1774; das erste Jahr setzte er die Beschäftigung mit den alten Sprachen fort, lernte Französisch, und wurde in Geographie, Geschichte und den Anfangsgründen der Mathematik und Philosophie unterrichtet.

Die Anstalt, welcher unser junger Freund jetzt angehörte, war damals erst im Werden, und erhielt erst später mit einer größern Ausdehnung auch eine festere, vollständigere Organisation. Sämmtliche Zöglinge waren in zwei Klassen oder vielmehr Kasten eingetheilt, von denen die adelige Klasse meistens adelige Offizierssöhne und die bürgerliche größtentheils Soldatenkinder enthielt. Jene hießen Kavaliere, diese Eleven. Nachher, als die Gesammtzahl sich auf dreihundert belief, wurde jede dieser Klassen halbjährlich meistens vom Herzoge selbst, im sogenannten Rangirsaale, unter Maß gebracht und abgetheilt. Die fünfzig größten Köpfe bildeten die erste Abtheilung, die darauf folgenden fünfzig die zweite und die

übrigen fünfzig die dritte Abtheilung. Jede derselben war in einem besondern Schlafsaal einquartirt. Anfänglich waren selbst die Oberaufseher Sergeanten; diese führten denn auch ein solches Kommando, daß man in ihrer Nähe kaum zu athmen wagte. Als aber später jeder der sechs Abtheilungen ein Kapitän mit zwei Unteroffizieren vorgesetzt und jede Klasse einem Major untergeordnet wurde, das Ganze aber unter einem Obersten (damals von Seeger) stand, hörte dieser Terrorismus nach und nach um Vieles auf.

Die Eleven wurden meistens zu Künstlern und Handwerkern gemacht, zu Malern, Bildhauern, Architekten, Stukkatoren, Gärtnern, Musikern, ja sogar zu Schneidern und Schuhmachern[1]; die Kavaliere waren vorläufig dem Militärdienste bestimmt. Bald aber wurden, mit Ausnahme der Theologie, alle Wissenschaften in das Institut gezogen, zuletzt noch die Medizin. Jetzt stellte man allmählig fünfzig Professoren und Lehrer an, und brachte sämmtliche Zöglinge in wissenschaftlicher oder technischer Beziehung nach den Lehrgegenständen, in vierundzwanzig Divisionen. Die erste Division bildeten die Juristen, die zweite die Militärpersonen, die dritte die Kameralisten, die fünfte die Mediziner u. s. w. Das Institut umfaßte also die Gewerbeschule, das Gymnasium, die Kunstakademie, die Kadettenschule, die Universität, kurz beinahe das ganze Unterrichtswesen, welches unsere Zeit in so viele besondere Anstalten aller Art vertheilt hat. Es war eine wahre Universität.

Die militärische Form dominirte in diesem künstlich zusammengesetzten Staate durchgehends. Das Kommando: Marsch! führte die Zöglinge in den Speisesaal zum Frühstück; dort erschallte ein: Halt! Bei dem Ruf: Fronte! wandten sie sich gegen den Tisch. Auf das Kommando: Zum Gebete! hoben sie die gefalteten Hände bis zum Munde empor, und rückten dann auf ein gegebenes Zeichen die Stühle mit einem donnernden Geräusche zu Tische. Auf ähnliche Weise ging es in gleichmäßigem Tempo in die Lehrzimmer. Das Verhältniß

[1] Jugenderinnerungen des Generals von Scharffenstein in Beziehung auf Schiller, im Morgenblatt von 1837, Nr. 56.

der Lehrer zu ihren Zuhörern war ordonanzmäßig[1]. Ueber den Anzug hat uns Scharffenstein, ein ehemaliger Kavalier der Karlsschule, folgende Zeichnung gegeben: „Die Offiziers-söhne hatten gewöhnlich hellblaue, kommistuchene Westen mit Aermeln; der Kragen- und Aermelaufschlag war von schwarzem Plüsch, die Hosen von weißem Tuch, der Kopfputz ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe, nach einem bestimmten Maße. Der Paradenanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putze trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche An-zug stattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus. Er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgränzten Augen. Er war einer der un-reinlichsten Bursche der Anstalt. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf. Ich könnt' ihn noch malen!" —

Man sieht leicht, daß es unserm jungen Freunde bei dieser Dressur des Körpers wie des Geistes nicht wohl werden konnte. Freie Thätigkeit, Lieblingsneigungen, eigenen Willen wollte das Institut nicht aufkommen lassen, jede Bewegung war geregelt, beinahe alle Zeit der Zöglinge in Anspruch ge-nommen. Die Schule wollte ihre Leute ganz besitzen und beherrschen, und Alles, was nicht im Erziehungsplane lag, war verboten und verpönt. Der kategorische Imperativ herrschte in Allem, und blinde Unterwürfigkeit war eine der am mei-sten geschätzten nnd belohnten Eigenschaften. Gewiß die beste Methode, um aus Menschen Maschinen zu machen! Aber um gerecht zu sein, darf man nicht vergessen, daß eine solche rohe Behandlung der Jugend im Geiste der Zeit lag, und daß vollends ein so zusammengesetztes Institut von so vielen und verschiedenartigen jungen Leuten sich ohne soldatische Ord-nung nicht hätte halten können. Und ich weiß nicht, ob eine humanere, aber um nichts weniger konsequent durchgeführte

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 18.

Handhabung derselben Maxime, den jugendlichen Geist durch eine Menge von Lehrstunden, Unterrichtsgegenständen und Arbeiten, durch Examina und dergleichen vollständig zu bestimmen, ihr Ziel nicht zuverläßiger erreicht und nicht sicherer alle Selbstthätigkeit zerstört, als jene barbarische Zucht unserer Vorfahren. In Schiller wenigstens, wie in mehreren seiner fähigern Freunde, weckte diese Methode Abneigung, welche sich steigerte, je mehr er zum Bewußtsein seiner selbst kam, und Kräfte in ihm hervorrief, welche sich ohne diese harte Erziehungsmanier bei ihm schwerlich je so entschieden und mächtig emporgethan hätten. Der brutale Despotismus hat von jeher die Freiheit geboren.

In einem Briefe vom 12. Juli 1773 an seinen Freund Karl Moser in Ludwigsburg klagt er: „Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen; den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben (setzt er sich entschuldigend hinzu) steht nicht in unserm Schulreglement. Sähest Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht." Aber die aufgezwungenen Unterrichtsgegenstände wollten nicht bei ihm haften; außer dem Lateinischen, worin er aber Meister war, lernte er in dem ersten Jahre beinahe nichts. Von den alten Dichtern zog ihn nur Virgil an, dessen Aeneide ihn aber auch so begeisterte, daß er sie bald in deutschen Hexametern nachzubilden versuchte.

Der Unterricht des Instituts konnte auch deßwegen so wenig an Schiller bringen, weil er damals gerade einen deutschen Dichter kennen gelernt hatte, welcher gleichsam seine ganze Seele verschlang. Es war Klopstock. Deutsche Bücher waren eine Art Kontrebande, aber die Hindernisse, sie sich zu verschaffen, sie zu lesen, steigerte nur das Verlangen nach ihnen und den Sinn für sie. Man kann mit Recht sagen, daß Klopstock die deutsche Dichtung zuerst der Schule, der Nachahmung, dem Verstande entriß, und sie zum unmittelbaren,

lebendigen Ausdruck der innersten Regungen in der Brust des Menschen machte. In Klopstock's Oden und in der Messiade fand er die willkommenste Nahrung für sein humangestimmtes Gemüth und für seinen religiösen Hang, und zugleich die mächtigste Anregung seines poetischen Talents. Und was hatte er sonst noch, was ihm lieb war? Machte nicht bis jetzt noch diese Trias, Humanität, Religiosität und poetisches Talent, sein eigenthümliches Wesen, die Welt aus, in welcher er lebte und welche ihm Alles, was um ihn geschah, verleidete? Die Lektüre dieses Dichters war seine Lieblingsbeschäftigung, sein höchster Genuß, und da die äußere Lage gar keine Zerstreuungen darbot, sondern ihn Alles in sich selbst zurückdrängte, so kehrte er immer wieder zu dem Dichter zurück, in welchem er sich selbst fand, und machte sich durch tagtäglich wiederholtes und ernstlich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen Klopstock's Anschauungen, Bilder, Gefühle, Gedanken allmählig zu eigen. So hatte diese Poesie die entschiedenste Wirkung auf Schiller's Bildung. Sie war es, wie uns einer seiner Jugendfreunde sagt, welche seine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte, und zumal das Innige und Religiöse weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigenthümlichkeiten, welche uns in seinen gelungensten spätern Arbeiten so zauberisch anziehen. Durch Klopstock's Gedichte wurde auch seine Neigung zum geistlichen Stande von Neuem hervorgerufen. Oft wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an; er ergoß sich oft in Gebete, und hielt auch in Gesellschaft Andachtsübungen, ohne sich jedoch zu den sogenannten Pietisten zu halten, welche einige Jahre lang sogar in dieser Anstalt einen Anhang hatten. In diesem religiösen Drang griff er zur Bibel und erquickte sich an deren Geschichten, Wahrheiten und Gesängen in der lutherischen Kraftsprache. Die Bibel lieferte ihm auch den Stoff zu einem Epos, in welchem er seinem Lieblingsdichter, freilich mühevoll und noch ohne Eigenthümlichkeit, nachstrebte. Er versuchte den israelitischen Gesetzgeber, Moses, episch zu verherrlichen, wie sein Vorgänger den Welterlöser besungen hatte.

Wie mußte es ihn entrüsten, daß er all' dieses Köstliche wie etwas Strafbares zu verheimlichen gezwungen war! — Dieser Widerstreit scheint die historische Stelle für jene tiefgefühlte Idee zu sein, daß der Mensch das Glück als einen „heiligen Raub in seines Herzens Innerstem bewahren" müsse; wie er z. B. in dem Gedichte: das Geheimniß, singt:

„Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunst überrascht."

Paßt dieses nicht ganz auf die Lage in dieser Anstalt? „Wenn in unsern Kriminalgesetzbüchern," schrieb er damals an seinen Freund Moser, „auch eine Strafe auf Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt wäre, dann würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden sein."

Zum Glück fand er in dem Institut gleichgesinnte, für Dichtung ebenfalls begeisterte Jünglinge, namentlich den ihm so sehr ähnlichen und werthen von Hoven, J. W. Petersen, den Elsäßer von Scharffenstein, der endlich General in würtembergischen Diensten wurde, und Andere. Wenn in einem Zeitalter eine neue Sonne durchbricht, reflektiren die jungen Leute immer am lebhaftesten ihre Strahlen. Das abgelebte, stumpfsinnige Alter schiebt der Genius der Geschichte zur Seite, indem er nur die klare Manneskraft in seine heiligen Dienste nimmt; aber am lautesten, obgleich nicht ohne Uebertreibungen und Verkehrtheiten, spricht er aus dem Munde der Jugend. So spürten unsere Jünglinge trotz ihrer Abgeschlossenheit die neue Aera, welche in der deutschen Literatur begonnen hatte. Die frische Quelle dieser aus den Tiefen der Menschheit entspringenden Dichtkunst ergoß sich auch in ihre Herzen und wurde frohlockend, jubelnd von ihnen empfangen. Schon zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden gab ein Freund unserem Schiller Gerstenberg's Ugolino zu lesen. Dieß Trauerspiel machte durch seine rührenden, erhabenen und tief erschütternden Scenen einen fortwirkenden, entscheidenden

Eindruck auf sein ideal gestimmtes Gemüth; noch im reifsten Mannesalter hielt er die Tragödie in Ehren. Göthe's Götz von Berlichingen kam hinzu, und hier begegnete ihm zuerst eine Natur und Wahrheit, gegen welche alles, was ihm bisher sein eigenes Leben vorgeführt hatte, nur wesenlose Phantome waren; und er gewöhnte sich allmählig, die Natur aus Büchern abzufühlen und sich anzueignen, da er von der wirklichen Welt durch Mauern und Gitter getrennt war. Eine Fertigkeit, die er auch später fortsetzte und zur höchsten Vollkommenheit brachte. Göthe wurde bald der Abgott des geheimen poetischen Bundes; und Schiller bekam allmählig eine andere Richtung, er wurde dem Lyrischen, dem Epischen und Klopstock's religiöser Dichtung mehr und mehr entzogen; sein Geist ward unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinübergehoben. Kein Wunder! Die Fabel sprach ja seine eigene Geschichte aus. Die Tragödie stellt den Menschen im Kampfe mit seiner äußern Lage, dem Schicksal dar, und Schiller fand sich, je länger je mehr, in einem solchen Widerstreit mit seinen äußern Verhältnissen begriffen. Und wiederum erweckte die Tragödie mehr und mehr in ihm das erhabene Gefühl der innern Freiheit und Selbstständigkeit. Das Grundprinzip des Dramas, Geistesunabhängigkeit, ward auch das sich allmählig hervorhebende Grundprinzip seines Lebens, vor welchem neuen Element sein sanftes, religiöses Gefühl zurücktrat. Er lebte sich in den Dramatiker hinein.

Um Verwandtes nicht zu trennen, wollen wir sogleich beifügen, daß er nach vielfachem Lesen und Einprägen des Ugolino und Götz später auch mit Shakspeare bekannt wurde. Schiller hörte seinen Lehrer Abel in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Briten vorlesen: er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit der ausdruckvollsten Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer hin und bat um den großen Dramatiker. Sein Freund Hoven verschaffte ihm nachher die Wieland'sche Uebersetzung. Er trat in jugendlichem Scherze seine Lieblingsgerichte ab, um in den Besitz dieser köstlichen Bände zu kommen. Shakspeare war nun eine geraume Zeit sein eifrigstes Studium und nahm ihn so ein — wie uns Alle, als wir ihn zuerst kennen lernten. Doch

bekennt Schiller selbst [1], daß sein starkes sittliches Gefühl und seine Vorliebe für die sentimentale Poesie eines Klopstock, Uz, Haller und anderer ihn lange verhindert hätten, Shakspeare recht zu würdigen und sein Individuum lieb zu gewinnen. Dessen Kälte, Unempfindlichkeit nach den herzzereißendsten Auftritten habe ihn empört; denn er sei durch neuere Poeten verleitet worden, in dem Werke den Dichter aufzusuchen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren und seinem Herzen zu begegnen; und es sei ihm unerträglich gewesen, daß sich hier der Poet gar nirgends habe fassen lassen, ihm nirgends habe Rede stehen wollen — ein unendlicher Zwiespalt zwischen dem englischen und deutschen Dichter blieb immer, wie sehr sich dieser jenem auch anzunähern suchte: Schiller nahm seine Dichtung aus seinem Herzen, Shakspeare die seinige aus der Welt. Unter den neuern deutschen dramatischen Dichtern war ihm besonders Lessing werth, und Leisewitz's Julius von Tarent wurde sein Lieblingsstück.

So richtete er den Kern seiner Geisteskraft, sein ganzes Nachsinnen auf die Poesie. Er beschäftigte sich unverrückt und ungetheilt immer mit einem poetischen Werke, welches er in ungestüm sich regendem produktivem Interesse, vielleicht zwölf-, vielleicht zwanzigmal las. Zum Glücke kamen ihm meistens nur bedeutende poetische Produkte, und zwar von verschiedener Gattung in die Hände, Meisterwerke, welche alle seine dichterischen Anlagen entzünden konnten und sein ästhetisches Urtheil schärfen mußten. Der ernste, unermüdliche Fleiß wurde gewiß auch durch die äußere Einschränkung und die unerquickliche Jurisprudenz befördert. Die poetische Lust steigerte sich zur Leidenschaft, der Trieb zur Kraft. Der mit Kraft verbundenen Leidenschaft ist Alles leicht, Unglaubliches möglich.

Ich meine, ohne die Poesie, die Schiller im Hintergrunde hatte, ohne diese Welt, in die er sich flüchten konnte, hätte die militärische Disciplin sein reizbares, empfindliches Gemüth verstimmt, ihn mißmuthig, ärgerlich, trotzig, menschenfeindlich gemacht. Jetzt aber schlug alles Unangenehme,

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 2. m.

welches er zu erfahren hatte, ins Ideale um, und seine harte Jugend wurde die Grundlage seines herrlichen Charakters. Er kämpfte für seine Lieblingsneigungen, seine Gefühle, Ideen, Poesie, und dieser Kampf brachte ihn zum Bewußtsein, was er, was der Mensch vermöge, wenn er wolle. Dieses stets unterhaltene Gefühl öffnete ihm den Blick in eine Unendlichkeit. Er fand sich bald in einen sittlichen Entwickelungsprozeß wie hineingezwungen, welcher die Eine Grundsäule seines Lebens wurde, während sein Herz die andere blieb. In einem Prinzipe der Freiheit und einem Prinzipe der Humanität koncentriren sich alle sittlichen Anlagen Schiller's.

Es ist interessant, aus einzelnen Zeichen und Aeußerungen zu sehen, wie sich seinem tiefen, innigen Gemüthe diese stoische Denkart zur Seite stellte. Am 20. Februar 1775 schrieb er an seinen Freund Moser: „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspektoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange ich meinen Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Mann ist der Anblick der Sklaverei verhaßt, und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt ist! — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegengehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lektüre des Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß gemacht." — Scharffenstein erzählt, wie ihm eine Opposition gegen seinen Vorgesetzten, Schiller's Freundschaft gewann. „Kraftäußerung," berichtete dieser Jugendfreund, „begeisterte ihn vorzüglich, und ich errinnere mich, daß er ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoche an datirt sich unser intimer Anschluß und der völlige Austausch unseres Innern." Daher war unserm freisinnigen Jünglinge jede Wegwerfung auch an Andern verhaßt. Im Jahr 1774 gerieth der

Herzog Karl auf den sonderbaren Gedanken, daß jeder der ältern Zöglinge nicht nur von sich, sondern auch von allen Genossen seiner Abtheilung eine Schilderung zu Papier bringen solle. Darin sollten sowohl ihre Fehler, als ihre Fähigkeiten und Lieblingsneigungen, besonders aber die Gesinnung eines Jeden gegen Vorsteher und Lehrer, nach bestem Wissen und Gewissen angegeben sein. Eine Maßregel, deren pädagogische Zweckmäßigkeit wenigstens sehr problematisch ist; aber es war ja vermuthlich nur auf's Kontrolliren abgesehen. Da zeichneten sich Schiller's Schilderungen nicht nur durch eine gute Beobachtungsgabe, sondern auch durch eine hochsinnige Denkart aus. Von manchem seiner Mitgenossen sagte er unverholen: Seine Ehrerbietung gegen seine Vorgesetzten gränzt an Niederträchtigkeit. Und welches Zeugniß legt er von sich selbst ab? Nachdem er auf seine heiße Liebe zur Poesie hingedeutet, fährt er in der Selbstschilderung mit folgenden Worten fort: „Er (Schiller) gesteht ein, daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei, daß er aber auch dagegen wiederum ein aufrichtiges, treues, gutes Herz habe.“ Durch dieses Urtheil über sich selbst deutet er offenbar, aus dunkelm Instinkt, das doppelte Lebenselement an, auf welches wir oben aufmerksam gemacht haben, indem er von den mißfälligen Außerungen seiner Freiheitsliebe gleichsam wegweis't auf sein edles Gemüth. Endlich gesteht er dem Herzoge freimüthig: „daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“ — Häufig kehrte noch die wehmüthige Klage bei ihm zurück, daß er der Laufbahn eines Predigers entrissen worden sei. Dieser tiefeingreifende Schmerz und Verlust trug hauptsächlich dazu bei, jene sehnsuchtsvolle, weiche, gleichsam thränenbethaute Gemüthsstimmung in ihm schon sehr frühe auszubilden, welche uns aus seinen Dichtungen so rührend an's Herz spricht. Lange vorher, ehe er denkend den Unterschied zwischen dem Realen und Idealen festsetzte, hatte er den Abstand beider schon im Leben erfahren. Noch in spätern Jahren äußerte er sich, vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der

Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhabenes vor.

Ungeachtet seines lebhaften, unabhängigen Geistes, wird uns doch von keiner Aufsehen machenden Widersetzlichkeit gegen seine Vorgesetzten erzählt. Eine solche ließ sein bescheidener, ehrfurchtsvoller Sinn nicht aufkommen; auch war seine ganze Thätigkeit mehr nach Innen, als nach Außen gerichtet. Ohne vielfältige unangenehme Berührungen konnte es freilich nicht abgehen, aber Schiller glich solche unvermeidliche Konflikte gewöhnlich durch irgend einen witzigen, oft sarkastischen Einfall oder seine Guthmüthigkeit wieder aus. Es ist interessant zu hören, was in jenen oben erwähnten Schilderungen Schiller's Mitzöglinge über ihn urtheilten. Der Herzog ließ sich aus jenen Aufsätzen einen Auszug vorlegen, welcher die Urtheile der vorzüglichsten Stubengenossen beinahe wörtlich enthält. Diese verschiedenen Charakteristiken des fünfzehnjährigen Jünglings, welche uns von seinem Jugendfreunde Petersen im Morgenblatte mitgetheilt worden sind, mögen auch hier ihre Stelle finden:

„Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven „gleich, und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie, „und zwar bei dem Schiller auf die tragische, bei dem von „Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar „viele Einbildungskraft und Verstand; ist bescheiden, schüchtern, „freundlich, und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich; „lies't beständig Gedichte."

„Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in „den Wissenschaften nicht so sehr, wie Andere, hat hervorthun „können. Gegen seine Vorgesetzte ist er ehrfurchtsvoll. Legt „sich auf Rechtswissenschaft."

„Sehr dienstfertig, freundlich und dankbar, sehr aufge„weckt und sehr fleißig. (?)"

„Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich.[1] „Neigung znr Poesie."

„Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, doch aber vollkom„men mit seinem Schicksal zufrieden. (?)"

[1] Weßwegen er sich auch von dem Oberaufseher der Pflanzschule und Sergeanten Nies einen „Schweinpelz" schelten lassen mußte.

„Hat einen Hang zur Theologie."

„Wendet seine Gaben nicht gut an."

Wir fügen diesen bezeichnenden Zügen noch einige fernere, theils zur Erläuterung, theils zur Ergänzung bei.

Er gehörte ohne Zweifel zu den ernsten, in sich gekehrten Naturen, welche in heiterer Gesellschaft gerade am lustigsten und wildesten sind. Der Narr in jedes Menschen Brust will sein Recht haben, wenn der Mensch nicht versauern soll.

Er hatte nur wenige vertraute Freunde. Die Innigkeit beschränkt sich gern. Unser Verstand mag sich vielgeschäftig über tausend Dinge verbreiten; unser Herz ist immer nur für wenige geschaffen. Ein Universalgenie ist der, welcher die ganze Welt umfaßt; ein Universalgenie ist aber auch der, welcher aus jedem Gegenstand eine ganze Welt machen kann. Von seinem Herzen legte er aber auch dadurch ein schönes Zeugniß ab, daß er bei der Wahl seiner Freunde eben so sehr, ja beinahe mehr auf die Güte ihres Gemüthes und die Haltung des Charakters, als auf ausgezeichnete Geistestalente sah. Er soll schon damals im Stande gewesen sein, Menschen, welche er für gemein, niederträchtig, bösartig hielt, eine zurückschreckende Kälte entgegenzusetzen.

Wie gegen die Disciplin der Anstalt, so fühlte er sich vom Jahr 1774 an, wo er den Anfang im Studium der Rechtsgelehrsamkeit machte, auch gegen den Unterricht in eine schreckliche Disharmonie gesetzt. Es war gerade zu der Zeit, als er die Poesie leidenschaftlich ergriffen hatte. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht und später ein Kollegium über das römische Recht. Hier blieb er offenbar hinter seinen Mitschülern zurück. Nichts von den trockenen, unerquicklichen Dingen, die er hier mit anhören mußte, wollte seinen in poetischen Bildern, Gefühlen, Träumen, Planen schwelgenden Geist fesseln, nichts wollte haften. Seine juristischen Lehrer hielten ihn sogar für einen talentlosen Menschen oder zweifelten wenigstens an seinen Fähigkeiten. Einer derselben fragte nach einer Prüfung, in welcher er schlecht bestanden hatte, einen Kameraden Schiller's: ob dessen Unwissenheit von Trägheit oder von Mangel an Kopf herrühre? Der Fall ist nicht selten,

daß Lehrer, welche ganz in ihrem Fache leben, einen Schüler, welcher nichts in ihrer Wissenschaft, in ihrer Kunst und nach ihrer Methode leistet, für beschränkt überhaupt halten, nicht ahnend, daß eine spezielle Unfähigkeit oft gerade die Wirkung einer erweckten originellen Kraft ist, welche alles Heterogene von sich abstößt, und daß auch bisweilen eine Wissenschaft oder Kunst dem Lehrling durch den Lehrer zuwider und verhaßt wird.

Doch unser junger Freund sollte schon ein Jahr nach seinem Eintritt in die Pflanzschule von der Jurisprudenz erlös't werden. Die sogenannte militärische Pflanzschule wurde 1775 nach Stuttgart, in ein großes, aus vier Flügeln zusammengesetztes Kasernengebäude verlegt und nachher zur hohen Karlsschule oder Karlsakademie erhoben. Das Institut, welches jetzt erst seine vollkommnere Ausbildung und feste Form erhielt, ward unter Anderm auch dadurch erweitert, daß die Medizin unter die Lehrfächer aufgenommen wurde. Schiller ging in seinem siebzehnten Lebensjahre zur Medizin über. Nach Frau von Wolzogen ist dieser Uebertritt freiwillig geschehen, auf die Aufforderung des Herzogs, daß diese Wissenschaft zu studiren den Schülern frei stände, welche Lust hätten und sich melden würden. Es war eigentlich nicht Neigung und Vorliebe, was ihn antrieb, die Medizin zu wählen, versichert auch Scharffenstein; es war vielmehr ein Raptus, oder weil er sie für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich weil die darin angestellten Lehrer ihm besser zusagten. Es war aber das Urtheil seiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut sei, irgend ein wissenschaftliches Fach absolvirt zu haben, sei es, was es wolle. Auf ähnliche Weise äußert sich sein Jugendfreund Petersen im Morgenblatte[1]: Schiller habe sich zwar freiwillig, doch nicht aus wahrer Neigung zu dieser verwickelten und trüglichen Kunstwissenschaft gemeldet, er sei vielmehr durch die Meinung bestimmt worden: Seelenlehre, Menschennaturkunde und verwandte Kenntnisse, auf die er sich jetzt legen müsse, könnten ihm bei seiner dramatischen Kunst theils als Dienerinnen, theils als

[1] Vom Jahre 1807, Nr. 186.

Helferinnen vom allerwichtigsten Nutzen sein. Nach Streicher dagegen [1] hätte Schiller wider Willen, auf den Befehl des Herzogs, zur Medizin übertreten müssen. Der Herzog habe den Hauptmann Schiller wieder zu sich kommen lassen, und ihm eröffnet, daß er seinen Sohn, nur wenn er sich der Medizin widme, mit der Zeit vortheilhaft werde anstellen können, weil gar zu viel junge Leute in der Akademie Jura studirten. Der Liebe zu seinen Eltern habe der fromme Sohn auch dieses Opfer gebracht und ein Fach ergriffen, gegen welches er anfangs eine gleich große Abneigung, wie gegen das Rechtsstudium, gehegt habe. Ging dieser Tausch des Berufs wirklich vom Herzog aus, so kann dieser, welcher die Zöglinge meistens persönlich kannte und unsern Schiller namentlich scharf in das Auge gefaßt zu haben scheint, vielleicht durch die oben erwähnten Schilderungen, durch Examina und Berichte der Lehrer zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß er sich nicht zur Jurisprudenz eigne, und daß die Arzneikunst seiner Natur angemessener sein werde. Dadurch wäre der Wille des Herzogs objektiv motivirt. Wir möchten doch nicht abermals ohne Noth einen despotischen Eingriff in die heiligsten, unantastbaren Rechte des Menschen von ihm annehmen.

[1] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 16.

Erste Periode

oder

Periode der jugendlichen Naturpoesie.

Von den frühesten Gedichten — 1776 — an bis zur Erscheinung des Don Karlos — 1786.

Viertes Kapitel.

Erste poetische Versuche. Eigenthümlichkeit des Dichtens. Hervorstechende Denkkraft. Geistesrevolution. Ein Blick in's Allgemeine.

Von der Zeit an, von welcher wir von einem Dichter selbst verfaßte Denkmale besitzen, sind wir im Stande, ihn viel besser kennen zu lernen, als jeden andern Menschen, dessen Andenken uns die Geschichte überliefert hat. Von einem Könige, einem Feldherrn, welcher nichts Schriftliches hinterließ, werden uns nur Thaten und Schicksale erzählt. Wir erfahren bloß das Aeußere, und müssen das Innere hinzudenken. Wie unsicher sind meistens solche Schlüsse! Wie beschränkt ist das geistige Gebiet, auf welches wir aus Handlungen eines Menschen überhaupt zurückzuschließen im Stande sind, und wie unzuverläßig ist endlich die Nachricht von Worten und Reden, welche eine historische Person

gelegentlich gesprochen haben soll! Wenn es hoch kommt, wissen wir von derselben ihr Aeußeres; über ihr Inneres haben wir nur Meinungen, bisweilen eigene, meistens fremde, überlieferte. Ganz anders dagen ist es bei einem Schriftsteller, welcher, wie Schiller, während seines ganzen Lebens sich durch Geisteswerke der verschiedensten Art ausgeprägt hat. Durch diese können wir uns mit größerer Sicherheit, als sonst, das geistige Leben ihres Verfassers enthüllen, und uns dasselbe, wenn wir noch durch andere Hülfsmittel unterstützt werden, mit einer gewissen Vollständigkeit zur Anschauung bringen.

Die poetische Verbrüderung, von welcher wir oben geredet haben, wollte nicht nur genießen, sondern auch selbst produziren. Jeder wählte sich einen Stoff von einer andern Gattung; sie sprachen schon vom drucken lassen, ehe noch etwas geschrieben war. Petersen verfertigte ein weinerliches Schauspiel, Hoven einen Roman in der Manier Werther's, Scharffenstein ein Ritterstück, Schiller eine Tragödie. Sie soll der Student von Nassau geheißen haben. Er sei nämlich oft verlegen gewesen über einen tragischen Gegenstand, so verlegen, daß, wie er nachher sich ausdrückte, er seinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen Stoff mit Freuden würde hergegeben haben. In einer solchen Stimmung habe er in einer Zeitung von der Selbstentleibung eines Studenten von Nassau gelesen, den sein theilnehmendes Herz und seine feurige Phantasie sogleich zur Grundlage einer Tragödie gemacht hätten. Die Freunde rezensirten gegenseitig schriftlich ihre Arbeiten auf das vortheilhafteste, obgleich ein späteres reiferes Urtheil sie lehrte, daß sie nur höchst unvollkommenen, nachgepfuschten Kram produzirt hatten. Schiller vernichtete diesen Jugendversuch auch bald nachher, wünschte in spätern Jahren ihn aber doch, als Dokument der ersten glühenden Wärme des Gefühls erhalten zu haben[1]. Sein produktiver Trieb versuchte sich bald an einem zweiten Stück, welches in Inhalt und Behandlung Aehnlichkeit mit Julius von Tarent gehabt haben soll, doch ohne diesem Vorbilde an

[1] Diese Nachricht (von Conz) steht im Morgenblatt 1807, Nr. 201.

Werthe im geringsten gleich zu kommen. Es führte den Namen Kosmus von Medizis. Dieß Schauspiel wurde ebenfalls vernichtet; nur einzelne Gedanken und Situationen wurden später in die Räuber aufgenommen.

Mächte der Eingekerkerte seinem Freiheitsdrang in solchen dramatischen Versuchen Luft, so prägte er, von Zeit zu Zeit zu Klopstock zurückkehrend, sein Herz in lyrischen Gedichten aus. Jedes dieser seiner Lebenselemente wollte sich äußern, und weil seine Poesie aus diesen sittlichen Kräften hervorging, nahm sie selbst einen sittlichen, rhetorischen Charakter an. Das erste Gedicht, der Abend, welches sich noch erhalten hat und im sechszehnten Lebensjahre Schiller's, also wohl noch auf der Solitude, verfaßt ist, erschien im Schwäbischen Magazin[1]. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, Balthasar Haug, führt es mit den Worten ein: Der Verfasser scheine schon gute Muster gelesen zu haben, und mit der Zeit **os magna sonaturum** zu bekommen. Es ist ganz religiös, nach Klopstock'scher Art, eigentlich eine Hymne an Gott am Abend. Von weichem, sentimentalem Gefühl findet sich in diesem, wie auch in seinen spätern Jugendgedichten keine Spur. Der energische Sinn, welcher in dem Jüngling trieb, riß auch seine sanftern Religions- und Naturempfindungen mit sich ins Starke und Mächtige fort. Die zweite Strophe heißt:

„Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr! aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisternng die kühnen Flügel schwingen,
Zu Dir! zu Dir! des hohen Fluges Ziel;
Mich über Sphären, himmelan, gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!"

Noch weniger ästhetische Kultur zeigt sich in dem zweiten noch erhaltenen Gedichte vom Jahr 1777: der Eroberer.

[1] Es ist jetzt, wie die andern, später unterdrückten Jugendgedichte Schiller's in „Döring's Nachlese zu Schiller's sämmtlichen Werken, Zeitz 1835", abgedruckt.

Durch des edeln Klopstock Abscheu vor Eroberungskriegen, welcher bekanntlich eine temporelle Beziehung hatte, ließ sich auch unser Jüngling zu einem Verwünschungsliede inflammiren, zu dem damals eben kein Anlaß mehr vorhanden war. Das Ganze ist, wie sein Jugendfreund Petersen urtheilt, der Erguß einer wahren orientalischen Geistesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Messiade und den Propheten des alten Testaments angefüllt, voll wilden Feuers und roher, brausender Kraft, aber auch voll Schwulst, Unverständlichkeit und Unsinn. Man kann den Geist des Ganzen schon aus dem Anfange erkennen:

„Dir, Eroberer! Dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſts
Vor den Augen der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!
Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunterſehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger! mich,
Und Entsetzen um sie — fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworf'ner,
In die Ohren der Mitternacht."

Man sieht es schon an dieser Probe, daß des Dichters Zorn gegen den Eroberer mehr erkünstelt und erträumt, als wahr ist. Er spricht eigentlich eine allgemeine Entrüstung an einer entlehnten, fremden Idee aus. Was geht ihn in seinem Gefängniß — der Eroberer an?

Das war ein, freilich äußerer Grund, warum Schiller's Dichtung lange Zeit so roh blieb: seine klösterliche Abgeschiedenheit reichte ihm keine poetische Stoffe dar, sondern trieb seine Phantasie in's Unbegränzte hinaus. Hätte er sich an wirkliche Vorfälle, an Selbsterlebtes halten können, so würde schon durch den mächtigen Einfluß des Lebens seine Phantasie geregelt und geläutert, und ihre Erzeugnisse würden anschaulicher und bestimmter geworden sein. Da die Erfahrung und Anschauung seine Einbildungskraft nicht mit Bildern erfüllte, mußte er sich nun den poetischen Stoff

aus Büchern gleichsam künstlich und oft mühsam zubereiten, welchen das Leben andern Dichtern freigebig zuspielt. Hieraus entstand die dauernde Eigenthümlichkeit, daß sein Dichten schon frühe nicht ein leichtes Spiel, sondern eine angestrengte Arbeit war. „Man wähne ja nicht," sagt sein Jugendfreund, „daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft, oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen wären. Mit nichten! Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellten Beobachtungen; erst nach vielen angestellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannigfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt, erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen hob er sich etwa im Jahr 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größern Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahneten, so wie auch er selbst nicht früher, als um diese Zeit, sich der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes gewiß wurde."

Es erklärt sich hieraus der ernste, strenge Charakter seiner Dichtkunst. Die poetische Laufbahn war ihm kein angenehmer Spaziergang auf ebenem Wege, sondern ein mühevoller Gang nach einem fernen, ruhmvollen Ziel. Aber dieses Umherschweifen im gränzenlosen Reiche der Einbildungskraft war seinem eigenen Hange angemessen, und je mehr er in diesem erträumten Gebiete Spielraum gewann, desto weniger vermochte ihn die enge Gegenwart zu befriedigen. Er fühlte sein Innerstes aus dem Lande der Wirklichkeit wie verbannt, und mußte sich phantasirend und sinnend ein Terrain erobern, welches er in seiner Dichtung dem wirklichen Leben anfangs polemisch entgegenstellte, später aber zu einer selbstständigen und reinen idealen Welt erweitern und läutern konnte. Unsere psychologische Biographie wird diesem innern Entwickelungsprozeß schrittweise nachfolgen.

Schiller mißbilligte einige Jahre später selbst seine lyrischen Erstlinge, indem er ausrief: „O, damals war ich noch ein Sklave von Klopstock!" Allerdings stand einer

geschmackvollern Gestaltung seiner Poesien diese gefährliche Verehrung Klopstock's und ähnlicher sittlichen, sentimentalen Dichter noch mehr im Weg, als seine Abgeschiedenheit von der Welt. Er bedurfte Dichter ganz entgegengesetzter Art, welche seine ausschweifende Phantasie zum Begränzten, Anschaulichen, zum Ebenmaß hingeleitet hätten. Welch ein unendlicher Gewinn wäre es für die schnelle Zeitigung seines Talents gewesen, wenn er sich schon damals so in den Homer hätte hineinleben können, wie er es in spätern Jahren gethan hat! So wuchs er aber ganz ohne Kenntniß der Griechen auf, und indem er denkend und dichtend alle Höhen durchmaß, war sein Streben doch immer vornehmlich auf den Stoff gerichtet. Ein mannigfaltiger, tiefer, origineller Gehalt mußte ihm auf diese Weise zufallen; aber die klare, reine, einfache Form, welche wir schon an Göthe's frühesten poetischen Werken bewundern, konnte er seinen Gedichten erst in der dritten Periode seines Lebens, nach einem wunderbaren Bildungsgange, ertheilen. „Er war damals noch nichts anderes, als ein ungestümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf."

Ich habe es vorläufig anschaulich zu machen gesucht, wie Schiller's Dichtung aus seinen sittlich-religiösen Interessen emporsproß. Höchst merkwürdig ist aber seine hervorstechende Denkkraft, welche sich sogar früher ausbildete, als selbst sein poetisches Talent.

Auch hier sehen wir uns auf eine erste, nicht weiter zu erklärende Anlage zurückgeführt. Vielleicht wirkten die wissenschaftlichen Liebhabereien des Vaters erregend auf den Sinn seines Sohnes, welcher schon in seinem vierten und fünften Lebensjahre eine rastlose Wißbegierde an den Tag gelegt haben soll. Bemerkenswerth scheint auch die Nachricht zu sein, daß er seinen oben erwähnten Kirchenpredigten vom Stuhle herab nicht nur einen richtigen Sinn, sondern auch schon eine Art von Disposition zu geben wußte [1]. In dem militärischen Institut erhielt diese Selbstthätigkeit des Denkens nicht sowohl durch den Unterricht als durch den eigenthümlichen

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 9.

Gang seines Geistes neue Nahrung. Er mußte sich, wie wir wissen, seine poetischen Stoffe mühsam und mit Anstrengung selbst erfinden und zubereiten; er mußte sich seine Gedichte gleichsam erkämpfen und erobern. Uebte er hiedurch nicht fortwährend seine Denkkraft? Sein Dichten war zugleich ein Denken im eminenten Sinne des Wortes. Ferner haben wir schon oben bemerkt, daß sein Widerstreben gegen den harten Erziehungszwang seinen Willen energisch machte. Diese seine gesteigerte Willensthätigkeit, welcher aller äußere Spielraum entzogen war, gewöhnte sich nun, seine eigenen Vorstellungen zu verarbeiten: und was ist das Denken anders, als die gesetzmäßige Verarbeitung unserer Vorstellungen durch unsern Willen? — Macht die Willenskraft eines Menschen möglichst energisch, und sperrt den Menschen ein, so wird er sicher ein Denker werden, wenn ein geistiges Interesse in ihm vorwaltet. Ein solches Interesse war in Schiller schon damals vorhanden; es war das Sittliche und Religiöse, und durch diese Gegenstände wurde seinem Denken auch schon frühe seine lebenslängliche Richtung angewiesen. Sein Denken wurde philosophisch.

Die Philosophie ist das Kind des Zweifels. Gläubig hatte unser junger Freund die sittlich-religiösen Lehren des Vaters, der Mutter, des Religionslehrers aufgenommen und in seinem frommen Herzen bewahrt, wie sie der lutherische Lehrbegriff und der Katechismus aufstellten. Aber in seinen Dichtern fand er andere, freiere Ansichten; seine gesunde Vernunft widersprach manchen positiven Lehrmeinungen; und das mächtige Gefühl seiner selbst, das erhabene Bewußtsein des Adels der menschlichen Natur wollte sich mit Manchem nicht länger mehr vertragen, was er bisher als ehrwürdig angesehen hatte. Er trat in Zwiespalt mit sich selbst, und seine innere Unruhe wurde um so peinigender, eine je innigere Angelegenheit seines Herzens Religion und Tugend waren. Hier gab es für ihn keinen andern Ausweg: er konnte sich nur denkend restituiren.

Ein sehr merkwürdiges Dokument, wie fromm er an den Lehren des positiven Christenthums hing, wie er aber an seinem Glauben irre zu werden anfing, ist ein Morgengebet am

Sonntag, welches von ihm im Jahr 1777 im Schwäbischen Magazin erschien [1]. Der Herausgeber dieser Zeitschrift fügt in einer Anmerkung die Worte bei: „Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben den Verfasser dieses Gebetes so geläutert, daß er nicht nur seinen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entschlusse für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieß Gebet geschrieben, eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen." — „Oft," heißt es unter Anderem, „hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängstigte sich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir. — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich, und schwanke oft im Sturme, und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die dich suchen. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Fluth strahlt ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig sei, dich, o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dieß ist Wahrheit, die das Herz stärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich Alles. Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen, und mich auf Gott und Ewigkeit vorzubereiten. O so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich stark genug sei, sie auch den Meinen zu verkündigen; dann sind sie glücklich." Im Folgenden wiederholt der Betende mit inbrünstiger Seele seine Bitte, Gott möge ihn und besonders auch alle Irrende erkennen lassen, daß der Herr sei unser Vater,

[1] S. Döring's Nachlese, S. 3. ff.

und daß Jesus sei der Abglanz seiner Herrlichkeit, durch den er uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheile. Er schließt mit folgenden Strophen:

„Beschütz' uns Heiland, Jesu Christ!
Der Du zur Rechten Gottes bist;
Sei unser Schild und starke Wehr!
Staub ist vor Dir der Spötter Heer!

Du hast von Ewigkeit gesehn,
Wie lange noch ihr Trotz bestehn
Und wider Dich hier schnauben soll;
Vielleicht ist nun ihr Maß bald voll.

Auch sie, o Herr, hast Du versöhnt,
Sie, deren Spott Dich jetzt verhöhnt!
Gib, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernsten Reu' ihr Geist erwacht. Amen!"

Dieses schöne, rührende Gebet, dessen einfache, herzliche Sprache für die Lauterkeit der Empfindung und die Wahrheit der Gesinnung zeugt, läßt uns unsern Schiller von einer ganz neuen Seite erscheinen. Dasselbe beweis't seine früheste Anhänglichkeit an den positiven Kirchenglauben. Aber die erregten „Zweifel, Ungewißheit, Unglaube, Qual" ließen sich in einem Geiste, wie der seinige, nicht durch Gebete beruhigen und versöhnen. Der einmal erwachte Forschungsgeist konnte sich auf die Dauer mit der unbedingten Annahme ererbter Religionswahrheiten unmöglich zufrieden geben. In dieser Krisis scheinen ihm zuerst die Werke Voltaire's und Rousseau's in die Hände gekommen zu sein; letzterer ergriff mächtig alle Kräfte seines Gemüthes und Geistes. Die Einsprache seiner Vernunft war nicht mehr abzuweisen, wurde immer dringender. Er sah sich in Kurzem aus allen seinen Behausungen verjagt, in denen er bisher friedlich und bequem gewohnt hatte, und war genöthigt, sich neu anzubauen. Hören wir ihn aus einer spätern Zeit selbst:

„Ein Götterbild, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir, als diese Weisung geben.““
Ich nahm die Weisung auf das andere Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.“

Zwischen das Jahr 1776, wo jenes Morgengebet etwa mag verfaßt sein, und 1777 oder 1778, von welchem Jahr an allmählig die Räuber entstanden, fällt eine Revolution in den Geistesgang unseres Freundes. In den letztern Jahren erscheint er auf einmal als ein ganz umgewandelter Mensch. Von den religiösen Wahrheiten aus verbreitete sich sein Forschen nach und nach über alle Gegenstände und Angelegenheiten, die dem Menschen überhaupt wichtig und theuer sind. Wie sein Dichten seine sittlich-religiösen Ueberzeugungen aussprach, so gründete sich sein Denken ebenfalls auf diese Wahrheiten und Interessen. Alle seine Geisteskräfte konzentrirten sich auf Einen Punkt, und jede gewann durch alle andern Stärke und Schwung. Denken und Dichten verbanden sich unzertrennlich mit einander, und beide waren auf Ein Ziel gerichtet; sie waren nur zwei, freilich ganz verschiedenartige, Sprachen Einer Sache.

Ueber die eben erwähnte Emanzipation des Geistes hat uns glücklicherweise Schiller selbst in seinen Philosophischen Briefen eine authentische Nachricht gegeben. Diese herrlichen Briefe sind zwar in ihrer jetzigen Form erst acht oder neun Jahre später, im Jahr 1786, verfaßt und bekannt gemacht; aber es ist historisch gewiß, daß wenigstens der Plan, sie zu schreiben, schon wenige Jahre nach der Zeit, in welche wir jene Revolution gelegt haben, in Stuttgart entworfen wurde. Nämlich von der im Jahr 1782 in der Anthologie[1] erschienenen Ode auf die Freundschaft wird in einer Klammer ausdrücklich beigefügt: „diese Ode sei aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane, genommen.“ Diese Notiz rechtfertigt es, wenn wir die Philosophischen Briefe, als die Entwickelungsgeschichte des Gedankensystemes ihres Verfassers ansehen.

[1] Anthologie auf das Jahr 1782, S. 148.

Sie beleuchten uns die wichtigste Epoche in Schiller's eigener Geistesgeschichte auf eine höchst willkommene Weise. Wir sehen aus ihnen, daß ihm die Philosophie, wie die Poesie, schon von Anfang an eine wahre Herzensangelegenheit war, was beide auch Zeitlebens blieben. Sie waren beide innere, gewissermaßen nothwendige Gewächse seines Geistes. Frei gingen sie aus den Tiefen seiner Natur hervor und bestimmten seine Betrachtung der Dinge und seine Neigung; jede andere, ihnen heterogene Beschäftigung war ihm aufgezwungen, war seiner Natur zuwider. Innerhalb dieser Pole bewegte sich seine geistige Welt. Bald dichtend, bald philosophirend sprach er seine theuersten Ansichten aus, und nur durch Philosophen oder Dichter wurden ihm die Ideen berichtigt, bestätigt oder belebt, welche ihm die Seele bewegten.

In diesen Briefen des Julius an Raphael schildert uns also Schiller seine eigenen Zweifel, Irrthümer, Qualen, die ersten Ausschweifungen seiner grübelnden Vernunft; nur die edlere Form und der tiefere Gehalt derselben gehören einer reifern Bildung und spätern Zeit an. Die Leiden der zum Selbstdenken erwachenden Vernunft sind hier mit einer so ergreifenden Wahrheit dargestellt, daß der, welcher etwas Aehnliches an sich selbst erlebt hat, nicht daran zweifeln kann, der Schriftsteller male hier seine eigenen innern Erfahrungen.

„Selige paradiesische Zeit", schreibt Julius an seinen Freund Raphael, „da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener! — — Ich empfand, und war glücklich; Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen. — — Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Friede gab. Du hast mich verachten lehren, was ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen. — — Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet.

Deine kalte Vernunft löschte meine Begeisterung. — — Glaube niemand, als deiner Vernunft, sagtest du. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist Wahrheit. Ich habe gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert. — — Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruch begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt!" — Diese Worte sind so charakteristisch, daß man in ihnen sogar Widerlegungen der Aussprüche des oben im Auszuge mitgetheilten Morgengebetes finden könnte! Sie sind ein Dokument der beginnenden Geistesfreiheit, welche Schiller jetzt auch im Intellektuellen errang, nachdem er sie sich schon früher im Praktischen verschafft hatte. Aber jede Befreiung muß sich einen positiven Gehalt zu gewinnen suchen, daß sie zur wahren Freiheit werde. Daher gibt Julius in den folgenden Briefen die Erstlinge seines philosophischen Denkens. Diese spekulativen Träume (deren Hauptresultate wir auch in unsern Tagen, mit der Anmaßung der absoluten Wahrheit, haben wiederkehren sehen) sind die glänzendste, geistreichste Darstellung des Pantheismus. Wie die früheste Philosophie unseres Geschlechtes, so geht dieses System eines Einzelnen von dem Universum aus. „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich völlig gleich sind. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — wo ich eine Bewegung merke, da rathe ich einen Gedanken. Alle Geister aber werden angezogen von Vollkommenheit, alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerungen ihrer Kräfte. Die Vollkommenheit, die ich wahrnehme, erkenne, wird mein eigen; die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit. Ich begehre jene Vollkommenheit, weil ich diese liebe. Die Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Liebe. Liebe ist der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Leiter zur Gottähnlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße der Einzelne die Welt."

Doch ward Schiller bald nachher irre an dieser leichterworbenen Weisheit. „Mein Herz suchte sich eine Philosophie," ruft Julius verzagend aus, „und die Phantasie unterschob ihre Träume: die wärmste war mir die wahre."

Neue Zweifel bemächtigten sich seiner, die ihn endlich zur philosophischen Besonnenheit, zur Betrachtung des Menschen, zurückführten. Aber sein Herz, seine Phantasie und seine Dichtung weilten noch lange nachher in dieser transzendenten Sphäre.

Während Schiller's Denkweise diese Krisis bestand, veränderte sich auch seine Gemüthsform. Jede positive Lehre, wenn sie als solche festgehalten wird, beengt unb beschränkt den Menschen. Höher hob sich jetzt die Brust des Jünglings, seine Gefühle nahmen einen freiern Wuchs, alle Gemüthskräfte langten weiter aus und schlugen in raschern, stärkern Pulsen. Seine Seele strebte ungehemmt und schrankenlos zum Universellen und Idealen, welches er nun nicht mehr in einem Symbol verehrte, sondern nur im reinen Gedanken suchte. Eine bleibende Richtung nach dem Höchsten war hiermit eingeschlagen, und die Bahn, auf welcher bisher das positiv Religiöse nur eine kurze Strecke den Unmündigen geführt hatte, war jetzt in unendliche Fernen für den rastlos strebenden, mündig gewordenen Geist eröffnet. Alles, was an ihm war, namentlich auch seine Dichtung, theilte diesen Triumpf seines Enthusiasmus für Freiheit. Jenes Milde, Innige, Zarte seines Wesens, welches wir früher in den Ausdruck des „rein Menschlichen" zusammengefaßt haben, ging in das Göttliche in ihm über, wenn sich anders in dem erhabenen Bewußtsein unserer ewigen Selbstständigkeit und des Adels der menschlichen Natur das in uns wohnende Göttliche verkündet. Bei dem Rollen des Donners schweigen alle irdische Stimmen. Erst später trat, wie wir sehen werden, jene edle, schöne Humanität neben den Göttergestalten der Schiller'schen Welt wieder eigens und selbstständig hervor. Immer, bei Einzelnen und im Völkerleben, wird ein neues, wichtiges Interesse so lebhaft verfolgt, daß das Alte nur nach geraumer Zeit Spielraum gewinnt, sich ihm an die Seite zu stellen.

Wir möchten sonach den Hauptbeweggrund zu Schiller's Selbstdenken in seinem Freiheitstrieb suchen, welcher sich aber

erst durch jenes Selbstdenken vollendete und ideell begründete. Die Frucht dieser Kämpfe für Wahrheit waren für ihn eine hohe Kräftigung der Seele und eine Emanzipation von der Herrschaft der Meinung und von jeder Autorität, — ein Gut, welches sogar nur von sehr wenigen Gebildeten und auch nur von wenigen Gelehrten geachtet wird, weil sie es nie oder nur das Bittere desselben gekostet haben. Von dieser errungenen Geistesfreiheit sind alle seine Werke von den Räubern an die sprechendsten Zeugen.

Schiller's philosophisches Talent reifte, wie schon oben erwähnt wurde, viel früher, als sein poetisches. Es wird sich im Verlauf unserer Darstellung ergeben, daß seine Poesie erst dann ihre Vollendung erreichte, als sein philosophischer Trieb befriedigt war. Nur aus einem beruhigten Gemüth steigt die vollendete Schönheit empor. Der spekulative Hang erschwerte ihm das Dichten unendlich. Der Dichter ist auch mehr, als der Denker, ein Naturprodukt seiner Zeit und Lage, und die Ungunst beider ist jedem Kunstwerk aufgedrückt. Eine heitere, glückliche Jugend und ein weiter Spielraum der Kräfte sind der frühen Entfaltung des Dichtertalentes beinahe unentbehrlich. Schiller's Jugend dagegen war hart und herb, und alles vereinigte sich, ihn von der äußern Welt abzuziehen und in sich selbst zurückzudrängen. So hemmend aber diese beengende Vereinzelung für seine poetischen Anlagen sein mochte, so vortheilhaft war sie nicht nur für seine sittliche, sondern auch für seine intellektuelle Ausbildung. Wie die Poesie das Kind der Welt, so ist die Weisheit die Tochter der Einsamkeit. Es kam endlich noch dazu, daß Schiller in der Karlsschule Dichter in die Hände bekam, welche seinen poetischen Trieb wohl erwecken, aber seine überschweifende Phantasie nicht mäßigen konnten. Dagegen waren die philosophischen Bücher, die er zuerst las, seinem Bildungsbedürfnisse ganz angemessen. Der treffliche Garve ward hier sein Hauptführer, den Garve'schen Anmerkungen zu Ferguson's Moralphilosophie verdankt er das erste Licht, welches ihm in dem Reiche der Vernunftwahrheiten aufging. Er wußte diese Erläuterungen beinahe auswendig. Außerdem soll er auch Schriften von Mendelssohn, Sulzer, Herder und Lessing gelesen

haben, welche Schriftsteller den Feuerkopf allmählig zur Klarheit und Besonnenheit bringen mußten. Und dieß war es allein, was Schiller, welcher die Tiefe schon mitbrachte, bedurfte, und was vor allem andern jedes wahrhafte philosophische Talent bedarf. Wer in seiner Jugend z. B. als Student einem unverständlichen, mystischen Lehrer der Philosophie in die Hände fällt, der ist, falls er etwas annimmt, für ächte philosophische Bildung für immer verloren.

Es schien nöthig, sogleich im Beginn der selbstthätigen Entwickelung Schiller's auf die einfachen Elemente aufmerksam zu machen, von denen alle Fäden auslaufen. Wir müssen in Schiller außer einem poetischen und philosophischen Talent ein sittliches Prinzip annehmen, welches zweitheilig in ein Interesse für das rein Menschliche und die Freiheit auseinandertrat. Diese Ansicht läßt uns Schiller's Wesen vollständig erfassen, und führt uns sicher durch die Geschichte seines Geistes und durch alle seine Werke. Jede andere Betrachtungsweise ist mindestens mangelhaft und einseitig. So sucht man z. B. das Hauptmerkmal des Schiller'schen Genius in dem Idealen, was aber ein ganz abstrakter und vieldeutiger Ausdruck ist, der sich beliebig zu allem gebrauchen läßt, wozu man Lust hat. Wilhelm von Humboldt findet das Eigenthümliche seines Dichtergenies darin, daß dieses ganz eigentlich auf dem Grund einer außerordeutlichen Intellektualität hervorgetreten sei. Aber ohne Schiller den Menschen kann man Schiller den Dichter nicht würdigen; die Macht seiner Dichtung liegt in dem Zauber seines Herzens und in der Größe seines Charakters. Die Seele seiner Darstellungen und Forschungen ist sein Gemüth. Göthe sagt, die Idee der Freiheit gehe durch alle seine Werke, was richtig aber ebenfalls nicht erschöpfend ist. Sein warmes, inniges, zartes Gefühl, die eigens hervortretende sittliche Grazie wurzelt nicht in jener Freiheit, sondern hat ihre eigene Quelle.

Nachdem wir den Kern des Schiller'schen Lebensbaumes kennen gelernt haben, wollen wir sehen, wie er aufwuchs und welche Blüthen und Früchte er trug.

Fünftes Kapitel.

Studium der Medizin. Leben und Treiben in der Militärschule. Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“

Bei dem eigenthümlichen Gang, den Schiller eingeschlagen hatte und insgeheim rastlos verfolgte, konnte er in seiner Berufswissenschaft, der Medizin, keine bedeutende Fortschritte machen. In Kurzem fand er dieß neue Studium aber doch bei weitem anziehender, als die Jurisprudenz und als er erwartet hatte. Er hatte es hier mit der nahen, lebendigen Natur zu thun, und das Körperliche schien ihm Aufschlüsse über das Geistige zu versprechen. Die Medizin war nicht ohne Beziehung zu seiner spekulativen Neigung, und ließ eine phiolsophische Behandlung zu. Die Erlernung einzelner, ihm homogener Zweige der Heilkunde betrieb er auch mit wahrem Feuereifer, aber immer nur stoßweise, nie mit anhaltendem Fleiße. Ueberhaupt lag ein lange und ununterbrochen fortgesetztes Studium einer Wissenschaft nicht in seiner Art, und kostete ihm auch in spätern Jahren saure Mühe. So kam es denn, daß er von den Preisen, welche jedes Jahr nach geschehener Prüfung in Leibesübungen, Sprachen, Künsten und Wissenschaften nicht sparsam ertheilt wurden, so lange er in der Karlsschule war, auch nicht einen einzigen erhielt.

Unter diesen Umständen konnte er mit sich selbst nicht sehr zufrieden sein. Als daher die Zeit heranrückte, wo eine Prüfung in den theoretischen Disciplinen der Arzneiwissenschaft bestanden werden mußte, nahm es sich der achtzehnjährige Jüngling nothgedrungen vor, bis zu jener Prüfung aller Beschäftigung mit Poesie gänzlich zu entsagen. Mit der größten Anstrengung studirte er nun die medizinischen Werke Haller's, welchen er gleich hoch als Denker, wie als Dichter schätzte, und mit dem er offenbar die größte Wahlverwandtschaft hatte. Haller war ihm in seinem Berufstudium sein Ideal, und diente ihm zum ermunternden Beweis, daß man Arzt und Naturforscher und dabei doch noch Dichter sein könne. Durch Selbststudium holte er nach, was er im akroamatischen Unterricht versäumt hatte. Ein genialer Mensch hat durch Vorlesungen, welche den Schüler zum passiven Zuhören verdammen, noch nie etwas gelernt! — Nach Verlauf von drei qualvollen Monaten war er so weit, daß er das Examen ehrenvoll oder doch glücklich bestehen konnte. Die schriftliche Probearbeit, welche er bei dieser Gelegenheit (im Jahr 1778) seinen Lehrern überreichte, und deren Gegenstand von ihm selbst frei gewählt war, handelte über die Philosophie der Physiologie. Es ist sehr zu bedauern, daß dieser erste wissenschaftliche Versuch verloren gegangen ist; der Gegenstand ist ganz aus der Neigung Schiller's hervorgeholt. Der Aufsatz war zuerst deutsch geschrieben, wurde aber dann in's Lateinische umgeformt.

Mit andern positiven Wissenschaften machte er sich wenig bekannt. Von Geschichtsbüchern z. B. las er, außer Schlözer's Vorstellung der Universalgeschichte, kaum ein anderes, als Plutarch's Lebensbeschreibungen, doch nicht in der Ursprache. Denn seine Kenntniß des Griechischen war sehr unzureichend. Im Französischen vervollkommnete er sich so weit, daß er Schriftsteller dieser Nation ohne große Schwierigkeit lesen konnte; zur Geläufigkeit des Sprechens hat er es auch später nie gebracht. Auch in dem Englischen machte er schon in der Karlsakademie, vielleicht durch Shakspeare veranlaßt, wenigstens einen Anfang.

Alles bezog er auf seine sittlichen, philosophischen und poetischen Interessen. Was sich nicht in diesen Strom ergoß,

hatte für ihn keinen Werth oder war ihm zuwider. Der Bildungsgang aller großen Männer ist immer einseitig, ausschließend, leidenschaftlich, und namentlich können ideale Naturen nur schwer anknüpfen und sich nur weniges von dem aneignen, was man ihnen entgegenbringt. Weniges ist ihnen verwandt, und dieß Wenige haben sie vollkommener in sich, als sie es außer sich finden. In den meisten geschichtlichen Schriften suchte unser Dichter im Grunde nur Stoffe zu Schauspielen. Dem Plutarch aber hing er nur deßwegen an, weil er seinem Enthusiasmus für Menschenwürde und Seelenadel bestimmte, hohe Gestalten entgegenführte. Die Heroen des Alterthums erhoben sich vor seiner ahnungsreichen Seele und sprengten die Bande, die ihn umschlossen hielten. Für viele Jahre blieb Plutarch einer seiner Lieblingsschriftsteller, und einen deutschen Plutarch zu schreiben, war später ein Plan, welchen er sich für sein Alter vorbehielt. „Es ist brav, daß sie dem Plutarch getreu bleiben", schrieb er im Jahr 1788 an eine Freundin. „Das erhebt über diese platte Generation, und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschheit." Auch Rousseau, den er damals kennen lernte, ebenfalls ein Freidenker, wie er selbst, und voll Stolz und Glut, wie er, mußte gewaltig in sein Wesen einschlagen. Denn so ist man in der Jugend: wenn man sich einer Autorität entledigt hat, greift man für eine neue Ueberzeugung begierig nach einer neuen Autorität.

So arbeitete in ihm alles auf Ein Ziel hin. Das zeigte sich auch in der Wahl seiner Freunde. Seine vertrautesten waren feurige Musenverehrer, oder hatten einen Hang zur Spekulation. Wer ihn sonst noch anziehen wollte, mußte sich wenigstens durch imponirende Kraftäußerungen hervorthun. Auf seine philosophische Ausbildung und die Befestigung seiner praktischen Grundsätze scheint unter seinen Freunden sein Mitzögling Lempp (gestorben 1819, als Geheimerath in würtembergischen Diensten) den größten Einfluß gehabt zu haben. Wenigstens sprach Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie mit einer Art von Verehrung von ihm. Lempp ist vielleicht jener Raphael in den Philosophischen Briefen, an den die Briefe des Julius gerichtet sind. „Schiller's Philosophie,"

sagt Scharffenstein, „bekam ein stoisches Gepräge; man findet es in seinen Werken deutlich genug ausgesprochen, weß Geistes Kind er war. Den für's Leben so stählenden praktischen Satz: Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven, öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

So kam es denn, daß er im Verlauf seines Aufenthalts in der Karlsschule ein ganz anderer Mensch wurde, als er beim Eintritt in dieses Institut gewesen war. Ehemals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden, aufsteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitzöglinge z. B., einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in das Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast, und **NB.** satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben" [1].

Auch mit einigen Eleven, die sich zu Künstlern ausbildeten, wie mit Zumsteeg und Dannecker, stand er in näherm Verhältniß, ohne daß er sich von ihrer Kunst viel für die seinige angeeignet hätte. Zumsteeg komponirte manche seiner gelungenen Gedichte. Das Zeichnen lernte er, und übte sich in Mußestunden darin. Er holte diese Fertigkeit noch in spätern Jahren bisweilen spielend hervor.

Immer aber kehrte er zu der Poesie zurück. Werther's Leiden drangen durch die eisernen Pforten der Akademie, und wurden von dem dichterischen Kreis der Freunde mit Entzücken aufgenommen. Man machte den Plan zu einem ähnlichen, gemeinschaftlich geschriebenen Romane, welcher Plan zwar unausgeführt blieb, aber vielleicht die erste, ferne

[1] Diese Erzählung ist wörtlich aus den Nachrichten über Schiller von einem seiner Jugendfreunde (Petersen) im Morgenblatt für 1807, Nr. 186, genommen, so wie ich auch sonst die Nachrichten über faktische Dinge, wenn ich es zweckmäßig finde, wörtlich oder mit geringen Abänderungen, aus den Quellen aufnehme, ohne diese jedes Mal namhaft zu machen.

Veranlassung zu den Philosophischen Briefen gab. Ungeachtet sich Schiller mehr durch andere Erzeugnisse Goethe's gefesselt fühlte, als durch dessen Werther, hatte er doch auch ein Organ, diese schmelzenden Töne eines zerstörten Gemüthes in sich aufzunehmen. Er selbst erzählte später, daß er oft stundenlang am einsamen, vergitterten Fenster über seinen Lilien, welche er in Töpfen an demselben zog, in den Gefühlen geschwelgt habe, die durch den Roman Siegwart in ihm erregt worden seien. Von Göthe war dieser ganze Kreis mit der größten Bewunderung erfüllt! Da ließ sich Goethe mit dem Herzog von Weimar bei einer Reise durch Stuttgart die Anstalt zeigen, und die Freunde bekamen den Angebeteten von Angesicht zu sehen. Welchen ungeheuern Eindruck mußte das in ihnen hervorbringen!

Auch als Schauspieler versuchte sich unser Schiller in der Karlsschule. Es ward den Zöglingen, welche Lust dazu hatten, erlaubt, alle Jahre einigemal Theaterstücke in einem Saale des akademischen Gebäudes aufzuführen, bei denen aber die weiblichen Rollen gleichfalls durch Zöglinge des Instituts besetzt werden mußten. Solche Aufführungen waren nöthig, weil in der Militärakademie auch Schauspieler gebildet werden sollten; auch suchte man durch solche Zerstreuungen die eingeschlossenen jungen Leute in einer leidlichen Stimmung zu erhalten. Unser Freund ließ es sich ankommen, die Rolle des Clavigo zu übernehmen, aber durch sein unangenehmes Organ, seine heftige Deklamation und durch seine übertriebene Mimik fiel sein Spiel so schlecht aus, daß er und seine Freunde noch lange nachher einen reichen Stoff zum Lachen und Scherze hatten. In dem Trauerspiele Clavigo zog ihn übrigens der Charakter des Beaumarchais am meisten an. Der Mensch spiegelt sich in seinen Neigungen.

Der Herzog widmete der Anstalt fortwährend die speziellste Sorgfalt. So lange sie sich noch auf der Solitude befand, soll selten ein Tag vergangen sein, an welchem er den Lehrstunden nicht persönlich beiwohnte, und als sie nach Stuttgart verlegt war, konnten ihn nur alljährliche Reisen verhindern, sie auf kurze Zeit nicht zu besuchen. Er unterhielt sich mit den Zöglingen; er zeigte gerne seine Kenntnisse,

warf wissenschaftliche Fragen auf und veranlaßte gelehrte Diskussionen. Freie Aeußerungen und Geistesgegenwart erhielten seinen gnädigen Beifall, und witzige Einfälle gewannen ihm ein huldreiches Lächeln ab, selbst wenn sie an Unbescheidenheit gränzten. Es konnte nicht anders sein, als daß sich unser Freund bei solchen Unterredungen von einer sehr vortheilhaften Seite zeigte. Der fürstliche Erzieher wandte ihm wegen seiner freimüthigen Antworten und überraschenden Bemerkungen seine besondere Aufmerksamkeit und Gunst zu. Er nahm den fähigen Jüngling sogar gegen seine Lehrer in Schutz, wenn diese sich mit seinem Fleiß oder seinen Fortschritten nicht sonderlich zufrieden äußerten. Ein Theil dieser Zuneigung war auch von dem Vater auf den Sohn übertragen; denn der alte Schiller besorgte, als Gouverneur der Solitude, alles, was die vielfachen Bauten, Gartenanlagen und die Baumzucht betraf, fortwährend zur größten Zufriedenheit des Herzogs, und besaß wegen seiner Rechtlichkeit und Strenge dessen ganze Achtung. Weil er als Hauptmann eine adelige Charge bekleidete, so ertheilte der Herzog dem jungen Schiller die sonderbare Auszeichnung, bei feierlichen Paraden, wie die (adeligen) Kavaliere, mit gepudertem Haare erscheinen zu dürfen. Die (bürgerlichen) Eleven nämlich waren ungepudert. Durch seine Herablassung machte er sich überhaupt bei manchen Zöglingen so beliebt, daß sie in seinem Umgang den Gebieter vergaßen, und ihm ihre Fehler oft lieber bekannten, als ihren Inspektoren, den vorgesetzten Offizieren. Auch mäßigte oder erleichterte die Gräfin von Hohenheim, die häufig mit dem Herzog das Institut besuchte, den militärischen Zwang; Strafen wurden oft in ihrer Gegenwart blos deßwegen ausgesprochen, damit diese menschenfreundliche Frau sich für die Schuldigen durch Blicke oder Worte verwenden möchte. Zur Belohnung und Aufmunterung wurden Zöglinge bisweilen an die herzogliche Tafel, oder auf Redouten kommandirt; wo man sie mit jungen Fräulein aus dem Erziehungsinstitut der genannten Gräfin zu einem gewiß unverfänglichen Genuß eines gemessenen Vergnügens zusammenführte.

Aber unter dem Kommando konnten weder solche Zerstreuungen befriedigen, noch wahre Bildung gedeihen. Der Detailgeist des Herzogs erdrückte jede freie Beweglichkeit der Geister. Schiller fühlte eine unbeschreibliche, sich stets steigernde Sehnsucht nach der Welt, nach dem freien Umgang mit Menschen, von denen er sich die sonderbarste Vorstellung machen mochte. In einem noch erhaltenen Brief an einen Freund, welcher vor ihm aus der Militärschule getreten war, erkundigt er sich über das wirkliche Leben so, wie wir etwa einen Bekannten um Nachrichten über einen fremden Erdtheil ersuchen. Er wünsche doch nicht so ganz entblößt von Erfahrungen in die wirkliche Welt überzutreten. Was er bisher von dem Handel und Wandel in derselben wisse, habe er sich blos aus der Geschichte gefolgert. Es gab im Institut fast keine Berührung mit Menschen, als mit Gleichalterigen oder mit größtentheils trockenen und pedantischen Aufsehern, mit denen an keinen freien Verkehr zu denken war. Ungeachtet Schiller seinen Eltern so nahe wohnte, war doch der Umgang mit ihnen sehr erschwert. Von weiblichen Personen durften nur die Mütter und erwachsenen Schwestern ihre Söhne und Brüder am Sonntage besuchen. Es mochte ihm schwer werden, die Erlaubniß zu erhalten, nach der Solitude zu wallfahrten. „Was wurde aber auch dann," sagt Scharffenstein, „von der Mutter für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten! Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt."

Zu erfahren, wie es in dieser Welt aussehe, die sich um sein Gefängniß bewegte, ward bei ihm zur Leidenschaft. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in der Karlsakademie entschlüpfte er öfters Abends oder in andern Freistunden seinem Kerker mit einigen vertrauten Freunden, um der Menschen Thun und Treiben wenigstens von Ferne zu beobachten. Schon früher (1775) hatte er einmal mit einigen Kameraden den Plan gefaßt, sich durch die Flucht für immer in Freiheit zu setzen, was aber nicht zur Ausführung kam. „Die Inspektoren," äußerte er sich scherzend einige Jahre später, „würden von dieser Flucht an keine neue Zeitrechnung eingeführt haben."

Es war in den letzten zwei Jahren, die Schiller in der Militärakademie zubrachte, in welchen er seinem Brodstudium mit größerem Eifer, als früher, oblag. Er überzeugte sich von der Nothwendigkeit eines angestrengten Fleißes, und „was sein muß, zieht nicht erst die Lieblingsneigung zu Rath.“ Vielleicht interessirte ihn auch jetzt das Praktische der Medizin mehr, als früher deren theorethische Seite. Die angewandte Medizin sprach wenigstens die Anschauung und Phantasie an, während die theoretischen Zweige mehr dem Gedächtniß kalte, trockene Terminologien, als dem Verstand etwas zu denken gegeben hatten. Auch für seine Kunst selbst hielt er es für vortheilhaft, wenn er sie nicht zu seinem Broderwerb gebrauche; nur dann werde die Dichtkunst Reiz für ihn behalten, wenn er ihr nur seine reinsten Augenblicke widme; nur dann könne er mit ganzer Kraft und mit immer regem Enthusiasmus Dichter sein. So sucht der Mensch alles auf, um sich das Unabänderliche erträglich zu machen. Schiller ließ das unbeachtet, daß die tüchtige Ausübung einer Berufswissenschaft kaum noch eine Kunst neben sich aufkommen läßt, und daß es nicht ehrenvoll ist, sein Amt zu vernachläßigen oder zu beeinträchtigen, um seinen Lieblingsneigungen nachzuhangen.

Durch diesen Fleiß gelang es ihm, sich die Zufriedenheit seiner Lehrer mit seinen Fortschritten und Kenntnissen in der Arzneiwissenschaft zu erwerben. Zur Zeit der öffentlichen Prüfungen der Zöglinge der Militärakademie, Anfangs Dezember 1780, also im zweiundzwanzigsten Lebensjahre, vertheidigte er in lateinischer Sprache in Gegenwart des Herzogs eine Abhandlung, wodurch er seine Befähigung zur ärztlichen Praxis vorläufig zu beweisen hatte. Der Herzog schien mit seinem hoffnungsvollen Zögling sehr zufrieden zu sein. Er unterhielt sich wenigstens nach der Prüfung in dem Speisesaal, den Arm auf den Stuhl gelehnt, auf dem er saß, sehr gnädig mit ihm[1].

Jene noch erhaltene Probearbeit handelt: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen

[1] Streicher a. a. O., S. 66.

mit seiner geistigen[1]. Sie ist dem Herzog selbst gewidmet, und in der Zueignung ist unter Anderm auch des unvergeßlichen mündlichen Unterrichts gedacht, dessen sich Schiller von seinem Fürsten zu erfreuen gehabt. Mit eben dem tiefen Blicke, mit dem der Herzog die Seelen aller seiner Zöglinge durchschaue, habe er auch ihn geprüft, und einiges in ihm zu bemerken geglaubt, was ihn vielleicht fähig machen könnte, seinem Vaterlande dereinst als Arzt zu dienen; er freue sich dieser Bestimmung u. s. w.

Die Abhandlung selbst ist für einen einundzwanzigjährigen Jüngling vortrefflich, ja bewundernswürdig, und jetzt noch wissenschaftlich nicht unbedeutend. Der Verfasser beurtheilte diesen Aufsatz allzu strenge, daß er ihn nicht in die Sammlung seiner prosaischen Schriften aufnahm, ja ihn nicht einmal der Erwähnung gegen seine Freunde werth hielt[2]. Der Zweck des Aufsatzes geht eigentlich dahin, die Abhängigkeit des Geistes vom Körper nachzuweisen. Nachdem in der Einleitung die einander entgegengesetzten Ansichten, daß der Mensch nur in seinem Geiste, und daß er nur in seinem Körper zu suchen sei, als Einseitigkeiten namhaft gemacht sind, spricht der Verfasser vom körperlichen Organismus und dessen Systeme, von den Sinnen, von den organischen Kräften der körperlichen Bewegung, von der Ernährung und der Zeugung. Der schlimme Zustand unseres Körpers, bemerkt er hierauf, verkündet sich unserm Geiste durch Schmerz, der gute Zustand durch Vergnügen, damit wir jenen verbessern und vermeiden, diesen befördern und suchen. Durch diese thierischen Empfindungen der Lust und Unlust wird die Seele unwiderstehlich zu Abscheu oder Begierde bestimmt, welche den Willen zu Handlungen antreiben. Lust und Unlust werden

[1] Ihr vollständiger Titel ist: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. Herzogl. Durchlaucht während der öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militärakademie. Stuttgart 1780. 4. Jetzt wieder abgedruckt in Döring's Nachlese, S. 6. fg.

[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 214.

unserer Seele mit Nothwendigkeit aufgedrungen, und durch sie hat der Schöpfer wachsam für die Erhaltung unserer körperlichen Maschine gesorgt, von deren Beschaffenheit die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeiten selbst abhängt. Hiermit geht die Abhandlung zu ihrem Hauptgegenstande über. Höchst scharfsinnig wird (1) bewiesen, daß die thierischen Empfindungen das geistige Leben wecken, und den ersten Anstoß zur Aeußerung desselben geben. Aus der Entwickelung des einzelnen Menschen in den verschiedenen Lebensaltern und des ganzen Menschengeschlechts wird mit großartigem, fast genialem Sinne dargelegt, wie alle Menschenbildung mit dem Sinnlichen anhebt. Ferner (2), fährt der Verfasser fort, werden geistige Empfindungen (d. h. solche, die aus unsern intellektuellen oder moralischen Anlagen entspringen) von thierischen begleitet und durch diese verstärkt, was insbesondere daraus erhellt, daß geistiges Vergnügen das Wohl des Körpers befördert, geistiger Schmerz aber ihn zerstört, und Trägheit der Seele die Bewegungen der körperlichen Maschine träger macht. Umgekehrt ist aber auch die Empfindung des körperlichen Wohlbefindens die Quelle geistiger Lust und das Gefühl der Zerrüttung des Körpers die Quelle geistiger Unlust, so daß die Stimmungen des Geistes, unter Einschränkungen, den Stimmungen des Körpers folgen. Ferner (3) verrathen körperliche Phänomene die Bewegungen des Geistes, worauf sich alle Physiognomik gründet. Bei dieser Gelegenheit spricht der junge Schriftsteller das wegen seiner hohen Besonnenheit merkwürdige Urtheil aus: „Eine Physiognomik organischer Theile, z. B. der Figur und Größe der Nase, der Länge des Halses u. s. w., ist vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launigen Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft und mütterlich beschenkt hat, unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuern kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eins werde.“ Endlich (4) wird gezeigt, daß auch der Nachlaß der körperlichen Natur (z. B. Schlaf,

Ohnmacht) der Thätigkeit des Geistes förderlich und nothwendig sei.

Der ganze Aufsatz ist also eine Apologie der Sinnlichkeit (dieß Wort in psychologischer Bedeutung genommen). Doch wie kam der in Idealen träumende Jüngling dazu, der Abhängigkeit des Geistes das Wort zu reden? Seiner Geistesrichtung gemäß hätte er doch gewiß gerade im Gegentheil die Nachtheile, Einschränkungen und Hindernisse hervorheben müssen, welche der Seele aus dem Körper entspringen. Aber es ist, als wenn er vermöge seines großen Verstandes seinen alles überflügelnden Idealisirtrieb habe zur Erfahrung zurückzwingen, als wenn er sich selbst durch diese Abhandlung habe zügeln und umschränken wollen. Er hatte die einseitige Richtung seiner Natur schon frühe erkannt, und suchte sie durch die Wissenschaft zu verbessern. Der Idealist war bemüht, einen realistischen Bestandtheil in sich aufzunehmen. Was er daher in der Einleitung gegen die einseitige Zurücksetzung des Körpers erinnert, das sagt er eigentlich — gegen sich selbst. Er meint, der Materialismus sei nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden, und es sei der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden. „Die entgegengesetzte Ansicht, daß der Körper der Kerker des Geistes sei," fügt er dann hinzu, „ist wohl im Ganzen am mehrsten geduldet worden, indem sie am fähigsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen und ihren Werth an wahrhaft großen Seelen schon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starrsinn eines Kato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel, den Gleichmuth eines Epiktet und Seneka? Aber dessen ungeachtet ist sie doch nichts mehr, als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extrem, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt, und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechtes historisch wissen und philosophisch erklären können, schnurgerade zuwiderläuft, und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier, wie überall

am rathsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit desto gewisser zu treffen. Gewöhnlicher Weise aber ist mehr darin gefehlt worden, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, in so fern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintansetzung dieses letztern geschrieben hat."

So dienten die medizinischen Studien dazu, ihn von einem einseitigen Idealismus abzuziehen und ein realistisches Element in seinem Denksystem einheimisch zu machen. Und dieß müssen wir für ein höchst wichtiges Ereigniß in seiner Geistesentwickelung halten. Welche ganz andere Richtung hätte Platon's philosophische Ausbildung und Theorie genommen, wenn er in seiner Jugend Medizin studirt hätte! Die Art, wie Schiller hier das Geistige in Uebereinstimmung mit dem Sinnlichen zu bringen und wie er diesem letzteren sein Recht zu vindiciren suchte, bestimmte seine philosophische Auffassung des Menschenlebens für immer. Seine später ausgebildeten sittlichen und ästhetischen Ansichten laufen offenbar bis zu dem Grundgedanken zurück, welchen er in dieser Abhandlung niederlegte. „Der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen — der Mensch ist seiner Natur nach ein gemischtes Wesen," war die Idee, von welcher er ausging. Ganz einfach und natürlich folgte hieraus, daß das Ziel des menschlichen Lebens in eine ebenmäßige Entwickelung der sinnlichen und geistigen Triebe und Kräfte zu legen sei. In diese Harmonie setzte er dann die edle Menschlichkeit — das eine uns schon bekannte Prinzip seiner ethischen Welt — und gründete auf diesen harmonischen Zusammenklang der heterogenen Triebe der menschlichen Natur seine Theorie der Schönheit und der Anmuth. In die geistige Natur des Menschen dagegen, in so fern diese mit seinem sinnlichen Wesen in Widerstreit ist, legte er das zweite, uns ebenfalls schon bekannte Prinzip seiner ethischen Welt, die Idee der Freiheit, und gründete auf diesen Widerstreit seine Theorie des Erhabenen und der Würde. Unsere spätere Darstellung wird die Wahrheit dieser vorläufigen Angaben augenscheinlich hervortreten

lassen. Hier möge es genügen, auf den innern Zusammenhang des der Zeit nach weit auseinander Liegenden aufmerksam gemacht und die Uebereinstimmung seines sittlichen Lebens mit seinem Denken angedeutet zu haben. Nur noch das wollen wir beifügen, daß es sich ebenfalls von dieser in der Jugend gewonnenen Grundüberzeugung herschreibt, daß Schiller als Philosoph allenthalben die Triebe, Kräfte, Neigungen, Gefühle (die er durchweg als etwas unserer sinnlichen Natur Angehöriges ansieht) gegen den moralischen Rigorismus in Schutz nimmt; und daß er die Entwickelung des Menschengeschlechts auch immer von rohen, thierischen Anfängen ausgehen läßt, wie er es schon in dieser seiner ersten Abhandlung thut. Seine Grundüberzeugung von der wesentlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur änderte sich nie wieder um, um so weniger, da er später über das geistige Leben des Menschen keine besondere Untersuchungen mehr anstellte. Hätte er dieses gethan, so würde er ohne Zweifel gefunden haben, daß es nicht nur allein körperliche und sinnliche, sondern daß es auch geistige Triebe, Gefühle u. s. w. gibt, und auf dieser wissenschaftlich begründeten Einsicht würde er das Gebäude seiner Ethik und Aesthetik viel sicherer und fester haben aufführen können. Die meisten Irrthümer in philosophischen Dingen entspringen bekanntlich aus einer mangelhaften Kenntniß des menschlichen Geistes. Schiller's Fehlgriffe des Verstandes aber wurden meistens durch die Güte seiner vortrefflichen Natur verbessert. In der Sache hat er beinahe immer Recht, wenn sie bisweilen auch nicht gehörig begründet ist.

Die Abhandlung, welche uns zu diesen weitern Bemerkungen Veranlassung gab, ist in der Sprache viel einfacher, als viele der spätern Aufsätze. In großer Mannigfaltigkeit, originell, ideenreich, überraschend, spekulativ, bisweilen spitzfindig, und dann wieder bilderreich und belebt, bewegt sich die durch den Antheil des Gemüthes meist gehobene und erwärmte Rede fort, und das Einzelne und Verschiedene fügt sich zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammen. Forschung und Darstellung verschlingen sich in einander. Alles ist durchdacht und verarbeitet in Sache und Ausdruck. Eine glühende,

reiche Einbildungskraft steht im Dienste eines besonnenen Verstandes. Freilich ist die allzukünstliche und zu weit geführte Eintheilung nicht ohne Fehler, und einzelne Sätze sind dunkel, ja unverständlich, einige Ausdrücke hart und roh. Aber in dem Ganzen finden wir schon die Grundzüge der trefflichen Schiller'schen Prosa, deren Charakter in einer gewissen ebenmäßigen Ausprägung aller Seelenkräfte besteht[1].

[1] Wie konnte die Cotta'sche Gesammtausgabe der Werke Schiller's einen solchen Aufsatz ausschließen, während sie doch andere, minder bedeutende aufnahm?

Sechstes Kapitel.

„Die Räuber."

Wie Klopstock schon in der Schulpforte einige Gesänge der Messiade, so dichtete Schiller in der Karlsschule die Räuber. Beide Dichter wiesen durch diese Jugendarbeiten ihrem Leben die Richtung an, jener zum Epos, dieser zum Drama. Die Ausarbeitung dieses Schauspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780. Als Schiller die Anstalt verließ, war das Manuskript des Stücks ganz oder doch beinahe vollendet.

Die äußere Veranlassung zu diesem Gedicht gab eine Geschichte, welche in dem Schwäbischen Magazin stand: es war die Erzählung eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters. Unter Unterbrechungen und Hindernissen jeder Art und unter der beständigen Angst, entdeckt zu werden, wurde das Schauspiel geschrieben; sein Verfasser mußte sich die Zeit für diese Arbeit stehlen. Es wird erzählt, daß er, weil die Zöglinge der Akademie Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen durften, sich oft als unwohl angegeben habe, um in dem Krankensaale der Begünstigung einer Lampe zu genießen; in solcher Lage seien die Räuber

zum Theil geschrieben worden. Bisweilen habe der Allem nachspürende Herzog in eigener Person den Saal visitirt, dann sei das Manuskript schnell unter den Tisch gefahren und ein medizinisches Buch aufgelegt worden, um den Herzog glauben zu machen, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft. Auch Unterrichtsstunden, deren regelmäßiger täglicher Besuch für jeden genialen Menschen peinlich ist, wurden öfters unter dem Vorwande eines Uebelbefindens ausgesetzt. Die Lehrer aber erfuhren, daß Schiller sich in solcher Zeit auf seinem Zimmer beschäftige, und schickten ihm wissenschaftliche Pensa zur Ausarbeitung, bis er dem Unterricht wieder beiwohnen könne. Dieses empörte ihn einst, weil er sich überlistet sah, so sehr, daß er das Pensum, welches man ihm aufdringen wollte, dem Ueberbringer vor die Füße warf, und zornig ausrief: Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben! Diese Aeußerung aber fand so wenig Beifall, daß er auf einige Zeit degradirt worden sein soll.

Jede dem Zwang abgerungene, der Beaufsichtigung durch List entrissene Scene der Räuber ward sogleich frisch den Freunden, an welchem Orte man sich traf und wo man immer allein war, vorgelesen, vordeklamirt, und wohl mit so größerm Jubel empfangen, je leidenschaftlicher und wilder sie die Indignation aussprach, in welcher man sich gegenseitig bestärkte. Als er einst seinen Freunden die Worte vortrug, welche Franz Moor zu Moser spricht (Akt 5, Scene 1): „Ha! was, du kennst keine (Sünde) drüber (über dem Vatermord)? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laut deines Mundes! — keine einzige drüber?“ — da öffnete sich die Thüre, und der hereintretende Aufseher sah Schillern halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrennen. „Ei, so schäme man sich doch,“ sagte er zu ihm, „wer wird denn so entrüstet sein und fluchen!“ Als er aber den Rücken gekehrt hatte, rief ihm Schiller, zu den lachenden Gesellen gewandt, hämisch nach: „Ein konfiscirter Kerl!“ [1]

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 32.

Welches ist, fragen wir nach diesen vorläufigen Notizen, die Tendenz dieses Schauspiels, mit welchem der Jüngling so gewaltig aus dem Dunkel hervortrat? Er mußte seinem lange verhaltenen Unmuth Luft machen; er mußte die Welt, welche sich aus dem Konflikt eines stolzen Selbstgefühls und einer unleidlichen Subordination gährend in ihm entwickelt hatte, poetisch gestalten. Dem frommen Gemüthe hat die Natur, sich zu erleichtern und zu beruhigen, das Gebet gegeben; dem Poeten gab sie zu gleichem Zwecke die Darstellung. „Tiefe chronische Seelenschmerzen," sagt er selbst in der im vorigen Kapitel erörterten Abhandlung, „besonders wenn sie von starker Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, welchen man Indignation heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus." Das war sein Fall. Er hatte sich an seinen Verhältnissen wund gerieben. — Durch philosophische Zweifel wurde dieses Uebel nur vermehrt und erweitert. Der Zweifel ward von dem Religiösen, wo er begonnen hatte, auf das Gebiet des Moralischen und Politischen herübergelockt, und schnell wurden alle Interessen, welche sich auf die höchsten Güter des Menschen beziehen, in jene Krisis verwickelt, von der wir oben schon geredet haben. Auch die moralischen Meinungen und Gewohnheiten und die bürgerlichen Einrichtungen verloren jetzt in seinen Augen ihre Ehrwürdigkeit, wenn sie nicht mit der Natur und Vernunft übereinstimmten. Schon in seiner Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", äußert Schiller: Die Einrichtung des Ganzen habe es mit sich gebracht, daß manche, die nicht minder glücklich sein sollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert würden und das Loos der Unterdrückung davon trügen. Noch bestimmter aber spricht er sich in den Philosophischen Briefen[1] aus. „Ich war ein Gefangener," schreibt Julius hier seinem Freund und Lehrer Raphael; „du hast mich herausgeführt an den Tag. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 764. 2. o.

Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zn beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühle mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt; ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne" u. s. w.

Durch solche Gedanken schien das gereizte Gefühl des Unmuths gegen den Druck der Verhältnisse gerechtfertigt, und eine partikuläre Empfindung gewann hierdurch eine allgemeine Beziehung. Die Privaterbitterung wuchs bei ihm zu einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Welt, zu einem Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht an. Denn das brachte sein idealer Hang mit sich, daß sich alles Individuelle in ihm zum Allgemeinen und Höchsten steigerte.

Er war hiermit auf dem Standpunkt, auf welchem er seine Räuber dichtete. Denn bei wem anders konnte er den Balsam holen für seine tiefe, nie vernarbende Wunde, als bei seinem Genius? Wem anders, als den Musen, konnte er seine ganze Seele erschließen? Von wem anders, als von den Musen, konnte er lindernden Trost erwarten? Die glückliche Zeit war längst dahin, „wo er nicht schlafen konnte, wenn er sein Nachtgebet vergessen hatte."

Einige Jahre später hat sich der Dichter selbst über die Entstehung der Räuber in ähnlicher Weise geäußert[1]: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein

[1] In der Ankündigung zur Rheinischen Thalia 1782. Siehe Döring's Nachlese, S. 70.

Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich überlassener Wesen — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte."

„Ich meine die Räuber. Dieß Stuck ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Flugschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete."

Die Räuber sind der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit. Sie sind der ausgepreßte schmerzensvolle Laut des Unwillens einer starken Seele. Das ist die Grundstimmung, die Hauptidee, welche sich von selbst aus dem Dichter in sein

Werk ergoß. In so weit ist in diesem Gemälde nichts planmäßig Angelegtes, nichts Erfundenes oder Entlehntes, sondern sein geistiger Boden ist ganz Natur, ganz lyrische Wahrheit, und die Kunst des Dichters bestand nur darin, die Personen und die Handlung des Stückes dieser subjektiven Stimmung anzupassen, daß sie ganz hervorbrechen und es ganz durchdringen konnte. Wenn sonst der Dichter in seinem Gegenstande untergeht, so gab der unsrige seinen Charakteren und seiner Fabel ganz innerhalb seiner sittlichen Welt Gestalt und Existenz. Er prägte sein ethisches Lebenselement selbst, wie es damals in Gefühlen und Ansichten in ihm wogte, zu einem Drama aus. Die beiden frühern Stücke, welche er begonnen hatte, kamen vermuthlich deßwegen nicht zu Stande, weil der Dichter in ihnen nicht so gut, als in diesem beinahe ganz selbst erfundenen Stoffe, sein Inneres enthüllen konnte. Sein von aller Erfahrung und Menschenkenntniß verlassenes poetisches Talent konnte den Gehalt zu einer lebensvollen Dichtung nur aus dem eigenen Busen holen. Aber sein inneres Schicksal war bedeutend genug zu einem ungeheuern Gedichte.

Die Menschen, welche uns der Dichter als im Aufstande mit dem bürgerlichen Leben begriffen darstellt, sind Räuber, Mordbrenner, Gauner. Er konnte, scheint es, seine Scheu vor Gewaltthat und Empörung nicht stärker ausdrücken, als daß er sie von Missethätern begangen werden ließ. Eine solche Horde kann unser sittliches Gefühl unmöglich auf ihre Seite ziehen; ihr blutiger Anblick jagt unsern Antheil in die Schranken der bürgerlichen Einrichtung zurück, wenn diese auch noch so schlecht ist. Im Verlaufe des Dramas sehen wir auch beinahe alle hervortretende Mitglieder der Bande ihren Frevel büßen, bis auf Kosinsky und einige andere. „Auch der Anführer, Karl Moor, wird," wie Schiller in der Vorrede zu den Räubern selbst sagt, „das Opfer seiner ausschweifenden Empfindung: der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist, und die Tugend geht siegend davon." Er konnte daher mit einigem Rechte behaupten, er habe sich den Zweck vorgezeichnet, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu

rächen, und sein Werk verdiene, zufolge dessen merkwürdiger Katastrophe, einen Platz unter den moralischen Büchern. Die Worte, welche der Räuber Moor in der letzten Scene spricht, nachdem er zur sittlichen Besinnung gekommen ist, sind die Moral des Ganzen. „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verschönern, und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Partheilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei! da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade, Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte — dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand." Ramberg hat daher mit gutem Fug auf dem Titelblatte des Taschenbuchs Minerva für 1816 den Karl Moor als einen herrlichen Jüngling auf einem ungezähmten Rosse gezeichnet, welcher in verhängnißvoller Verblendung der Leidenschaft, indem er mit hochgeschwungenem Schwert scheußliche Phantome der Hölle verfolgt, selbst in den geöffneten Abgrund stürzt. Eine Riesenfaust greift aus dem qualmenden Schlund hervor nach dem Huf des Rosses, und die grinsenden Höllengeister bewillkommen den Stürzenden mit Hohngelächter, während in den Wolken über ihm sein weinender Genius für seine Rettung betend die Hände emporhebt.

Von der andern Seite sind aber die mannigfachen Mängel und Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes mit so grellen Farben gezeichnet, und die Hauptrolle ist hier einem solchen Nichtswürdigen übertragen, daß uns auch in dieser bürgerlichen Ordnung nicht wohl wird. Es sind überall lauter Dissonanzen, welche sich in keine volle Harmonie auflösen. Siegt auch am Ende das bürgerliche Gesetz, dem der Verirrte sich freiwillig zum Opfer bringt, „damit es seine unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfalte," so ist uns dieses Gesetz selbst, welches in seiner eigenthümlichen Sphäre so schrecklich hintergangen wird, in unserer Achtung gesunken. Zwar ereilt die furchtbare Nemesis den frevelnden Franz, und

in so weit wird von dieser Seite unserm Gerechtigkeitsgefühl Genüge gethan. Aber damit ist noch nicht alles gut gemacht, was uns das Schauspiel mit so kühner Sprache, als krank und faul in dem gesellschaftlichen Körper bezeichnet. Es bleibt ein Stachel in uns zurück, und wenn sich Karl Moor auch mit der bürgerlichen Ordnung versöhnt, wir selbst bleiben dem empfangenen Eindruck zufolge mit ihr unversöhnt. Der wahrhaft erhabene Ausgang des Stückes vermag die herbe Empfindung, die sich in uns angehäuft hat, nicht umzuwandeln. Ein Gemälde der ungeheuersten Verirrungen und der größten Schlechtigkeiten entfaltet sich vor unsern Augen und nur einzelne, seltene Strahlen des Guten, Schönen und Großen leuchten durch die allgemeine, grausenvolle Nacht und Verwüstung. Die bestehende Weltlage hat ja das Ungeheuer dieser Räuberbande geboren, welches sich gegen seine Mutter auflehnt. Wer will es den beraubten, verstoßenen Titanen verargen, daß sie sich gegen die Ungerechtigkeit und den Hochmuth des neuern Göttergeschlechtes empören? Karl Moor und Kosinsky wenigstens rächen sich nur für das Unrecht, welches sie erlitten haben; sie werden durch den verdorbenen Weltzustand, wie durch ihr Schicksal, zu ihren Verbrechen gedrängt, und führen auf ihre Weise das außerhalb der Gesellschaft nur fort, was innerhalb derselben begonnen wurde. Es ist, als wenn uns die Fabel sagte: Einer so versunkenen bürgerlichen Welt ist sogar das Leben der Räuber und Mörder noch vorzuziehen! Denn in diese Banditenschaar hat der Dichter doch mehr sittliche Kraft, Aufopferung, Größe der Gesinnung und Güte des Herzens gelegt, als in den bestehenden Gesellschaftszustand, den sie bekämpfen. Aber das sind doch wieder nur einzelne Spuren des Sittlichen, welche unser verletztes Gefühl nicht zu beschwichtigen vermögen. Die Räuber erfordern einen zweiten Theil, in welchem sich die Dissonanzen harmonisch auflösen. Das Stück strebt, seiner ganzen Tendenz nach, einer Aufgabe entgegen, welche in dem Stücke selbst nicht erfüllt ist. Missethäter mußten diejenigen, welche den verfehlten Bau des geselligen Lebens zertrümmern wollten, bis zu der Zeit sein, wo sich Schiller eine neue ideale Ordnung der Dinge erdacht hatte. Auch

Fiesko ist noch ein schuldiges Haupt, aber Posa und Don Karlos sind Heilige.

Uebrigens erklärt sich aus dieser gereizten Stimmung gegen das Bestehende der Widerwille, welchen Viele gegen dieses Gedicht haben. „Wäre ich Gott gewesen," sagte ein Fürst zu Goethe, „im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber würden darin geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht geschaffen." Das war doch eine Abneigung, fügt Goethe hinzu, welche ein wenig weit ging, und von der unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, nichts wissen![1]

Wollen wir den Kontrast, welcher uns aus diesem Schauspiel entgegentritt, tiefer auffassen, so müssen wir uns ihn als den Gegensatz der Natur und Kultur denken. Die Natur machte unsere Dramatiker gegen die von ihr abgeirrte Kultur geltend, wie offenbar auch Goethe's Werther und Götz von Berlichingen und mehrere Schauspiele Lessing's diese vorherrschende polemische Tendenz haben. Da er aber diese Natur damals in sich noch nicht zum Idealen ausgebildet und geläutert hatte, so mußten die Menschen und die Welt, die er uns darstellt, ungeschlacht und formlos ausfallen. Von der Gesellschaft, gegen die er anstürmte, verschmähte er es, irgend eine Beschränkung und Politur anzunehmen, und durch eigene Bildung war er noch keines innern Ebenmaßes theilhaftig. Er war also im Fall der dramatischen Schule, welche wir in unsern Tagen in Frankreich haben entstehen sehen. „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Henker absolut verbrannt werden muß," äußerte er sich gegen seinen Schulfreund Scharffenstein. Und in ähnlichem Sinne sagt er in seiner Vorrede zu den Räubern: „Wer eine Kopie der wirklichen, natürlichen Welt, und keine idealischen Affektationen, keine Kompendienmenschen liefern wolle, sei in die Nothwendigkeit gesetzt (!), Charaktere auftreten zu lassen, welche das feinere Gefühl der Tugend beleidigen und die Zärtlichkeit unserer Sitten empören." Das ganz in Gegensatz gegen die Gesellschaft gestellte Schauspiel

[1] Eckermann's Gespräche mit Goethe, Thl. 1, S. 296.

sucht eine Ehre darin, sich über allen Anstand hinwegzusetzen, die Geschlechtsverhältnisse auf eine ungezogene Weise aufzudecken, und die gemeinsten, pöbelhaftesten Ausdrücke und ekelhaftesten Bilder zu gebrauchen. Was am natürlichsten war, schien auch das Beste zu sein.

Es ist klar, daß mit diesem Streben nach nackter Natur auch das Gigantische dieser Menschen und das Kolossale des ganzen Stücks in Verbindung steht. Schiller's Freiheitsdrang und feurige Phantasie trieben von selbst schon in's Schrankenlose und Leidenschaftliche, und sie ließen sich durch keine Rücksicht auf das Leben binden und mäßigen. Ein erhabener Geist, welchen keine feinere Bildung beschränkt, schweift in's Ungeheure aus; er sucht die Größe im Extensiven, ehe er gelernt hat, sie im Intensiven zu finden. Die Personen des Dramas gehören nicht unserm, sondern einem andern Geschlechte an. Der Räuber Roller schüttet eine ganze Flasche Branntwein hinunter; achtzig Räuber fechten gegen siebenzehnhundert Soldaten, tödten deren dreihundert und verlieren nur Einen Mann; in ihrer Freude, Verzweiflung, ihrem Zorne sind sie gemeinhin so extravagant, daß sie, wie es Kinder zu thun pflegen, „wegrennen", wie denn noch in spätern Dramen, z. B. in Kabale und Liebe, die Personen bei jeder heftigen Gemüthsbewegung auf- und davonlaufen. Der Dichter berichtet in seiner Selbstkritik der Räuber[1], Rousseau rühme es an Plutarch, daß dieser erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderungen wähle, und er gibt zu verstehen, daß er selbst diesem Beispiele gefolgt sei. Aber es lag damals schon in seiner Natur, Alles in's Uebermäßige zu treiben.

Mit so vielem Verstande auch schon dieses dramatische Gemälde gedacht und geschrieben ist, so wenig lassen sich dessen Personen vom Verstand leiten. Der Dichter arbeitete mit so überschwellender Seele an seinem Gedichte, daß in seinen Menschen alles Empfindung, Affekt und Leidenschaft wurde. Selbst der methaphysische Franz vergißt vom vierten Akte an, daß er ein trockener, hölzerner Verstandesmensch ist

[1] Döring's Nachlese, S. 46 und ff.

(Akt 1, Scene 1), und wird sentimental und weichherzig. Keiner kann sich beherrschen; Karl Moor nicht in seiner Begierde nach Independenz, der alte Moor nicht in seiner Verzweiflung, Amalie nicht in ihrer Liebe, der Pater, dieser frühe Vorgänger des unvergleichlichen Kapuziners in Wallenstein's Lager, nicht in seinem Schelten, der Pastor Moser nicht in seiner Freimüthigkeit. Auch das Edle und Hohe erscheint bei diesen Menschen meist auf sinnlicher Entwicklungsstufe, in ungebundener Heftigkeit, mit rohem Ungestüm, und wo das moralisch Schlechte sich zeigt, schaudern wir zurück, wie vor den gräßlichen Worten und gräulichen Handlungen der Wilden. Mit dem „Blut saufen" und „die Säuglinge ermorden" und ähnlichen Kraftphrasen renomiren die Räuber ordentlich. Die Menschen selbst sind es eigentlich nicht, die da sprechen und handeln, sie selbst sind es nicht, sondern eine ungebundene Naturkraft wirkt aus ihnen. Die jedesmalige Empfindung reißt sie hierhin und dorthin, der Augenblick besitzt und beherrscht sie ganz. Als Karl Moor von der rohen Grausamkeit seiner Gesellen hört (Akt 2, Scene 3), will er in seiner Beschämung der Bande entfliehen. Das ziemt aber seiner Ehre und seinem gegebenen Worte durchaus nicht. Diese leidenschaftlichen Empfindungen selbst steigern sich denn auch bisweilen bis zum Wahnsinn, zur Wuth und Schwärmerei. Wenn ein Uebel eingetreten ist, was der Verstand hätte verhüten können, so ras't die Leidenschaft, wie z. B. Moor (Akt 3, Scene 3), als er die spitzbübischen Künste seines Bruders entdeckt hat. Auch jagen sich häufig die verschiedenartigsten Empfindungen, ohne Einspruch des Verstandes. In der letzten Scene des Schauspiels wird Moor hintereinander von Zorn, von Wehmuth, von Rührung, von Jubel, von Verzweiflung, von Wahnsinn, von Ekstase der Hoffnung und des Entzückens, von Trostlosigkeit und noch andern Gefühlen ergriffen und gefoltert, von denen er sich bei mäßiger Besinnung wenigstens einige hätte ersparen können. Die Gefühle begraben hier den Menschen. Wie konnte der Räuber Moor sich in Einem Augenblick durch Amalia's Liebe beseligt fühlen und dieselbe Amalia doch im nächsten Augenblick wieder fahren lassen? Das Gedicht ist

eine dramatische Ode. Es sollte auch nach des Dichters eigener Aussage ursprünglich ein Melodrama werden [1].

Diesem lyrischen Geiste verdankt das Schauspiel seine Lebendigkeit und Frische. Schwerlich möchte sich in dieser Beziehung ein späteres Stück mit dieser Jugendarbeit messen können. Eine schwellende, üppige Lebenswärme durchdringt alle Adern dieses kühnen, kräftigen Gebildes. Der Schöpfer ist ganz in seinem Werke.

Karl Moor ist eigentlich der junge Dichter selbst; es ist sein eigener Charakter während seines Aufenthalts in der Karlsschule. Sogar sein Aeußeres hat Schiller ihm zum Theil gegeben, wenigstens den „langen Gänsehals." Das mit der Welt in Aufruhr begriffene Gemüth und den leidenschaftlichen Freiheitsdrang ließ der Dichter ganz aus sich dem Helden seines Dramas zuströmen. Auch dem Moor muß Plutarch ein Lieblingsschriftsteller sein. „Mich ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säkulum," ruft er aus, „wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen." Auch ihm ist aller Zwang verhaßt. „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze! Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus." — Einer willkührlichen Subordination stellte sich durch eine Art von Naturnothwendigkeit in Schiller eine ausschweifende Freiheitsliebe entgegen, denn ewig kann einem Unrecht nur ein entgegengesetztes Unrecht das Gleichgewicht halten. Unter der Maske Moor's kritisirt offenbar Schiller selbst die erlahmte, gleißnerische Welt, wie er sie in seiner Vorstellung trug; nach allen Seiten hin schleudert er die Blitze seines Tadels aus. Wie aber diesen Ausstellungen ein Ideal in der Seele zu Grunde liegt, so beruhen Moor's Verirrungen auf den herrlichsten sittlichen Anlagen. Das sagt Schiller selbst in der schon angeführten Selbstkritik: „Des Räubers Moor gräßlichste Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems der guten —

[1] Minerva, Taschenbuch für 1816, S. 32.

weil er zu edel denkt, der Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber. Von einem glühenden Gerechtigkeitsgefühl getrieben, hält er sich für berufen, das Racheschwert des obern Tribunals zu regieren." Wie Schiller's Haß gegen die Subordination in der Militärschule sich zur Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Welt steigerte, so amplificirt sich in Moor's großer Seele der Zorn schnell zu einem Universalgrimm gegen das Menschengeschlecht. Es ist eine der schönsten Züge seines Charakters, daß er kein unfrommes Wort gegen seinen Vater ausstößt, daß ihn kein Verdacht gegen seinen Bruder befleckt, und daß er diesem seinen unnatürlichen Frevel sogleich großmüthig verzeiht: „Bruder! Bruder! du hast mich zum Elendesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — erndte die Früchte deiner Unthat in Ruhe!" (Akt 4, Scene 3). Nur dessen Todsünde gegen seinen Vater bestraft er. Ueber jeden Privatgroll, über jede gewöhnliche Leidenschaft ist er weg. Die Größe seiner Gesinnung legt der erhabene Verbrecher besonders durch seine freiwillige Zurückkehr zu dem Gesetze an den Tag; er spricht die Ueberlegenheit seines Geistes und seinen Ideenreichthum aber auch durch folgende Worte in dem Hamlet'schen Monolog des vierten Aktes aus: „Nein! Nein! Ein Mann darf nicht straucheln — sei, wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu — sei, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes — ich bin mein Himmel und meine Hölle. Wenn du, Gott, mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern." Die ewige Selbstständigkeit des Menschengeistes kann nicht herrlicher verkündet werden. Diese erhabene Stelle ist der ethische Gipfel des Schauspiels und gleichsam die Wiege der Prosa.

Aber auch sein zweites sittliches Lebenselement hat der Dichter aus sich in seinen Helden hinübergetragen. Moor ist

nicht nur mit einem feurigen Geist und einer Fülle von Kraft ausgestattet, er besitzt auch jene Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem fremden Leiden in weinende Sympathie dahinschmilzt (Akt 1, Scene 1). Er ist voll von Schonung und Erbarmen. „Nicht eine Fliege konnte er leiden sehen!“ sagt Amalia von ihm. Nach jenem Siege in den böhmischen Wäldern (Akt 3, Scene 3) und später beim Wiederanblicke seiner väterlichen Wohnung (Akt 4, Scene 1) ergreift den Unglücklichen das innigste Gefühl seines Elends, und die tiefste Sehnsucht nach seiner eingebüßten Unschuld, seinem verlornen Seelenfrieden. Namentlich gehören die Klagen, in welche er nach dem zurückgeschlagenen Angriff ausbricht, zu den reinsten, wahrsten, rührendsten Klängen, die je ein Dichter den Tiefen des menschlichen Herzens entlockt hat. Freude und Hochgefühl beglücken den Feldherrn, der im rechtmäßigen Kampfe obsiegte: der Heldensieg unseres Räuberhauptmannes deckt diesem nur den Abgrund seines Elends auf; jeder Glücksstern beleuchtet ihm nur die Größe seines Unglücks. Auch die folgende Scene mit Kosinsky und den Entschluß, seine Heimath wiederzusehen, leitet jene erwachende Sehnsucht nach „den Tagen des Friedens, nach den Elysiumsscenen seiner Kindheit,“ trefflich ein. Die ergreifendsten Empfindungen drücken sich hier in einer ungekünstelten, einfachen Sprache aus, und von Rohheit, womit sonst der Dichter zu kämpfen hat, findet sich hier keine Spur. In jeder Rücksicht sind diese Scenen, besonders die erstere, des größten Meisters würdig, ja sie möchten dem vollendeten Künstler kaum so gelungen sein, als dem mit dem Herzen dichtenden Jüngling. — Der sich zur Mündigkeit aufraffende Geist läßt Eltern, Gespielen, sein ganzes bisheriges Leben hinter sich, und steuert unbekannten Fernen zu: eine unendliche Einbuße ist gewiß, der Gewinn ist unsicher. Auf dieser Laufbahn, welche die beschränkte Frömmigkeit sogar einen Frevel nennt, und die kurzsichtige Klugheit als Thorheit belacht [1], mag den Jüngling beim Rückblick auf das zurückfliehende Ufer eine solche Stimmung

[1] Man erinnere sich an Schiller's Epigramm: „Weisheit und Klugheit,“ in seinen Werken in Einem Bande, S. 93. 1.

anwandeln, wie der Dichter sie hier dem Räuberhauptmann in den Mund legt. Man braucht nicht Aehnliches verbrochen zu haben, um ähnlich zu fühlen. Möge unsere Empfehlung den Leser veranlassen, die genannten Scenen, welche wir aus Mangel des Raumes hier nicht einrücken können, nachzuschlagen und wieder zu lesen!

Diese Klagen des Karl Moor in den beiden oben angeführten Scenen erinnern uns an die treffende Bemerkung der Frau von Stael [1], daß dem Dichter eigentlich die Parabel vom verlornen Sohne vorgeschwebt, und daß dieser Gegensatz auch auf die Charakterisirung beider Brüder wesentlich eingewirkt habe. Schiller's Dichten und Denken gefiel sich überhaupt in Entgegenstellungen. Der verirrte, verstoßene Sohn ist reuiger, lauterer, edler, als der zu Haus gebliebene, dem man alle Ehrbarkeit zutraut, und um das Interesse für jenen zu steigern, wurde dieser begriffsmäßig mit allen Sünden beladen. Der Verfasser selbst legt auf diesen „Kunstgriff" in der mehrerwähnten Selbstrecension ein ganz besonderes Gewicht, und er hatte ursprünglich auch vor, seinem ganzen Schauspiel den Namen: Der verlorene Sohn, zu geben.

Einen so wahren, lebensfrischen Charakter Schiller in Karl Moor aus sich herausgearbeitet hat, so sehr ist ihm Franz mißlungen. Und dennoch hat er auch diese Gegengestalt seines Räubers — aus sich selbst geholt, aber nicht aus dem Schicksale seiner sittlichen Natur, sondern aus den Irrgängen seiner Spekulation. Nachdem er sich nämlich von dem historisch Positiven befreit hatte, schuf er sich, wie wir wissen, jenes kühne pantheistische Gebäude, welches er unter dem Namen Julius in den Philosophischen Briefen aufstellt. Aber sein großer Verstand und ächter Wahrheitssinn konnten bei diesen überschwenglichen Träumen nicht lange beharren, er sah die Unhaltbarkeit seines Systemes ein. Und jetzt verfiel er, wie es immer geschieht, vom Dogmatismus in den Skepticismus. Er zog eine Zeitlang Tugend, Gottheit und Unsterblichkeit in Zweifel, bis endlich die Wahrheit und seine bessere Natur

[1] De l'Allemagne, Vol. 2, chap. 1.

siegten, und er sein Denken auf das Sittliche und Aesthetische zurückzog und den Menschen (ganz im Geiste der Kantischen Philosophie) zum Mittelpunkt seiner Betrachtungen machte.

Daß jene Annahme von Zweifeln an den höchsten Interessen der Menschheit bei Schiller nothwendig ist, läßt sich nicht läugnen. Welche Irrgänge mußte die Seele dessen schon durchlaufen haben, der die atheistischen und materialistischen Grübeleien des Franz Moor auch nur dichten konnte? Was mußte nicht alles in dessen Geiste vorgegangen sein? Welche Fragen über Gott, Welt und Menschen mußte er sich schon gestellt haben? Sagt doch Schiller selbst, die Raisonnements, mit denen Franz sein Lastersystem aufzustutzen verstehe, seien das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums [1].

Jene sittliche und religiöse Skepsis, jene materialistische Ansicht der Dinge, welche durch medizinische Studien genährt wurde, hat Schiller in seinem Franz Moor personificirt. Er ist eigentlich nichts, als jene philosophischen Raisonnements, in eine poetische Figur gebracht. Karl Moor ist Schiller's ausschweifende Willens- und Gemüthskraft, Franz Moor ist sein verirrter Verstand, und wie beide Vermögen eine Zeitlang in ihm entzweit waren, so sind auch die unähnlichen Brüder in Feindschaft begriffen. Daß dieser Charakter wirklich einen solchen subjektiven Ursprung hat, läßt sich durch die Abhandlung: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, beweisen. In diesem Aufsatze liegen nämlich die Ideen, aus denen die Denk- und Handlungsweise dieses Menschen konstituirt sind und von welchen er nur einen materialistischen Gebrauch macht. Beinahe alle seine Sophismen sind von medizinischen Gründen hergenommen. Die Liebe zu Vater und Bruder sucht Franz durch den thierischen Prozeß der Zeugung und Geburt als thöricht darzustellen (Akt 1, Scene 1); die gräßliche Schilderung, durch welche er Amalia von ihrem Geliebten abschrecken will, wie die Wollust den Körper zerstöre (Akt 1, Scene 3), beruht ebenfalls auf medizinischen Beobachtungen.

[1] In seiner Kritik der Räuber. Döring's Nachlese, S. 55.

Namentlich stimmt der Monolog des ersten Auftrittes des zweiten Aufzuges seinem Gehalte nach beinahe ganz und oft wörtlich mit jener Abhandlung überein. Franz will den Körper seines Vaters vom Geist aus verderben, und rekapitulirte so den Lehrsatz: „daß geistiger Schmerz das Wohl der körperlichen Maschine untergrabe“ [1]. Philosophen und Mediziner lehren mich, sagt er, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammenlauten u. s. w., und so findet er sich Schrecken, Jammer, Reue und Verzweiflung auf, die am geschicktesten seien, seinen alten, kranken Vater ins Grab zu bringen. Umgekehrt bestätigt Schiller in der angeführten Abhandlung die Abhängigkeit des Körpers vom geistigen Schmerze durch das Beispiel — eben dieses Franz Moor, indem er aus den damals noch ungedruckten Räubern die Stelle, in welcher der Unmensch von einem Traumbild beunruhigt wird und in Ohnmacht fällt (Akt 5, Scene 1), mit dem Bemerken citirt, als sei diese Stelle aus einem englischen Trauerspiel übersetzt. Man sieht, jene medizinische Abhandlung und Franz Moor sind nach Einer Theorie gedacht und geschrieben! Endlich sind auch seine Gründe, welche er im Gespräch mit Pastor Moser gegen die Unsterblichkeit geltend macht, daß unser Wesen nichts sei, als Sprung des Geblüts, daß unser Geist die Schwachheiten des Körpers mitmache, und daher auch mit ihm zerstört werde u. s. w., innerhalb jener philosophisch medizinischen Untersuchung entstanden.

Aber aus einer Theorie läßt sich kein konkreter Charakter entwerfen. Seinen Karl Moor *fühlte* der Dichter, seinen Franz Moor *dachte* er. Mit Recht fragt der Verfasser in seiner Selbstkritik: „Woher kam dem *Jüngling* Franz, welcher in einer friedlichen, schuldlosen Familie aufgewachsen war, eine so herzverderbende Philosophie?“ Das ist gar nicht motivirt. Ferner ist Franz ein Bösewicht aus Grundsätzen; aber rein aus Grundsätzen ist der Mensch weder gut noch bös, am allerwenigsten ein Jüngling. Seine Gräuelthaten hätten durch eine heftige Leidenschaft vermittelt und vermenschlicht

[1] Döring's Nachlese, S. 28.

werden sollen. Man sieht wohl, der Dichter hat in ihm zugleich einen kleinen Tyrannen schildern wollen. Franz besitzt sieben Schlösser; von tausend Menschen, über die er gebietet, hat er neunhundert neun und neunzig elend gemacht; Waisen, Wittwen, Unterdrückte und Geplagte verklagen den Wütherich vor Gott. „Es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Hase sein müssen auf dieser Welt," spricht er selbst, — „aber der gnädige Herr braucht Hasen!" Aber all' dieses, was uns nur erzählt und gesagt wird, gibt uns doch kein rechtes Bild von einem Tyrannen, und weil wir ihn von Ehrgeiz und Herrschsucht nicht bewegt sehen, können wir uns sein Wüthen gegen seine Familie nicht erklären. Die Leichtigkeit, womit er kalt überlegend die unnatürlichsten Handlungen vollbringt, stimmt auch nicht mit den Gewissensbissen, die ihn später peinigen. Wenn ihn solche Schrecknisse anwandeln können, wie konnte früher die menschliche Natur gar keine Einsprache thun? Oder wie verirren sich sittliche Schrecknisse in die Brust eines Teufels? Diese seine Verzweiflung macht ihn uns nur noch verächtlicher. Er verliert durch diesen Kleinmuth die Achtung, die wir jedem konsequenten Charakter zollen, ohne unsere Neigung zu gewinnen. Keine hohe Eigenschaft hält seinen Lastern einigermaßen das Gegengewicht. Denn auch auf seinen Erfindungsgeist darf er sich nicht so viel einbilden, als er thut. Er ist blos fein in Distinktionen, spitzfindig im Raisonnement, aber im Erfinden und Ausführen seiner Plane zeigt er sich plump. Bei der kurzsichtigen und leichtgläubigen Schwäche des alten Mannes, bei der allerdings unbegreiflichen Arglosigkeit seines Bruders und der Unthätigkeit Amaliens hat er ein kinderleichtes Spiel.

Die übrigen männlichen Personen sind wenigstens von einander unterschieden, und man sieht, daß dem Dichter bestimmte Bilder vorgeschwebt haben. Zu den Räubern nahm er ohne Zweifel die Modelle aus seiner Umgebung in der Militärschule, und wenn man von dem rohen, wüsten Ton, welcher in dem Institut unter den jungen Leuten herrschte, eine Vorstellung bekommen will, so braucht man ohne Zweifel nur das Schauspiel zu lesen. Je mehr bei der Jugenderziehung alles dem Zwang unterworfen, und je mehr beim

Unterricht alles auf positive Leistungen abgesehen ist, desto geringer ist der Gewinn an feinerer, edler Bildung.

Die schlechthin tödtliche Seite des Stückes ist Amalia und ihre Liebe. Schiller sagt dieß in seiner Selbstkritik selbst, aber er fügt hinzu: „Wir vermissen bei diesem weiblichen Geschöpf das, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Wesen.“ Das suchen wir weder, noch vermissen wir es. Hier ist noch mehr, als im Charakter des Franz alles unwahr, unnatürlich. Das Mädchen hat nicht etwa „zu viel in Klopstock gelesen“ — die Figur ist selbst großentheils aus sentimentalen Gefühlen Klopstocks zusammengeflossen. Der Dichter hat noch nie geliebt, geschweige daß seine Liebesträume durch Gegenliebe gemäßigt und veredelt wären. Die Liebe, welche er zu schildern vermag, ist ein phantastischer Sinnenrausch. Dem Geliebten am Halse hangen, den brennenden Mund der Geliebten fühlen, daß ihnen Himmel und Erde vergehen — das ist das Thema dieser Liebe, wie der spätern Lauralieder. Man kennt das Lied: Schön wie Engel, welches der Liebe ganze Seligkeit in das wüthende Entzücken der Umarmungen und in das „paradiesische Fühlen der Küsse“ setzt. Und ein solches unverholene Geständniß legt der Dichter einem Mädchen in den Mund, welche uns zum Glück aber gar nicht darnach aussieht, als wenn sie dieses Entzücken schon genossen hätte. Schiller's Liebe war damals noch eine durch die zügellosesteste Einbildungskraft ins Höchste gesteigerte sinnliche Glut. Erst später schied sich in ihm „von des Sinnes niederm Triebe der Liebe besserer Keim.“

Solche erträumte Empfindungen und deren Repräsentantin in seinem Gedicht unterzubringen, ist unserm Schiller dann sehr schwer geworden. Amalia schwärmt, schmachtet, schilt, klagt, singt — aber sie handelt gar nicht für ihren Abgott, den man ihr durch einen so groben Betrug entreißt. Sie steht mit ihrem Herzensfreund während dessen sechsjähriger Abwesenheit nicht einmal in Briefwechsel, und weiß gar nichts von ihm. Als sie durch ein Wort den alten Moor bewegen konnte, seinen voreiligen Schritt wieder gut zu machen, beginnt sie von der jenseitigen Vereinigung zu träumen (Akt 2, Scene 2). Als Karl unter einem fremden Namen zurückgekehrt

ist, wird er von seinem Bruder, — aber nicht durch das Auge und Herz seiner Amalie, wiedererkannt, und doch weiß sie es jetzt, daß ihr Geliebter noch lebt. Gegen den vermeintlichen Fremdling läßt sie dann ihre Empfindungen auf eine unzarte Weise hervorbrechen, und was könnte ihr in unsern Augen mehr schaden, als diese Verletzung der edlern weiblichen Natur? Es will uns gar nicht gefallen, daß sie ihrem Karl mit ihrer Liebe so unendlich weit voran ist, indem dieser in den ersten drei Akten seiner Neigung mit keinem Worte gedenkt. Der Dichter hat alle Liebesschwärmerei auf das schwache Mädchen zusammengehäuft. Karl Moor liebt eigentlich so wenig, als Schiller in der Karlsschule. Die Worte, welche er nach dem ersten Wiedererkennen zu dem alten Daniel spricht (Akt 4, Scene 3): „Was macht meine Amalia?" sind daher entsetzlich affektirt. Wie Amalia in dem letzten Akt entspringt, und in den Wald zu den Räubern kommt, ist räthselhaft; unglaublich aber ist es, daß diese durch die Ermordung des Mädchens ihren Hauptmann seines Eides für entbunden halten, sie nie zu verlassen; sie hätten eben so kannibalisch, als dumm sein müssen. Was konnte ihnen dieses unmenschliche Opfer helfen? Wenn man noch einen anderweitigen Tadel beifügen wollte, könnte man sagen, daß entweder in diesem letzten Akte die Räuber nicht so diktatorisch mit ihrem Hauptmann sprechen konnten, oder dieser in den frühern Aufzügen nicht so herrisch zu ihnen. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist nicht gleichmäßig durchgeführt.

Und so ließen sich an der Oekonomie dieses genialen, nie veralternden Jugendwerkes noch andere Ausstellungen machen. Manche Wirkungen sind offenbar gewaltsam herbeigeführt; andere sind nicht bis zur Wahrscheinlichkeit motivirt, Vieles endlich ist mit einander nicht vereinbar. Aber nicht solche Verstandesfehler (sie finden sich auch in den anerkanntesten Kunstwerken) und auch nicht allein die nebulistische Zeichnung des Franz und der Amalia ist es, was den ästhetischen Werth des Schauspiels beeinträchtigt. Es ist hauptsächlich die alle Tugenden des Gemäldes überwuchernde Rohheit, welche unser sittliches Gefühl zugleich mit unserm ästhetischen zurückstößt und uns beinahe in jeder Scene den reinen Genuß verkümmert.

In allem Schönen liegt ein gewisses Ebenmaß und eine Beschränkung, welche dem Rohen nicht zukommen, indem dieses unharmonisch ist. Wenn ferner das Schöne in der Form, in der Gestalt liegt, so fehlt dem Rohen das Wesen des Schönen, indem das Rohe nur eine ungestalte Materie, ein formloser Stoff ist. Nur wenn eine Dichtung uns das geformte, d. h. das gebildete geistige Leben, oder das ungebildete wenigstens in einer edlen Form darstellt (so daß sie gleichsam selbst die Gestaltung des rohen Stoffes übernimmt), wird sie auf Schönheit Anspruch machen können. Endlich kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Wir können von fremden Völkern früherer Zeiten Poesien schön finden, welche uns Lebensgewöhnungen, Denkweisen, Empfindungszustände und Ausdrucksarten vorführen, die tief unter unserer jetzigen Bildungsstufe liegen und die wir grausam, wild, unmenschlich nennen, oder welche uns doch ganz heterogen sind. Wir abstrahiren dabei von unsern Vorstellungen, wir vergessen uns selbst und versetzen uns ganz in die Zeit, unter das Volk, aus welchem die Dichtung hervorging. An ein Gedicht aber, welches in unserm eigenen Leben und in unserer Zeit entsprang, sind wir gezwungen, unsere Begriffe anzulegen; und wenn dasselbe gegen alle edle Sitte und die geselligen Gewöhnungen ganz verstößt, so beleidigt es unser sittliches und durch dieses auch das ästhetische Gefühl. In einer gebildeten Gesellschaft wird man einen Wilden aus einem fremden Lande, so lange er nicht inkommodirt, allenfalls dulden, aber einen wilden Landsmann kann man nicht ertragen. Ein solcher Wilder ist dieß Drama der Räuber. Und doch erforderten auch die Räuber, wenn man billig sein wollte, einen eigenen Maßstab der Beurtheilung, denn sie sind ja nicht in unserer Gesellschaft, sondern in der Karlsschule entstanden.

Weil aber dieser eigenthümliche Maßstab für uns schwierig, ja vielleicht unmöglich ist, so habe ich das Schauspiel anthropologisch, aus dem ganzen Entwickelungsgang seines Verfassers abzuleiten gesucht; und wenn ich diesen Weg auch bei allen folgenden Dichtungen Schiller's vorherrschend einschlage, so hoffe ich am sichersten zu gehen und am meisten

zu einem gründlichen Verständniß derselben beizutragen. Ich werde Schiller's Poesien aus Schiller's Seele zu schöpfen trachten, und mehr den Weg zu einem umfassenden, vollgültigen Urtheile bahnen, als dieses immer selbst ausführlich darlegen.

Diese Behandlungsweise schließt die ästhetische Beurtheilung nicht aus, beschränkt sich aber nicht auf dieselbe. Der bloße ästhetische Standpunkt ist eine große Einseitigkeit bei Betrachtung von Kunstwerken. Es kann uns ein Gedicht ästhetisch nicht ganz befriedigen, ja sogar zuwider sein, und wir können doch an demselben ein unendliches Interesse nehmen und ihm einen außerordentlich hohen Werth zugestehen, wenn wir uns einem solchen Produkt nicht allein als Kunstkenner, sondern wenn wir uns ihm auch als Menschen und als philosophische Denker nähern.

Ich füge noch eine Bemerkung bei. Man hat unserm Dichter eine Menge Nachahmungen aufgezählt. Den Franz Moor hat man eine verunglückte Nachahmung Richard's **III.** genannt; Karl's Selbstgespräch im vierten Akte hat man aus Hamlet's berühmten Monologe abgeleitet; von der Scene, in welcher Franz den Hermann zum Instrumente seiner Schandthaten macht (Akt 2, Scene 1), kann man das Original im Macbeth finden; Karl Moor hat Aehnlichkeit mit dem „ehrenwerthen" Räuber Roque im Don Quixote; und den Traum, welchen Franz erzählt, hat man mit der erhabenen Stelle im siebenunddreißigsten Kapitel des Hesekiel zusammengestellt. Solche Bezüge lassen sich nicht läugnen; aber das Genie bedarf eben so, wie das Samenkorn, äußerer Anregungen, daß es sich entwickele. Geistlose Philologen des Alterthums haben diese Interpretationsmanier, jeden spätern Schriftsteller aus allen frühern zusammenzulesen, bis zum Ekel weit getrieben. Statt jedes Kunstwerk aus dem Geiste seines Urhebers als ein organisches Gebilde abzuleiten, denken sie sich jedes mechanisch aus seinen äußern Einflüssen zusammengesetzt und entstanden. Was auch Schiller von Außen aufnahm, das gestaltete sich sofort nach dem Wesen und dem Entwickelungsprozeß seines Geistes um, der aus der Außenwelt, wie die Pflanze, nur Säfte, Licht und Wärme einsog,

aber seine Lebenskraft in sich hatte. Mochte auch Franz Moor in Shakspeare'schem Boden keimen, diese Gestalt ist dennoch das Reis eines innern Triebes, und so ist die ganze Tragödie ein Naturprodukt seines Geistes. Daher trägt sie auch, wie ein gelehrter Beurtheiler sich ausdrückt [1], einen unaustilgbaren, unvergänglichen Lebenskeim in den organischen Theilen ihrer Komposition.

[1] Minerva, Taschenbuch für 1816, S. XL. VIII.

Siebentes Kapitel.

Anstellung als Regimentsmedikus. Aeußere und innere Zustände. Bekanntschaft mit Schwan und Dalberg. Theaterausgabe der Räuber.

Am Ende des Jahres 1780 trat Schiller aus der Karlsschule, nachdem er in dieser Anstalt acht Jahre zugebracht hatte, und wurde bei dem in Stuttgart liegenden Grenadierregiment Augé als Regimentsmedikus angestellt. Er erhielt eine monatliche Besoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, oder fünfzehn Gulden im zwanzig Gulden Fuß, was freilich weit unter den Erwartungen war, welche seine Eltern sich nach den Versprechungen des Herzogs glaubten machen zu können. Aber der Sohn war über solche Betrachtungen weit erhaben. Denn der Tag war angebrochen, welcher ihn seiner Haft entführte, welcher ihm die Freiheit brachte, die er so lange entbehrt, nach der er sich einzig gesehnt hatte, und die er jetzt in gierigen Zügen schlürfte!

Sein Freund Scharffenstein, welcher anderthalb Jahre vor ihm aus der Akademie getreten war, beschreibt uns, wie sein Aeußeres war, als er ihn zum erstenmal auf der Parade wiedersah. „Wie gram war ich dem Dekorum," schreibt dieser Offizier, „das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen.

Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen; der kleine, militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärne Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller kontrastirende Apparat, war oft hernach der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Dieses Gemälde seines Anzugs hat Scharffenstein durch eine Zeichnung seines Körpers vervollständigt, welche so charakteristisch ist, daß man aus ihr das durch bildende Kunst geübte Auge ihres Urhebers leicht erkennen kann. „Schiller" sagt er, „war von langer, grader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt; sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig. Die rothen Augenbraunen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Parthie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlieder waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar war roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig, als männlich war, hatte

viel Bedeutendes, Energisches auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber seine Stimme war unangenehm, kreischend; er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge; dieses hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden."

Mit dieser vortrefflichen, scharfgezeichneten Charakteristik stimmen auch die Angaben Streicher's überein, obgleich dessen liebende Verehrung manches zu seinem Vortheil darstellt. Streicher erwähnt der gegen einander sich neigenden Kniee, des schnellen Blinzelns der kränklichen Augen, spricht aber dann von der schön geformten Nase, dem tiefen, kühnen Adlerblick, welcher unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorgeleuchtet habe, und von dem kunstlos zurückgelegten Haare und dem entblößten, blendend weißen Hals, wodurch seine Erscheinung vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abgestochen habe. — Sein Aeußeres wäre nach allem diesem nichts weniger als anziehend gewesen, wenn sich nicht, wie Wallenstein im Drama sagt, der Geist seinen Körper baute — ein Wort, dessen Gehalt sich in den Abhandlungen: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen [1], und: Ueber Anmuth und Würde [2], so trefflich nachgewiesen findet. Der seelenvollste, mildeste Ausdruck blieb Dem unauslöschlich im Gedächtniß zurück, der den Jüngling einmal gesehen hatte. Sein blasses Aussehen ging im Feuer des Gespräches in hohe Röthe über. Seine Unterhaltung übte auch schon damals auf seine Freunde einen mächtigen Zauber aus, denn er hatte ein eigenes Talent, das Nächste an das Fernste zu knüpfen und in das Gewöhnlichste etwas Bedeutendes zu legen, so wie auch wieder Vieles in der Welt, das andern bisher wichtig schien, vor seinem Geiste, der immer den rein menschlichen Maßstab anlegte, in Nichts zusammensank.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß er damals schon weit über seine Genossen emporragte. „Ich erstaunte,"

[1] Döring's Nachlese, S. 38.

[2] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 1146.

sagt Scharffenstein, „und mein Geist beugte sich vor der imponirenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine Räuber schon ganz und Fiesko halb (?) im Manuskript hatte, war er in der Geschichte und den theoretischen philosophischen Wissenschaften nicht nur professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt für's Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüthes war weniger brausend zwar, aber wahrer, konzentrirter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwickelung und Bildung sehr viel."

Nur das Eine ist in diesem Urtheile hier zu bezweifeln, daß er in der Geschichte und den theoretisch-philosophischen Wissenschaften professormäßig bewandert gewesen sei. Er besaß vielmehr wenig positive Kenntnisse in beiden. Aber das Genie kann die Bedeutung einer Wissenschaft für's Leben würdigen, ohne die Wissenschaft selbst genau zu kennen, wodurch dasselbe oft verleitet wird, diese nicht näher zu studiren. Wie das poetische Genie die Erfahrung anticipirt, so anticipirt das philosophische Genie, vermöge eines geheimnißvollen Zusammenhangs der Dinge mit unserem Geiste, das Allgemeine und Bedeutungsvolle der Gegenstände; es ergründet die äußere Welt, indem es in seinen eigenen Busen schaut. In das Detail mochte sich Schiller, zumal damals, weder denkend noch dichtend herunterlassen. „Dieser große Geist," fährt Scharffenstein selbst fort, „planirte so zu sagen über den höchsten Höhen und Tiefen des Menschen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Wesen umfaßt er den Menschen in seinen größten Momenten; er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menschen Herz und Nieren zu rühren, zu erschüttern; aber Andere haben vielleicht den ganzen Menschen in Saft und Blut, in seiner durch Modifikationen der Verhältnisse ausgebildeten Individualität und Idealität besser geschildert." Sein alles im Großen auffassendes und auf Endzwecke beziehendes Genie konnte daher, wie uns Conz erzählt, von kleinern, in Einzelnheiten gehenden Untersuchungen, selbst eines Lessing und Anderer, nicht gerade hämisch,

aber doch mit einem Lächeln, welches dieselben als unbedeutend herunterzusetzen schien, sprechen [1]. Es kostete ihm später eine ungeheure Selbstentsagung, den hohen, freien Hang seines Geistes zu speziell historischen Studien herabzudrücken und seinen reichen, selbstständigen Genius mit der lieben Noth des positiven Wissens zu belasten.

Er quartirte sich in das Haus des Professors Haug ein, mit dem er seit Jahren in einem literarischen Verkehr stand. Hier wirthschaftete er in einem kleinen Zimmer, Parterre, eine Zeitlang in Gesellschaft mit dem Lieutenant Kapff, welcher zugleich mit ihm aus der Akademie getreten war. Beide waren arm und hatten mit andern Gesellen meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune gewürzte Abendmahlzeiten, die sie selbst bereiten konnten, denn das Essen bestand aus einer Knackwurst und aus Kartoffelsalat. „Der Wein," sagt Scharffenstein, „war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schiller Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß seiner selbstverlegten Gedichte erfreuen konnte. Da war die Welt unser!"

Er scheint mit diesen und andern Freunden in einem bewegten Verkehr gelebt zu haben. Seine literarischen Freunde waren auch seine Herzensfreunde, denn er trug das Menschliche und sein Gemüth in jedes Verhältniß. Liebevoll kam er jedem entgegen, der sich ihm näherte. Der liebenswürdige Streicher, ein angehender Tonkünstler, machte ein halbes Jahr nach seinem Austritte aus der Akademie seine Bekanntschaft, und schloß sich mit einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Hingebung an ihn an, so daß selten ein Tag verging, wo er ihn nicht auf kurze Zeit sah und sprach. Conz, den er von seinen Knabenspielen in Lorch her kannte, besuchte ihn öfters von Tübingen aus. Es war einer seiner poetischen Freunde. Schiller schrieb ihm aus Sallust, seinem damaligen Lieblingsschriftsteller, jenes bedeutungsvolle Wort: **quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere,** in das Stammbuch,

[1] Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 7, S. 52.

ein Wort, an dem sich schon mancher hochherzige Jüngling erbaut hat. In seiner Lage fühlte er sich damals noch ganz leidlich, und äußerte sich gegen Conz zufrieden damit, daß sein Schicksal nun diese Wendung genommen, und daß er die lange Laufbahn eines würtembergischen Theologen nicht habe durchlaufen müssen: er sei nun fertig, ausgerüstet für die Welt. „Was wäre ich jetzt?" setzte er hinzu: — „Ein Tübingisches Magisterchen!" — Diese Worte waren übrigens mit solcher Gutmüthigkeit hingeworfen, daß sie für den Freund, der selbst ein solches Männchen zu werden trachtete, nichts Beleidigendes haben konnten. Was ihn aber damals in seinen Verhältnissen glücklich sein ließ, waren seine Räuber, welche er eben damals herausgegeben hatte. Wie mußte es den jungen Mann über alles hinwegsetzen, daß er jetzt, bei seinem Eintritt in die Welt, das Bekenntniß ablegen konnte, wie sehr er ihre Formen und Konventionen verachte!

Schon die Herausgabe der Räuber war eine hochwichtige Angelegenheit, welche zu vielen Debatten Veranlassung gab. Das Schauspiel erhielt die letzte Feile, und wurde den Freunden zur Beurtheilung mitgetheilt. Von seinem Freunde Petersen verlangt er in einem noch erhaltenen Briefe[1] „eine eigentliche Zergliederung nach dramatischer Behandlung, Verwickelung, Entwickelung, Charakteren, Dialog, Interesse u. s. w., welche nicht unter sechs Bogen sein dürfe." In einem noch vorhandenen Briefe an ebendenselben[2] nennt er die Gründe, warum er sein Stück gedruckt zu haben wünschte. „Der erste und wichtigste Grund, warum ich eine Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache nicht ansteht — das Geld." Stäudlin habe für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten erhalten, warum sollte er für den Bogen seines Trauerspiels nicht eben so viel, nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfalle, das solle dem Freunde sein, der es treu und redlich verdient habe und es brauchen könne. Der zweite Grund sei das Urtheil der Welt, des unbestochenen Richters, und dazu

[1] Schiller's Werke in C. B., S. 1301.

[2] Ebendas. S. 1302.

komme noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, was alles ihm seinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und ihm die Grillen zerstreuen solle. Doch sollte das Schauspiel anonym erscheinen, wie es auch in der ersten Ausgabe wirklich geschah. Endlich wolle er sich seines poetischen Werkes entledigen, um sich in seinem Fache tüchtig auszubilden, damit er einmal Professor der Physiologie und Medizin werden könne. — So unwichtig kam ihm der Schritt vor, der über das Schicksal seines Lebens entscheiden sollte!

Jetzt ward über eine Vignete deliberirt, welche unentgeldlich zu radiren sich ein Kamerad der Karlsschule aus der Klasse der Kupferstecher erbot. Es wurde, für die Tendenz des Stücks bezeichnend genug, ein aufsteigender zorniger Löwe beliebt, mit dem Motto: **in Tirannos.** Dieses ungestalte Thier mit erhobener Vordertatze, aufgestrecktem Schweif und grimmigem Gesichte und mit derselben Unterschrift repräsentirt sich auch in der zweiten Auflage von 1782. In der dritten Ausgabe von 1799 zerreißt ein Löwe den andern, und die Vignete ist viel reinlicher und zierlicher gemacht; das bedenkliche Motto ist aber auch hier nicht weggeblieben. — Nun ging es an den Akkord mit einem subalternen Buchdrucker, der aber, dem Handel nicht trauend, den Druck nicht anders, als auf Schiller's Kosten übernehmen wollte. Der arme Autor mußte das Geld borgen; da aber keiner seiner Freunde die Summe von ungefähr 150 Gulden besaß, so verbürgte sich eine dritte Person bei dem Darleiher für die richtige Zurückbezahlung. „Diese erste Edition," erzählt Scharffenstein, und man kann hinzufügen auch die zweite, „fast Fließpapier, sah aus, wie die Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden." Auch war sie durch eine inkorrekte Orthographie und durch abscheuliche Druckfehler entstellt, wenn man von der „zwoten verbesserten Auflage" auf die erste zurückschließen darf, welche ich nie zu Gesicht bekommen habe.

Um zu versuchen, ob er nicht zu einigem Ersatz seiner Ausgaben gelangen könnte, und um sein Werk auch im Auslande bekannt zu machen, schrieb er noch vor Beendigung

des Druckes an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim, welcher in dem vortheilhaftesten Rufe stand, und erhielt die ihm zugleich überschickten fertigen sieben ersten Bogen, mit Anmerkungen begleitet, zurück. Hierdurch, auf manches Grelle und Widerliche aufmerksam gemacht, änderte er Einiges in den letzten Bogen um, und ersetzte die schon gedruckte heftige Vorrede durch eine neue, in mildern Ausdrücken geschriebene.

Unbeschreibliche Freude machten die ersten vollendeten Exemplare; da sie jedoch wenig Absatz hatten, sah Schiller allmählig den Wachsthum des aufgespeicherten Bücherballens mit komisch bedenklichen Augen und mit beklemmtem Herzen an. Allgemach gewahrte er, daß der Selbstverlag in seinen Verhältnissen mit mehr Begeisterung als Umsicht unternommen worden sei. Dieser mißliche Zustand dauerte eine geraume Zeit fort; doch nach und nach fing das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. „Ich erinnere mich," erzählt Scharffenstein, „daß einige reisende Bel-esprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leichsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man fand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligee, in einem nach Tabak und Allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken, und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander. Eine schüchterne, stillschweigende Revüe dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran."

Unterdessen war er mit Dalberg in Verbindung gekommen, welcher, durch Schwan auf die Räuber aufmerksam gemacht, den Dichter aufforderte, dieses Stück für die Aufführung umzuarbeiten, und auch alle seine künftigen Schauspiele für das Mannheimer Theater einzurichten. Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg, damals kurpfälzischer Geheimerath, Obersilberkämmerling und Vizekammerpräsident, war sowohl durch diese Würden, als wegen seines Reichthums

und seiner Bemühungen um Kunst und Wissenschaft, ein höchst angesehener und achtbarer Mann. Vom Kaiser Leopold II. wurde er später 1790 bei dem Krönungsfeste zum ersten Reichsritter geschlagen. Er machte sich durch eine Menge dramatischer Gedichte bekannt und war damals auch erster Präsident der deutschen Gesellschaft in Mannheim und Intendant des von ihm gestifteteten Mannheimer Theaters, welches er so hob, daß es geraume Zeit für die Pflanzschule der dramatischen Kunst in Deutschland galt. Mit einem solchen Mann in ein näheres Verhältniß zu treten, mußte unserm Dichterjüngling eben so vorheilhaft und fördernd, als ehrenvoll erscheinen!

Seine Räuber waren nicht für die Bühne geschrieben. Wie hätte der Feuerkopf sich in die Palisaden des Aristoteles und Batteux einkeilen können! Er räth selbst in der Vorrede davon ab, dieses Schauspiel auf die Bühne zu bringen. Jetzt aber, da seine Mannheimer Gönner den Wunsch und das Verlangen aussprachen, daß es aufgeführt würde, wurde er andern Sinnes, besonders da das erste Theater von Deutschland sich um sein Stück bewarb. Mit den Versicherungen der größten Ergebenheit und Verehrung wurde Sr. Excellenz, dem insonders Hochzuvenerirenden Gönner geantwortet. Ein Vertrag kam zu Stande, daß Schiller für ein bestimmtes Honorar das Stück (welches sogleich nach seiner Bekanntmachung die berüchtigte Verstümmelung durch Plümicke in Berlin erfahren hatte) theaterrecht machen sollte; das umgearbeitete Schauspiel wollte dann die Theaterdirektion in eigenen Verlag nehmen, wie sie es auch bei andern für die Mannheimer Bühne verfertigten Schauspielen zu thun pflegte.

Mit dem größten Eifer machte sich Schiller in der zweiten Hälfte August's 1781 an diese neue Arbeit, mit welcher er innerhalb vierzehn Tagen fertig werden zu können glaubte, die er aber erst den sechsten Oktober überschicken konnte. Die immerwährenden, damals gehäuften Lazarethbesuche, da eine Ruhrepidemie im Regiment ausgebrochen war, das tägliche Erscheinen auf der Wachtparade, um seinem General den Rapport über die Kranken abzustatten, unterbrachen ihn in seiner poetischen Arbeit auf die unangenehmste Weise und raubten ihm auch die Stimmung in freien Stunden. Dazu

fiel es ihm entsetzlich schwer, sich in die Theaterforderungen einzuschränken, und oft gerade solche Scenen und Stellen zu unterdrücken, welche ihm die gelungensten zu sein schienen. Er hatte von den Theaterbedürfnissen und einer guten Bühne gar keine lebendige Anschauung; denn das erst seit einem Jahre errichtete stehende Theater in Stuttgart war, wie er selbst sagt, noch im Stande der Minderjährigkeit. Das erschwerte seine Arbeit sehr. Wenn er, seiner lästigen Dienstverhältnisse entbunden, in Mannheim, dem Paradiese der dramatichen Muse, leben könnte, dann, meinte er, sollte ihm alles besser gelingen! Er überschickte den umgeschmolzenen Verlornen Sohn, an Dalberg mit einem Briefe, in welchem er unter Anderm sagt: „Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinne des Parterre, dem Unverstand der Gallerie oder sonst leidigen Konvenienzen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt sein können, daß es, wie in der Natur, so auch auf der Bühne für Eine Idee, Eine Empfindung auch nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gibt. Eine Veränderung, die ich in Einem Charakterzuge vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter und folglich auch seinen Handlungen, und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung.[1]

Nun begann aber erst eine weitläufige Korrespondenz noch das ganze Jahr hindurch, denn Dalberg machte manche Einwürfe und schlug Veränderungen vor, gegen die Schiller sich vertheidigte und welche er ungern sich gefallen lassen wollte. Die Theaterausgabe unterscheidet sich hauptsächlich durch folgende Abänderungen von der frühern. Franz wird von der abgeschickten Räuberschaar lebendig in den Wald

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. Karlsruhe und Baden. 1824, S. 11.

gebracht, und verurtheilt, im Thurm zu verhungern. Dieser Bösewicht hat seinen Helfershelfer Hermann verloren, und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu gebrauchen; in der Mitte des vierten Akts zerfallen beide Schurken und reiben sich aneinander. Dann wollte Dalberg durchaus, daß sich Amalia selbst tödte, so sehr Schiller auch überzeugt war, daß Moor seine Amalia ermorden müsse, und daß dieses eine positive Schönheit seines Charakters sei, die einerseits den feurigsten Liebhaber, andererseits den Banditenführer mit dem lebhaftesten Kolorit auszeichne. Er gab diese Veränderung Dalbergs auch nicht für den Druck zu, sondern ließ sie nur auf dem Theater hingehen, und sprach sich später noch stark genug gegen dieselbe in seiner anonymen Selbstkritik aus: „Soll Amalia sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abschlachten, damit dem Zuschauer die Suppe nicht kalt werde.“ Er hielt diese von unserer jetzigen Ausgabe abweichende Schlußscene der Theaterauflage für die Krone des ganzen Stücks. Ferner verlangte Dalberg, daß die Handlung in das Zeitalter des Maximilian zurückgelegt werden sollte, weil es unwahrscheinlich sei, daß zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, bei einer so abgeschliffenen Polizei, eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooß der Gesetze habe entstehen können. Der Verfasser machte auf's eifrigste geltend, daß die Personen seines Dramas zu modern, zu aufgeklärt sprächen, ihrem Charakter nach ganz aus der gegenwärtigen Welt herausgehoben seien, daß namentlich Amalia's sentimentale Liebesschwärmerei gegen die einfache Ritterliebe des Maximilianischen Zeitalters einen abscheulichen Kontrast bilde u. s. w. Dennoch mußte er sich endlich mit widerstrebendem Herzen auch in diesem Punkte dem Verlangen des „Kenners“ fügen, tadelt aber nachher in der mehrerwähnten Selbstkritik diese Verlegung: „Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlekin; alle Personen sprechen zu studirt; jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschehen oder gestattet werden durften.“ Es mußte dem Dichter auch entsetzlich sein,

daß das Drama aus einer Zeit herausgerissen wurde, von welcher es eigentlich eine Kritik, auf welche es ein Angriff war. Doch konnte bei der Aufführung dieser aufgenöthigte Uebelstand die Wirkung des mächtigen Stückes auf ein Publikum, welches noch nicht kritisch urtheilte, wenig schwächen. Endlich wurden in dieser neuen Recension noch manche Scenen ganz umgebildet, und das Ganze bedeutend zusammengezogen. So z. B. die Scene Karl Moor's und Amalia's im Garten. Der unbekannte Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne das sie ihn erkannte. Er erzählt ihr ihre eigene Geschichte, welche sie für eine andere auslegt; und dann endigt sich die Scene also:

R. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, daß sie dich von sich stieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie sei meine Schwester, und dann eine bessere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name. — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umfassen, und ein Todtschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie!

R. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selbst! (er stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken). Karl! — Himmel und Erde!

Wirklich ein erschütternder Schluß, mit welchem sich die lyrische Auflösung der Originalausgabe nicht vergleichen kann. Nur Schade, daß das Ganze auf der so schwankenden, so wenig motivirten Grundlage ruht, als habe die Liebende ihren Geliebten nach so kurzer Zeit nicht wieder erkannt.

Achtes Kapitel.

Herausgabe der Anthologie. Die in dieser Sammlung enthaltenen Schiller'schen Gedichte.

Noch in demselben Jahr 1781 besorgte der thätige Dichter einen Musenalmanach unter dem Titel: Anthologie für das Jahr 1782.

Er zerfiel nämlich, es ist nicht bekannt warum, mit G. F. Stäudlin, dem Bruder des bekannten Theologen, welcher als Kanzleiadvokat in Stuttgart lebte, und sich, bei geringem Talente, zum Chorführer der poetischen Zunft im Lande aufgeworfen hatte. Da Stäudlin den Plan hatte, einen Musenalmanach herauszugeben, so wollte Schiller nach seiner Sinnesweise denselben „zermalmen", wie Scharffenstein sagt. Zugleich wollte er es, da sein Schauspiel ihm so schlechten Gewinn gebracht, mit etwas anderm versuchen. Was er und seine Freunde, Petersen, Friedr. Pfeiffer, der Graf Zuccato und andere, zum Theil noch von der Akademie her, vorräthig hatten, konnte man hier gut unterbringen, und was an Gedichten noch fehlte, gab die reichlich strömende poetische Ader. Doch fand er wenig Theilnehmer; das meiste in der Anthologie ist von ihm selbst. „Seine Fahne," sagt Scharffenstein,

„hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte, als anzog.“

Wie die erste Auflage der Räuber, erschien auch diese merkwürdige Anthologie, von der sich nur noch wenig Exemplare erhalten haben möchten, anonym. Die Dichter haben sich nur mit einzelnen Buchstaben unterzeichnet: Schiller meistens mit J, aber auch mit andern Lettern. Auf dem Titelblatt steht unter der Vignette eines Apollokopfes die Angabe: Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko. Diese Fiktion wird dann in der Vorrede weiter fortgesetzt. Es soll eine sibirische Blumenlese sein, die sich neben dem Stäudlin'schen Musenalmanach in dem weientlegenen Deutschland Einlaß bittet. „Wenn eure Homere im Schlafe reden,“ heißt es in der Vorrede, „und eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erschlagen; wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokation auf den Helikon auslegt: wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möchtet ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischer Rubel finden, aber Krieg und theure Zeit entschuldigen alles.“

Vor dem Sendschreiben, aus welchem wir diese Worte genommen haben, befindet sich, ebenfalls von Schiller verfaßt, die Dedikation: „Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeschrieben.“ Man findet jetzt dieses merkwürdige, übrigens ziemlich geschmacklose und unerquickliche Aktenstück wieder in Döring's Nachlese abgedruckt.

Indem wir zu einer kurzen Charakteristik der in dieser Anthologie enthaltenen Schiller'schen Gedichte übergehen, bemerken wir zum voraus, daß sie sich theils auf Literarisches beziehen, theils des Dichters Selbst- und Freiheitsgefühl aussprechen, theils seines Herzens Liebe und Freundschaft verherrlichen, theils endlich mehr äußere Objekte darstellen. Wir werden diejenigen, welche ihr Verfasser später in seine Gedichtsammlung nicht wieder aufnahm, mit einem Kreuz bezeichnen, und die Namenschiffer hinter einem jeden Gedichte beifügen.

1) Literarische Stoffe.

Es war natürlich, daß die Anthologie über Stäudlin's Musenalmanach ihre Geißel schwang, und da Schiller in ihr unter mehreren Namenszeichen erscheint, so weiß man nicht, welche von diesen satyrischen und epigrammatischen Gedichten ihm angehören. In einem dieser Spottgedichte: „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon," welches nur mit einem Sternchen unterzeichnet ist, wird erzählt, wie Melpomene eine Furie mit ihrer Kleidung und ihrer Leyer ausgestattet habe, um sich vor ihren zudringlichen Verfolgern zu retten, welche dann über die maskirte Furie hergefallen seien. Der Scherz endigt mit den Worten:

„Die Göttin abortirt darnach,
Kam 'raus ein neuer — Almanach."

Sehr merkwürdig ist die abgeneigte Stimmung, welche sich gegen Klopstock ausspricht. Folgendes Epigramm ist gewiß von Schiller:

„Die Messiade.
Religion beschenkte dieß Gedicht.
Auch umgekehrt? — Das frag mich nicht.
Rr."

Er hatte sich damals schon vom Einflusse Klopstocks beinahe ganz frei gemacht. Einmal sah Conz auf seinem Schreibtische — er hatte meist wenige Bücher um sich — Klopstock's Oden liegen, und zwar im Karlsruher Nachdruck. Als er das Buch durchblätterte, fand er, daß eine beträchtliche Anzahl Gedichte mit großen, quer in's Kreuz gezogenen, derben Dintenzügen durchstrichen war. Auf die Frage, was dieß zu bedeuten habe, antwortete er: diese gefallen mir nicht. Sein Verdammungsurtheil hatte hauptsächlich nur solche getroffen, in denen die Reflexion und eine grammatisch-wissenschaftliche Tendenz die eigentliche lyrische Begeisterung überwog.

Dagegen fühlte er sich zu seinem Landsmann Wieland hingezogen, dessen innerhalb der Sphäre des Menschen weilende Dichtung mehr mit seiner jetzigen Denkweise übereinstimmte, als die transcendente des Sängers des Messias. Er mochte fühlen, daß seine eigene Darstellung nicht mehr

gewinnen könne, als wenn er ihr manche Tugenden des Wieland'schen Stils aneignete. Er schrieb daher auch an Wieland, und war überglücklich, von ihm eine anerkennende, ja schmeichelhafte Antwort zu erhalten. Hieraus ist denn folgendes Epigramm zu erklären, mochte es nun aus der poetischen Genossenschaft verfertigt haben, wer da will:

„Klopstock und Wieland,
als ihre Silhouetten neben einander hingen.

Gewiß, bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst ist dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unser einer lieben,
Komm, linker Mann! ich küsse dich.
A."

Auch Lavater mußte in dieser Anthologie den Spott wieder erfahren, welchen er schon früher über sich hatte müssen ergehen lassen [1].

„Grabschrift
eines gewissen Physiognomen.

Weß Geistes Kind im Kopf gesessen
Konnt' er auf jeder Nase lesen:
Und doch, — daß er es nicht gewesen,
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen.
D."

Weit bedeutender, als diese literarischen Scherze aber ist das: Monument Moor's, des Räubers (*), mit der Unterschrift: Vom Verfasser der Räuber. Man findet in diesem Gedichte ganz den Charakter, die Idee, die Beziehungen und die Lehre wieder, worauf wir schon oben bei der Exposition des Stückes aufmerksam gemacht haben. Wir theilen diese Interpretation der Räuber aus der Seele ihres Verfassers hier mit:

„Vollendet!
Heil dir! vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchbare Rolle vollbracht.

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 60.

Hoher Gefallener!
Deines Geschlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
Erhabener Verstoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht;

Modre — verstieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst du auf den Schultern der Schande!
Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geist!
Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Jüngst ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom steinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich, freue dich!
Wischte die Thräne nicht ab.
Ferne stand ich — sah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl,
Lernt behutsamer spielen,
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß.
Wie's am Seile des Meisters
Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,

Flammts am kindischen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaëthon.

Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mahl meines Räubers?
War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War wie dn des himmlischen Genius Kind.
Aber du lächelst und gehst —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moorn den Räuber findest du nicht —
Steh und lächle nicht Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht."

Ich erkläre das Ende dieses Gedichtes so: „Laß den Eindruck meines Gedichtes sich bei dir, Jüngling, nicht durch den Gedanken schwächen, daß der Räuber Moor nie gelebt habe. Die Sünde und die Schande, welche ich zu schildern eigentlich beabsichtigte, liegen jedem talentvollen Jüngling nahe genug, wenn auch der Name eines Räubers, unter dem ich jene Sünde und Schande darstellte, der Fabel angehört."

Goethe vergleicht bei Eckermann unsern deutschen Dichter mit Byron; und wirklich erinnern seine Räuber und andere Poesien seiner ersten Periode an des Engländers Haß der bürgerlichen Ordnung und Verachtung aller Dinge. Nur daß ihn endlich sein reiner Sinn und sein deutsches Herz über eine Welt emporhoben, die den Briten immer umstrickt hielt. Daher ist Schiller's Dichtung nur eine Zeitlang polemisch, Byron dagegen sprach seine Ideale fortwährend im Gegensatz zur wirklichen Welt aus. Merkwürdig aber ist es, daß jener verwandte Genius durch seine poetische Erzählung, der Korsar, mit Schiller in der Idee der Räuber ganz zusammentraf. Wie der Graf Karl Moor ist der Laird des schottischen Hochlandes, Konrad, aus früherm Mißgeschicke, von Menschenhaß erfüllt; und der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen den Fehdehandschuh hinwerfend, sammelt er eine Rotte von Bösewichtern um sich, als deren Oberhaupt er einen Räuberstaat auf einer der cykladischen Inseln gründet,

bis er zuletzt, nur gegen seine Medora der innigsten Empfindung fähig, blutbefleckt untergeht.

2) Pathetisch-satyrische Gedichte.

Die pathetische oder strafende Satyre entsteht, wenn eine erhabene Seele ihre aus einem entgegenstehenden Ideale entspringende Abneigung gegen die reale Welt poetisch darstellt [1]. Schiller's Ideal, welches jedes andere überwog, war Geistesfreiheit, Menschenwürde. Von dieser Stätte aus ergoß er mit jenem philosophischen Geiste, „der mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt und in die Tiefen der Dinge dringt," seine strengen Strafworte über das, was ihm im wirklichen Leben verdorben zu sein schien. So entstanden einige lyrische Gedichte, die ihrem Ursprung und Wesen nach ganz innerhalb der Räuber liegen.

Das Epigramm: Rousseau (in der Anthologie M. unterzeichnet) war ursprünglich ein langes Strafgedicht von vierzehn Strophen [2], von denen der Verfasser nur noch die erste und sechste aufbewahrt hat. Er beklagt den von Land zu Land umhergetriebenen Weisen, dessen Schicksal er nur allzubald theilen sollte, und fährt dann, so bitter als möglich, fort:

„Und wer sind sie, die den Weisen richten?
Geisterschlacken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies;
Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies!
Brücken vom Instinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menschheit Schranken,
Wo schon gröbere Lüfte wehen;
In die Kluft der Wesen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menschheit anhebt, abzustehen."

Später ruft er in derselben heftigen, aber immer tiefgeschöpften Sprache sein Anathema über die fromme Religionswuth aus, und stellt dar, wie sich Vorurtheil, Dummheit und Eigennutz zu Rousseau's Untergang verbunden hätten:

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1239.

[2] Jetzt, wie alle diese Jugendgedichte, wieder abgedruckt in Döring's Nachlese zu Schiller's Werken.

„Geh' du Opfer dieses Drillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder! frank und frei.
Geh', erzähl' dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch und Mäuse,
Diescs Lebens Jahrmarktsdudelei."

Seinen Unfrieden mit dem politischen Wesen spricht der Dichter zum Theil in dem Gedichte: Die schlimmen Monarchen (J. *) aus. Dieses Stück ist mit einer großen Kraft, aber auch mit der herbsten Bitterkeit und dem ungemessensten Hohn geschrieben, welcher besonders da stark hervortritt, wo der Dichter die Großen der Erde an das gemeinschaftliche Loos der Menschen erinnert. Hatte vielleicht die eigenmächtige Regierungsweise des Herzogs Karl eine solche widerstrebende Gesinnung erzeugt? Oder waren die Nordamerikanischen Freiheitsideen über Frankreich her damals auch in Deutschland eingedrungen? Oder waren in einigen Staaten Deutschland's die Fürstenthrone in der öffentlichen Meinung schon mürbe geworden, einige Jahre vorher, ehe der korsische Eroberer sie zertrümmerte oder nach Willkühr mit ihnen verfügte, was ohne jene Vorbereitung nicht so leicht und rasch hätte geschehen können? Wie dem auch sei, in mehreren Gedichten der Anthologie spricht sich eine entschiedene Abneigung aus, und der junge Schiller ladet mit ähnlicher Kraftsprache die schlimmen Monarchen vor seinen sittlichen Richterstuhl, wie etwa die alten Propheten manche israelitische Könige vor ihren religiösen. So ruft er ihnen z. B. zu:

„Decken euch Seraile dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
An des großen Pfundes Zinse mahnt?
Ich bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand."

In dem Gedichte: An einen Moralisten, Fragment (M.), wird das Unvermögen des Alters verspottet, welches der raschen Jugend eine pedantische Moral predigen will. Der Verfasser hat dieses Gedicht später verstümmelt wieder aufgenommen, wodurch es zwar züchtig und anständig, aber

auch schwach und leer geworden ist. Statt des ersten Abschnittes in der jetzigen Ausgabe begann das Gedicht ursprünglich mit folgenden zwei Strophen:

„Betagter Renegat der lächelnden Dione!
Du lehrst, daß Lieben Tändeln sei,
Blickst von des Alters Winterwolkenthrone,
Und schmälest auf den goldnen Mai.

Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth ist, nach dem Aesop, der Schätze
Verdächtige Verächterin!“

Es wogt durch dieses Gedicht in seiner ersten Gestalt, so wie durch andere Jugendarbeiten, eine schwellende Ader glühender Sinnlichkeit. Wahrscheinlich bedurfte es des Einflusses Wielands nicht, daß die feurige Einbildungskraft und die reizbare Natur des jungen Mannes zu einzelnen Darstellungen und Bildern geführt wurde, welche später sein eigenes veredeltes Gefühl beleidigten. Wie in seinen socialen Ansichten, so trieb ihn auch hier seine energische Natur, ehe sie durch Besonnenheit und sittliche Bildung gemäßigt und veredelt war, zum Aeußersten hin. Ihm war damals nur der nackte Mensch, als solcher, die Vernunft und die Natur ehrwürdig, sonst nichts.

Den Gipfel in dieser Gattung nimmt das Lied ein: Kastraten und Männer (D), welches er später unter dem Titel: Männerwürde, abgekürzt und verändert aufnahm. In den neuesten Ausgaben fehlt es, mit Unrecht, ganz; denn auch das Anstößige, was Schiller gemacht hat, trägt noch das Gepräge seines hohen Sinnes. Er macht hier gegen eine heuchlerische Decenz seiner Zeit die Rechte der gesunden sinnlichen Natur geltend, durch die ja auch — und wer könnte das läugnen? — alle poetische und sittliche Kraft des Menschen bedingt sei. Der Verfasser hatte den Grundton schon in seinen Räubern (Akt 1, Scene 2) angestimmt: „Pfui! Pfui! über das schlappe Kastraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen. Die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menschen fortpflanzen helfen.“

Ich bin weit entfernt, diese Jugendprodukte, die meistens nur noch einen historischen Werth haben, im mindesten in Schutz nehmen zu wollen, aber ich möchte auch der Apologet der Zeit nicht sein, welche sie in dem edelsten Jüngling hervorrief. Eine von der Natur abgeirrte Kultur wird den sich selbst fühlenden Genius unvermeidlich ins Rohe und Grasse hineinstoßen, aus welchem primitiven Naturzustande sich seine Kraft nur allmählig zur reinen Schönheit emporarbeiten kann. Die Sprache aller Insurgenten ist rauh und grob, so auch eines Dichters, welcher mit der Welt in Krieg begriffen ist. Wie glücklich ist der Jüngling zu preisen, welcher sich in freundlicher Uebereinstimmung mit seinen Verhältnissen entwickeln kann, und dessen beglückende schöne Begeisterung sich ihm nie in das herbe Gefühl der Entrüstung verbittert. Glücklich der Jüngling, — aber noch glücklicher die Zeiten, in denen das möglich ist!

4) Gedichte der Liebe und Freundschaft.

Wir treten unter einen reinern Himmel, in ein milderes Klima. Wie der Jüngling seinen Freiheitssinn nur polemisch gestalten konnte, so war er so glücklich, die zarte Menschlichkeit seines Herzens positiv ausprägen zu können. Den engern Traum von Liebe und Freundschaft konnte er schon frühe in einer Reihe von Gedichten ausspinnen, ehe er sich im Kampfe mit seiner Gegnerin, der Welt, hinlänglich gestärkt hatte, den Traum der Freiheit in einem großen Gemälde, im Don Karlos, zu entfalten.

Wie aber die poetisch geformten Ausstellungen an dem Zustande der Gesellschaft von seinem Nachdenken ausgingen, so gründen sich auch die meisten und die gehaltvollsten dieser Lieder auf ein vorangegangenes Denken.

Unser Freund hatte sich jenes pantheistische Philosophem aufgebaut, welches er in den Philosophischen Briefen den Julius aufstellen läßt [1]. Für diese sind mehrere dieser Gedichte eigens verfertigt, wie denn Schiller wirklich deren einige in sie eingerückt hat; die andern sind aber wenigstens auf diesem philosophischen Standpunkte gedichtet, oder doch mit einem

[1] Siehe oben Kap. 4., S. 46 f., Schiller's Werke in E. B., S. 765, u. folg.

metaphysischen Gehalte mehr oder weniger ausgestattet. Denn nachdem sich sein spekulatives Interesse an diesem Lieblingsstoffe längst erschöpft hatte, fuhr er dennoch fort, ihn poetisch zu behandeln. Hierdurch bestimmte sich der ganz eigenthümliche Charakter dieser Liebes- und Freundschaftslieder, welchen durch den Einfluß seines philosophirenden Geistes bald seine ganze Dichtung annahm. Sie sind nicht nur ideenreicher und strenger, als dergleichen Lieder anderer Dichter, sondern sie sind auch aus dem Herzen, der Phantasie und dem Leben nur mittelbar entsprungen, und die verbindende, aber auch trennende Brücke ist eben die philosophirende Denkkraft. Der alle Erfahrung überflügelnde spekulative Geist eröffnete der Phantasie höhere Sphären und weitere Räume, er siedelte sie im Unendlichen an, und bereitete ihr überirdische Stoffe zur Verarbeitung zu, welche Stoffe sie um so begieriger ergriff, je ärmer und unbefriedigender das wirkliche Leben war. Daher haben diese Gedichte einerseits den Charakter des Universellen, Pantheistischen, Unermeßlichen, andrerseits geht ihnen aber die leichte, einfache, klare Natürlichkeit und Anschaulichkeit ganz ab. Der Ocean, die Schöpfung, das Weltall, die Ewigkeit und ähnliche Ausdrücke werden für leichter faßliche und näher liegende Bilder allzuhäufig herangezogen. Und mit der Phantasie wandeln häufig auch die Charaktere an der äußersten Gränze des Menschlichen und Wahrscheinlichen, und die Empfindungen können sich selten in dem schönen Maße halten. Dieser einheimische Hang zum Allgemeinen modificirt auch Schiller's reifste Dichtung noch, während er manche andere Mängel, die sich nur auf seine Entwickelung gründeten, frühe überwand.

Der Triumph der Liebe (Y) verknüpft einzelne mythologische Gemälde auf eine gefällige Weise mit einander, bis zu den Worten:

„Durch die ewige Natur
Duftet ihre Blumenspur,"

womit die Hymne in die Theosophie des Julius [1] eingreift, in welcher die Liebe eine so große Rolle spielt. Die Liebe

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 768.

durchwebt die ganze Natur — die Liebe erhebt uns zu Gott und führt uns zum Glauben an die Unsterblichkeit.

Die Freundschaft, „aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane (J)," ist ein eben so tiefgedachtes, als tiefgefühltes, herrliches Gedicht. Es gehört durchaus jener Theosophie an, welcher es sein Verfasser später auch ganz einverleibte. Auch in der geistigen Welt gibt es eine Anziehung; sie heißt Liebe, welche die Stufenleiter zur Gottähnlichkeit ist. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch unter einander."

Indem ich zu einer kurzen Charakterisirung der Laura-Gedichte übergehe, bemerke ich zum voraus, daß die noch immer nachgesprochene Meinung, als bezögen sich dieselben auf die Tochter des Schwan in Mannheim, schon deßwegen thöricht ist, weil sie schon geschrieben waren, als Schiller dieses Mädchen kennen lernte. Im Januar und Mai 1782 reis'te er nach Mannheim (bei welchem zweimaligen kurzen Aufenthalt es in Frage steht, ob er sie nur sah und kennen lernte, geschweige denn, daß er sich damals in eine Liebschaft eingelassen hätte), aber die Anthologie war im Januar desselben Jahres schon gedruckt, wie man aus der Vorrede sieht, die vom zweiten Februar datirt ist. Wie hätte diese Blumenlese bei späterm Erscheinen auch mit dem Musenalmanach Stäudlin's rivalisiren, und sich überhaupt eine Anthologie für das Jahr 1782 nennen können? In dieser Anthologie aber befinden sich alle Laura-Gedichte. Nach übereinstimmendem Zeugnisse von Conz, Frau von Wolzogen und Scharffenstein sind sie vielmehr durch die Bekanntschaft mit einer jungen Offizierswitwe in Stuttgart veranlaßt worden. Scharffenstein äußert sich in seiner burlesken Weise hierüber folgendermaßen: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schiller's Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe; ein gutes Weib, das,

ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermanglung jedes andern weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch."

Diese Ansicht ist im Wesentlichen sicher die richtige, wenn auch dieser sinnlich exaltirte Liebestraum eher alles andere, als platonisch genannt werden kann. Der Dichter glüht für selbstgebildete Ideen und Phantasien, für eine Laura, die sein Geschöpf ist. Sein Gefühl ist durch seine Gedanken ins Gränzenlose verlockt, und überhüpft seinen Gegenstand. Individuelle Empfindungen und Verhältnisse werden nicht vorgeführt, und man erfährt von der Vielgepriesenen selbst beinahe gar nichts. In Phantasie an Laura (J) wird der Gedanke wieder glanzvoll ausgeführt, daß wie in der todten Schöpfung, so in der ganzen empfindenden Natur Anziehungskraft und Sympathie herrsche. Laura am Klavier (J) schildert mit jener weitgreifenden Kühnheit, welche die Seraphin, des Chaos Riesenarm, den Schöpfungssturm der Sonne und Aehnliches herbeizieht, den Eindruck, den ihr — Klavierspiel auf ihn macht. Die seligen Augenblicke, an Laura (J), selig nämlich, wenn der Liebende seine Angebetete sieht, hört, küßt, umarmt, zeigen uns doch nur eine sinnliche Leidenschaft, welche den Dichter in einen Paroxismus des Entzückens versetzt, aus dem er jedoch am Ende des Gedichtes wieder in die Zeitlichkeit zurückfällt. Doch ist in der neuern Ausgabe die Ekstase gemildert. In Vorwurf an Laura (J.*) beklagt sich der Dichter, daß ihn die Liebe von seiner ruhmvollen Laufbahn abgeführt habe.

„Mädchen, halt! — wohin mit mir, du lose?
Bin ich noch der stolze Mann? der große?
Mädchen, war das schön?
Sieh, der Riese schrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn."

Er beruhigt sich aber in der letzten Strophe der Ode:

„Lächelst du? — Nein! nichts hab' ich verloren!
Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
Leichen ihren Marmor nie.
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menschen hätt' ich mich geschwungen —
Jetzo lieb' ich sie!

Es ist dieses das einzige Gedicht, in welchem er uns seine Ruhmliebe schildert. Doch erwähnt er in dem spätern Klagelied: Die Ideale, auch den „Ruhm mit seiner Sternenkrone" als eines seiner Begleiter durch die Jugendzeit, welcher aber auch mit den andern von ihm gewichen sei, denn —

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht."

Das Geheimniß der Reminiscenz, an Laura (J), welches Gedicht in der Anthologie viel länger ist, als in unsern jetzigen Ausgaben, enträthselt des Dichters Leidenschaft durch die platonische Idee einer seligen Vereinigung in einem frühern Leben. Da die Natur ein unendlich getheilter Gott sei, heißt es in den Philosophischen Briefen, müßte die Anziehung des Geistes, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, endlich — Gott hervorbringen. Hier, in unserer Ode, geht der Dichter noch weiter, indem er sagt: in einem bessern Leben sind wir, ich und Laura, ein Gott gewesen, und das Gluthverlangen (oder in der Anthologie: Wuthverlangen), welches uns aneinander reißt, ist nichts anderes, als das Verlangen, unsere Gottheit wiederherstellen. Die Liebe ist hier ein wahrer mystischer Naturdienst! Es ist natürlich, daß eine solche Liebesapotheose die Melancholie an Laura (J) nach sich ziehen mußte. Die Ode spricht eine sich in's Allgemeine erstreckende und mehr spekulative, als rein und unmittelbar empfundene Trauer aus. Der Eindruck geschieht nicht durch die Stärke eines individuellen Gefühls, sondern durch den Umfang und die Tiefe des Gedankens. Besonders bedeutsam erscheint die Klage, „daß der lohe Aetherstrahl Genie sich doch nur vom Lebenslampenschimmer nähre", was ihn seine medizinischen Studien gelehrt hatten, und die Worte:

„Unglückselig, unglückselig, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen,"

werden durch das Schicksal aller genialen Menschen bestätigt.

Wie unendlich mannigfaltig ist die Stimmung in den Goethe'schen Liebesliedern! Schiller's Liebe ist dagegen immer ernst, streng, groß, schwärmerisch, unglücklich, und zeigte, ohne je diesen monotonen Charakter zu verändern, auch später nur den Unterschied zwischen reiner Seelenliebe und sinnlicher Leidenschaft. In den Lauraoden ist es doch eigentlich immer nur sinnliche Begierde, was uns entgegentritt. Wie hoch auch diese emporgehoben und mit welchen erhabenen Worten und Bildern sie ausgeschmückt wird, so verändert sie darum ihre Gattung und ihr Wesen doch nicht im geringsten.

Zu diesen Gedichten gehört noch das Lied: An die Parzen (J*), welches sich nur dieß Eine erbittet:

„Wenn, Göttin, jetzt an Laurens Mund beschworen,
Mein Geist aus seiner Hülse springt,
Verrathen, ob des Todesreiches Thoren
Mein junges Leben schwindelnd hängt,
Laß ins Unendliche den Faden wallen" u. s. w.

Nur dem Inhalt nach reihen sich an diesen Liederkranz noch die Verse: Meine Blumen (J), welche der Verfasser in der neuen Ueberarbeitung zu einem gar lieblichen, anmuthigen und wahrhaft poetischen Gebilde gemacht hat. In der Anthologie ist es nicht an „Nanny", sondern an Laura gerichtet, welche, eingeschlossen, diese Blumen nicht von ihrem Liebhaber empfängt, sondern sie „thränend ihrem Dichter schickt." Und nun fügt der beglückte Liebhaber die Worte bei:

„Leben, Sprache, Seele, Herzen,
Flügelboten süßer Schmerzen!
Goß euch dieß Berühren ein,"

und diese geheiligten Blumen sind nun seine Blumen. Dagegen sind im Munde des Liebenden diese Zeilen minder passend, wenn er seiner Freundin diese Blumen schickt, wie es in der neuen Bearbeitung abgeändert ist. Diese Abänderung allein möchte ich nicht gut heißen.

Endlich gehören noch in diesen Kreis: Die Kindesmörderin, Elegie auf den Tod eines Jünglings und Leichenphantasie (alle drei von J). Der eigenthümliche Gedankengehalt des Dichters tritt hier zurück, und läßt der

innigen Empfindung freiern Spielraum. Die Sprache ist weder rauh und ungezogen, wie oft in seinen Oppositionsgedichten, noch unverständlich und gekünstelt, wie bisweilen in seinen Ideenliedern. Die ächte, ungehemmte Empfindung hat ihren wahren, rührenden Ausdruck gefunden. Die Leichenphantasie ist 1780, also noch in der Akademie gedichtet. Der Charakter des Jünglings, der hier beklagt wird, ist nach Karl Moor oder besser nach Schiller selbst gebildet. Er ist milde, aber auch muthig und stolz, und —

„Welten schliefen im herrlichen Jungen."

Wie dieser seinem Vater, so wird in der Elegie auf den Tod eines Jünglings ein Sohn seiner Mutter und der Busenfreund dem Dichter entrissen. In dieses Gedicht, welches sich wahrscheinlich auf einen wirklichen Verlust gründet, hat er seine trübe Lebensansicht in starken Zügen eingetragen. Blind waltet das Glück, und was dieses noch gut läßt, holet die Scheinheiligkeit und Verworfenheit der Menschen nach; außerdem ein zweifelhaftes Jenseits. Daher auch das spottende Epigramm:

„Zuversicht der Unsterblichkeit.

Zum neuen Leben ist der Todte hier erstanden,
Das weiß und glaub' ich festiglich.
Mich lehren's schon die Weise ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.

D."

In der Kindesmörderin hat sich Schiller selbst von bisher genannten Gedichten zu seinem Vortheile am meisten vergessen. Der bedeutende Stoff drängte hier seine eigene Ideenwelt in den Hintergrund, und seine starke, kräftige Empfindung ist dem Gemüthszustande des Mädchens angemessen, welchem er sie in den Mund legt. Diese Luise ist zwar nichts weniger als individuell gezeichnet, aber der Gegenstand ist so zart als möglich behandelt, die Association der verschiedenen Affekte ist stetig fortgeführt und der Plan des Ganzen ist meisterhaft angelegt.

Endlich rechne ich noch zu diesen Liebes- und Freundesliedern die Strophen: An Minna (M), welche wahrscheinlich

einer Fiktion ihren Ursprung verdanken. Sie sind gar angenehm und leicht geschrieben, ohne leidenschaftlichen Affekt und ohne Reflexion, und gehören daher, ihrer Form nach, mit dem Gedichte: Meine Blumen, schon zur folgenden Gruppe.

4) Objektiv gehaltene Gedichte.

Schiller hätte sein außerodentliches Talent nicht glänzender an den Tag legen können, als daß er sich in so früher Jugend schon auch an solchen Stoffen mit Glück versuchte, bei denen er seine vordrängenden Gemüthskräfte und sein philosophisches Ideenvermögen zurückbeugen mußte. Der Dichter in Schiller war auf den Denker und Menschen gepfropft, aber in den folgenden Darstellungen tritt uns sein Dichtertalent mehr oder weniger abgesondert und ohne fremde Unterstützung entgegen.

In der Erzählung: das Glück und die Weisheit (Nr), stellt er seine uns schon bekannte stoische Denkart rein und objektiv dar. Nur von sonsther kann es abgenommen werden, wie tief der Inhalt dieses Gedichtes, daß die sittliche Weishet oder die Tugend das Glück nicht bedürfe, in sein eigenes Leben griff. Nachdem er z. B. im Geheimniß der Reminiscenz seine in einer bessern Welt empfundene Liebesseligkeit geschildert, fährt er in einer nachher unterdrückten Strophe fort:

„Tief, o Laura, unter jener Wonne,
Wälzte sich des Glückes Tonne;"

und man kennt das Wort: „Genieße, wer nicht glauben kann." Diese Verachtung des Glücks spricht er auch in der Apostrophe: An die schlimmen Monarchen, aus:

„Und ihr fordert Anbetung in Asche,
Daß die blinde Metze Glück in eure Tasche
Eine — Welt gesteckt?"

Der Mensch kann sich gegen Mißgeschick und Druck nur auf eine dreifache Weise verhalten. Die weiche Seele leidet, das religiös gestimmte Gemüth ergibt sich, die ethische Kraft erhebt sich. Schiller kannte Zeitlebens nichts des Menschen so Unwürdiges, als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebe den Menschen auf, da sein Geschlechtscharakter der Wille

sei [1]. Ergebung in den göttlichen Rathschluß lag auch gar nicht in seiner Empfindungsweise; so konnte er dem Bedrängniß nur sittliche Stärke entgegensetzen, und sein ganzes äußere Leben war ein Wetzstein dieses heroischen Sinnes.

Wenn uns das zuletzt genannte Gedicht die Herrlichkeit des Menschen andeutet, so spricht die Größe der Welt (J) dessen Beschränktheit aus. Durch einige große, kühne Züge hat uns der Dichter die Unendlichkeit der Welt veranschaulicht. Hier ist keine Spur von rhetorischer Behandlung.

Wie in den unendlichen Himmel, so führt er uns auch in das Elysium und in den Tartarus. Elysium, eine Kantate (M), war ursprünglich in ein Chor und in fünf nachfolgende Stimmen abgetheilt. Einer jeden Stimme war eins der lebendigen Bilder gegeben, welche das Gedicht ausmachen. Die Gruppe aus dem Tartarus (J), das Gegenstück hiervon, zieht sich, seinem Gegenstande gemäß, schwerer und voller dahin, bricht aber auch schneller ab.

Wenn wir nun von diesen Regionen, wohin ein erhabener Geist sich so sehr gezogen fühlt, zur Erde zurückkehren, so schildert uns der Poet sehr Verschiedenartiges, Furchtbares und Freundliches, Jahres- und Tageszeiten. Das Gedicht: In einer Bataille, von einem Offizier, oder die Schlacht (r. R.), ist ein höchst treffliches Stück, welches die Anthologie mit Fug einem Augenzeugen in den Mund legen konnte, so ganz versetzt es uns in die Sache. Es hat gewiß den Körner'schen Kriegsliedern zum Muster gedient, von deren keinem es übertroffen werden möchte. Es ist voll erhabenen Schwungs, dessen auch die materielle Beschreibung theilhaftig ist. Die Verse:

„Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon athmet die Brust,"

begegnen uns ihrem Hauptinhalte nach in dem Reiterliede in Wallenstein's Lager wieder: „Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg; Hat nichts mehr zu fürchten, zu sorgen!" — Die Pest, eine Phantasie (J*), fängt mit den Worten an:

[1] Streicher's Flucht Schiller's, S. 32, und dessen Werke in Einem B., S. 1263. 1. o.

„Gräßlich preisen Gottes Kraft,
Pestilenzen, würgende Seuchen,
Die mit der grausen Brüderschaft
Durchs öde Thal der Grabnacht schleichen.“

Obgleich das kurze Gedicht beschreibend ist, so gehört es doch, wie man schon aus dieser Probe sieht, einer niedrigen Ausbildung an. Wahrscheinlich hatte Schiller die Beschreibung der Pest in Salamis von Ovid in dessen Metamorphosen vor Augen. Das ästhetische Bild: An den Frühling (M) nimmt sich leicht, freundlich und ungezwungen aus. Dagegen hat der Dichter in die Morgenphantasie (J) oder den Flüchtling die volle Schale seines Schmerzes und seiner unbefriedigten Sehnsucht ausgegossen. Der Morgen zeigt ihm nur eine Todtenflur, und das Abendroth führt nur seinen langen Schlummer zurück. Diese Gefühlsstimmung ist aber nicht leidenschaftlich wild, wie in den Laura-Oden, sondern höchst weich und zart, und nicht durch die Reflexion in eine unermeßliche Weite gezogen, sondern im Gegentheil begränzt und gemäßigt durch einen Blick in den schönen, lachenden Morgen. Einem unglücklichen Gemüth, welches die Naturschönheiten noch in sich aufzunehmen vermag, schenken wir zugleich unser Mitgefühl und unsere Liebe. Von ganz anderer Farbe ist die Winternacht, welches später unterdrückte Gedicht zwar nur mit einem Sternchen unterzeichnet ist, aber, wie man aus dem Inhalt vermuthen kann, ohne Zweifel unsern Poeten zum Verfasser hat. Es sind Erinnerungen aus der Jugendzeit eines wohlgemuthen Mannes, der sich endlich wenigstens für den Augenblick geborgen weiß. Das Stück endigt sich:

„Nun liegt dieß all' im Nebel hinterm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
Was einst der kleine Fritz gethan.

Man ist — Potz gar! — zum Doktor ausgesprochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane — Seifenblasen sind.

Hauch immer zu — und laß die Blase schwingen;
Bleibt nur dieß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —
Zum Lohn ein deutscher Lorbeerkranz."

Aber er beschränkte sich nicht auf diese schildernde Poesie. Graf Eberhard der Greiner (W. d.) ist die früheste Ballade, welche wir von Schiller besitzen. Sie ist dadurch zu einem Gleim'schen Kriegsliede gemacht, daß er sie den Kriegsleuten des eben so tapfern, als menschlichen Grafen Eberhard, welcher, unter dem engherzigen Kaiser Karl IV. und dem kläglichen Wenzel lebend, in dem zersplitterten Schwaben den Grund zur Größe des würtembergischen Landes legen half, in den Mund legte, und das Gedicht in seiner Form darnach motivirte. Es ist ein sehr wacker und kräftig durchgeführtes Lied, in welchem Keiner den Dichter der Laura-Oden ahnen würde, so rein objektiv ist es gehalten.

Damit er aber keine Gattung zurückließe, und sich in jeder Gestalt zeigte, hat er in seine Anthologie endlich auch eine „lyrische Operette," nämlich Semele, aufgenommen. Das Stück ist noch in der Karlsakademie geschrieben, vielleicht mit Rücksicht auf das Stuttgarter Theater, wo dergleichen Opern besonders beliebt waren. Der Stoff ist ganz aus dem dritten Buch der Metamorphosen des Ovid genommen, eines Dichters, dem Schiller überhaupt mehr verdankt, als sich irgendwo ausdrücklich angemerkt findet, und den er in seiner Jugend gerne und mit Leichtigkeit gelesen zu haben scheint. Später schlug Schiller dieses Gedicht sehr gering an. „Daß Sie der Semele erwähnen," schreibt er 1789 an eine Freundin, „hat mich ordentlich erschreckt. Möge mir's Apollo und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe[1]." Aber er nennt ja (1803) seine Jugendgedichte überhaupt „wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus und unsichere Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmackes." Das Schwächste dieser Dichtung, die allerdings wenig Eigenthümliches hat, ist das Ende, wo es uns nur versichert

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 401

wird, daß Semele wegen ihres thörichten Wunsches sterben werde, statt daß uns ihr Tod wirklich veranschaulicht werden sollte. Das Ende ist da, ehe das Stück sein Ziel erreicht hat. Man erwartet eigentlich noch eine dritte Scene, welche auf Auge, Ohr und Herz den meisten Eindruck machen müßte, wenn sie gut gedichtet wäre, und auf der Bühne in einer Oper dargestellt werden könnte: die Erscheinung des Gottes in seiner Majestät mit Blitz und Donner und Semele's Tod. In der neuen Bearbeitung hat übrigens das Stück viel gewonnen, und lies't sich leicht und bequem weg. Es ist sehr ins Enge zusammengezogen und im Ausdruck veredelt worden. Doch nimmt es uns Wunder, daß der Verfasser das Abtreten der Semele am Ende der ersten Scene auch in der jetzigen Ausgabe nicht anders hat motiviren können. Es ist doch ein schlechter Nothbehelf, wenn der Dramatiker seine Leute nicht anders von der Bühne zu bringen im Stande ist, als daß sie sich vor Entzücken nicht mehr halten können und wie die Kinder davon laufen.

Ueberblicken wir nun alle diese Gedichte, erwägen wir den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der in ihnen niedergelegten Ideen und Empfindungen, betrachten wir ihre Menge, ihre Verschiedenartigkeit und die Kunst, womit ihre Sprache und ihr Versmaß behandelt sind, gewahren wir das frische, kräftige, kühne wenn auch ungezügelte Talent, welches sich so vielgestaltig, bald niederreißend, bald aufbauend, bald reflektirend, bald empfindend und bald rein darstellend in ihnen kund gibt: so können wir kühnlich die Behauptung aussprechen, daß Schiller in der Anthologie beinahe eben so bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei, wie in den Räubern als dramatischer. Die folgenden Jahre dieses Zeitraumes stehen sogar dieser ersten Zeit an Produktivität bei weitem nach, wenigstens in der Lyrik. Höchst merkwürdig ist es, daß unter allen Schiller'schen Gedichten der Anthologie sich nur eine einzige Hymne auf Gott befindet. Die ungeheure Natur vergegenwärtigt hier dem Dichter den Unendlichen, in erhabener Klopstock'scher Empfindungsweise. Dieses einzelne Gedicht blieb auch das letzte in seiner Gattung, und so sehr verdrängten die ausschließlich herrschenden

heroischen und schön menschlichen Stimmungen der Begeisterung die eigentlich religiösen Gefühle, daß sich die Religion nach und nach auch aus seinem Gesichtskreise und seiner Theorie verlor. Wir werden im folgenden Theile unseres Werkes sehen, wie er einseitig nach Kant nur eine sittliche Erhabenheit annahm. Das erwähnte Gedicht, welches wir einrücken, ist uns dagegen ein Beleg dafür, daß es auch eine religiöse Erhabenheit gibt.

„Hymne an den Unendlichen.

Zwischen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels,
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du, der Unendlichkeit
Riesentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt — den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.
Y."

Neuntes Kapitel.

Reise nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Fiesko und Aufsätze im Würtembergischen Repertorium. Hartes Verbot des Herzogs.

Die lang ersehnte Zeit, wo die Räuber in Mannheim aufgeführt werden sollten, nahte endlich heran. Schiller wollte der Darstellung beiwohnen; Dalberg hatte ihm eine Vergütung der Reisekosten zugesagt. Seine Ungeduld, seine Spannung waren unbeschreiblich! „Auf meinen Räuber Moor," schreibt er an Dalberg, „bin ich im höchsten Grade begierig, und von Herrn Bök, der ihn ja vorstellen soll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf, wie ein Kind. Ich glaube, meine ganze dramatische Welt wird dabei erwachen, und im Ganzen einen größern Schwung erhalten, denn es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges sehe." Ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen reis'te er heimlich von Stuttgart. Es war seine erste Reise in's Ausland.

Die Vorstellung fand in der Mitte Januars 1782 statt. Auch aus den benachbarten Städten waren die Leute herbeigeströmt, um das in seiner Gattung ganz neue Schauspiel

von trefflichen Künstlern darstellen zu sehen. Wegen des beschränkten Raumes im Hause kamen die, welche keine feste Plätze in den Logen besaßen, schon bald nach dem Mittagsmahle, und harrten, bis der Vorhang endlich aufrollte. Das Stück spielte von fünf bis zehn Uhr. Aus fünf Akten waren, um die Veränderung der Koulissen leichter zu bewerkstelligen, sechs Aufzüge gemacht worden.

Die drei ersten thaten zwar die erwartete Wirkung nicht, die übrigen dagegen übertrafen auch die überspanntesten Anforderungen. Die besten Schauspieler, welche Deutschland damals hatte, boten all ihr Talent auf; sie spielten mit dem begeisternden Gefühle, daß der Tag angebrochen sei, wo das deutsche Theater, der französischen Vormundschaft müde, sich selbstständig machen müsse. Bök als Karl Moor, Beil als Schweizer, Beck als Kosinsky entwickelten, jeder in seiner Weise und nach seiner Rolle, eigenthümliche Vorzüge und ließen nichts zu wünschen übrig. Aber Iffland überragte durch seine tiefe und wahrhaft poetische Auffassung des Franz Moor und durch die große Konsequenz, mit welcher er diese Rolle durchführte, alle übrige. Sein Spiel erschütterte das Gemüth in seinen innersten Tiefen, und ließ einen nicht zu vertilgenden Eindruck zurück. Iffland war damals erst sechsundzwanzig Jahre alt, von Körper sehr schmächtig, im Gesicht etwas blaß und mager. Es war ein günstiges Geschick, welches den großen Mimen und den großen Dramatiker, die einander gegenseitig zur Vollendung ihrer Kunst bedurften, schon in ihrer Jugend zusammenführte.

Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund die Stelle, wo Schiller unerkannt (denn nur wenige Freunde wußten um das Geheimniß) im Theater stand, wo er im Stillen, aber nur um so tiefer, in dem gelungenen Spiel sich der Schöpfung seines Genius erfreute, und in dem begeisterten Zujauchzen der Menge der mächtigen Wirkung seines Talents inne ward und seines Ruhmes genoß. Das hat der Dramatiker vor jedem andern Schriftsteller voraus: gegen einen solchen frischen Lohn aus tausend warmen Herzen ist jedes andere Lob welk und gekünstelt. Was wiegt nicht ein solcher einziger Augenblick auf — und was läßt er nicht zurück!

Sobald Schiller wieder in Stuttgart angelangt war, wiederholte er in einem Schreiben vom 17. Januar 1782 an Dalberg seine wärmsten Danksagungen. Sein kurzer Aufenthalt in Mannheim habe ihm nicht gestattet, ins Detail seines Stückes und dessen Vorstellung einzugehen: er werde aber diese in einer eigenen Abhandlung nach seinen dabei angestellten Beobachtungen weitläufig zergliedern, da gedenke er die Hauptspieler, so weit er sie habe kennen lernen, zu charakterisiren. Er werde sich die Freiheit nehmen, über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehreres Licht auf den Text seines Stückes werfen, wo er glaube, daß er auf eine andere Weise, als er sich gedacht habe, begriffen worden sei. „Beobachtet habe ich sehr vieles," setzte er hinzu, „sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen."

Dieses Wort ist so recht aus Schiller's Natur herausgesprochen, welcher jedes vollendete Werk nur eine Stufe zu einer reifern Aussicht und zu neuen Planen war; aber man sieht auch, daß er nun an seinem dramatischen Talente und Berufe kaum mehr zweifelte. Diese erhöhte Gewißheit machte ihm jetzt seine medizinischen Geschäfte und die militärische Dienstregel, in die er sich wieder fügen mußte, unerträglich! Er achtete alle Zeit, welche er nicht der dramatischen Dichtkunst widmen konnte, für verloren, für verschwendet. Es war ihm schon damals eigenthümlich, alles mit ganzer Seele zu thun, und nun mußte er seine beste Kraft, seine schönsten Stunden ganz heterogenen Dingen widmen! Die Reise hatte eine Erschütterung in ihm hervorgebracht, welche alles an den Tag förderte, was in den geheimen Tiefen seiner Seele wirkte und schaffte. Er sehnte sich aus den Fesseln seiner Verhältnisse hinaus in die freie glückliche Pfalz, in das schöne, kunstliebende Mannheim. Dort schien ihn eine ungestörte glückliche Thätigkeit zu erwarten und er kostete schon im voraus die wiederkehrende Wonne solcher Abende, wie er einen erlebt hatte! Er fühlte sich wie aus einem Himmel in eine beklagenswerthe Lage zurückgeschleudert, welche ihm jetzt durch

das Sonnenlicht seines genossenen Glücks schrecklich erleuchtet wurde. Sein ganzes Wesen war in Gährung, und es bedurfte einiger Wochen, ehe er sich wieder in seine alten Verhältnisse finden konnte. War es ihm schon in der Dichtkunst schwer, das rechte Maß zu treffen, so war es ihm im Leben, besonders in dieser theuersten Angelegenheit, beinahe unmöglich.

Alles drängte ihn zu erneuter poetischer Thätigkeit hin, die ihm allein Befriedigung und Vergessen versprach. Unter mehreren Stoffen, die aufgenommen und in die engere Wahl gezogen wurden, entschied er sich für die dramatische Bearbeitung der Verschwörung des Fiesko. Daß er dieses Schauspiel schon halb fertig aus der Karlsakademie gebracht haben soll, wie Scharffenstein sagt, ist sehr unwahrscheinlich, aber gewiß ist es, daß er die Geschichte des Fiesko schon in jener Anstalt kennen lernte, denn in der Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen kommt die Stelle vor: „Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte.“ Er soll auf dieses Sujet durch einen Ausspruch Rousseau's geführt worden sein, daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigsten sei, welche die Geschichte aufzuweisen habe. Entschieden aber wurde seine Wahl hauptsächlich dadurch, daß dieser Gegenstand der Grundidee seiner Räuber so nahe lag. Da diesesmal eine historische Tragödie verfaßt werden sollte, so suchte er sich aus der Bibliothek oder sonst woher Werke zu verschaffen, welche ihn über diese Geschichte, ihren Schauplatz und ihre Zeit gründlich belehren konnten. Er scheute in dieser Hinsicht keine Mühe. Als er diese vorbereitende Arbeit vollendet hatte, entwarf er einen ausführlichen, auf Akte und Scenen berechneten Plan, und jetzt erst arbeitete er einzelne Auftritte aus, nicht in stetigem Zusammenhang, sondern jedesmal die, zu welchen er sich durch Lust und Laune gezogen fühlte. Wie irgend etwas fertig war, fühlte er sich gedrungen, es sogleich irgend einem empfänglichen Freunde vorzulesen und sich durch dessen warme Theilnahme zu erquicken.

Aber der thätige Mann beschränkte sich nicht auf diese poetische Arbeit, sondern wie bei ihm schon damals die

Produktion mit der Reflexion verbunden war und abwechselte, so stiftete er sich nun für seine Kunstansichten ein eigenes Organ. Haug's Schwäbisches Magazin hörte damals auf zu erscheinen, und er vereinigte sich mit dem Professor Abel, „dem engelgleichen Mann," welcher aus seinem Lehrer, Aufmunterer und großmüthigen Unterstützer in der Noth sein Freund geworden war, und mit seinem Petersen zur Herausgabe einer ähnlichen periodischen Schrift. Sie führte den Titel: Würtembergisches Repertorium der Literatur; eine Vierteljahrschrift. Es erschienen aber nur drei Stücke von ihr. Die bedeutendste Abhandlung, welche Schiller in sie lieferte, ist seine mehrerwähnte anonyme Selbstrecension der Räuber. Er gab den Plan eines ausführlichen Aufsatzes über die Vorstellung der Räuber auf der Mannheimer Bühne, wie er selbst sagt, bis zu der Zeit auf, wo er mehrere Piecen aufführen gesehen hätte, und schrieb an dessen Stelle diese treffliche Beurtheilung, welche ein Beleg unsers schon früher ausgesprochenen Urtheils ist, daß seine intellektuelle Ausbildung seiner ästhetischen weit vorangeschritten war. Wenn in der Entwicklung des naturgemäßesten Volkes, der Griechen, die wissenschaftliche Bildung der ästhetischen nachfolgte, so betheiligte sich Schiller schon als Jüngling so sehr an dem scientifischen Geiste der modernen Zeit, daß seine vollendete ästhetische Ausbildung ganz durch wissenschaftliche Kultur bedingt ist. Daher hat die Entwickelungsgeschichte Schiller's nothwendig drei Perioden: eine Periode der noch unvollkommenen Naturpoesie, eine Periode der wissenschaftlichen Selbstläuterung und endlich eine Periode der vollendeten Kunstpoesie. Schiller's Konflikte mit dem äußern Leben sind in Jedermanns Gedächtniß; aber die innern Kämpfe und Schwierigkeiten, durch die sich sein Talent hindurch zu ringen hatte, sind nicht eben so bekannt.

Doch ich kehre zu der Selbstrecension zurück. Sie gefällt uns zum Theil besser, als die Räuber selbst, wenigstens ist sie in ihrer Gattung vollkommener, als das Schauspiel in der seinigen, ohne ihm an Originalität bedeutend nachzustehen. Hervorzuheben ist auch der sich hier aussprechende kräftige Jünglingssinn, welcher seine eigenen Leistungen vorurtheilsfrei,

strenge, ja geringschätzig beurtheilt, weil er sich Unendliches zutraut; und es steht nicht in Frage, daß diese Beurtheilung nicht nur in Bezug auf ihren Verfasser höchst merkwürdig ist, sondern auch zu dem Gediegensten gehört, was über die Räuber bisher gesagt worden ist. Es wird eigentlich die Mannheimer Theaterausgabe recensirt, und die Vorzüge derselben, von denen der Verfasser noch recht voll ist, werden besonders und absichtlich, auch durch Mittheilungen mancher Scenen, an den Tag gestellt. Auch scheint er es sich zu einem Nebenzweck gemacht zu haben, gegen einige vorgeschlagene oder aufgedrungene Verbesserungen des Dalberg seinen Zorn auszulassen.

Dagegen sind zwei andere Aufsätze und eine Erzählung, die ebenfalls zuerst in dem Würtembergischen Repertorium erschienen, minder bedeutend [1]. In der Abhandlung: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater, werden die Klippen genannt, an denen die Zwecke dieser Anstalt scheitern. Das Publikum sucht im Theater mehr Zeitvertreib und Sinnenlust, als sittliche Bildung und Erhebung; bei den Dichtern sind im Drama die zwei äußersten Enden Mode geworden, die frostige französische Decenz und die nackte Darstellung der rohen Natur; die Schauspieler endlich leben zu wenig in ihren Rollen und zerstören sich ihre Begeisterung durch ihre vorherrschende Reflexion auf die Zuschauer und durch ein allzudeutliches Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Lage; auch lassen sie es meistens an einer guten Deklamation fehlen. Manche einzelne Rügen bezogen sich gewiß auf den damaligen kläglichen Zustand des Stuttgarter Theaters. Er tröstet übrigens nach solchen Ausstellungen das Theater mit seinen würdigen Schwestern, der Moral und Religion, die, ob sie schon im heiligen Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens, nicht erhaben seien, und er schreibt ihm sogar, weil es sinnlich anschaulich wirke, eine nachdrücklichere Wirksamkeit zu, als bloßen Sentenzen und der Tradition. Hierdurch ist seine hohe Ansicht von dem Theater, welche er später, auch hier vom Polemischen zum Positiven

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 707 u. fg.

fortschreitend, zum Gegenstand einer eigenen Abhandlung machte, schon hinreichend angedeutet. Merkwürdig ist auch die Stelle, wo er sagt, daß der Dichter für Ameisenaugen malen solle, denn wir Menschen ständen vor dem Universum, wie Ameisen vor einem großen majestätischen Palaste, und während unser Insektenblick auf der Vorderseite desselben verweile, seien wir unvermögend, auch den gegenüberstehenden Flügel und die Symmetrie des Ganzen aufzufassen. — „Der Dichter bringe uns," verlangt er, „auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen vor; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern [1]. In den vier Weltaltern wird dem Dichter dasselbe Geschäft beigelegt:

„Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall."

Wie dieser Aufsatz aus dem künstlerischen, so ist ein anderer: Der Spaziergang unter den Linden, aus einem sittlichen Interesse geschöpft. Wollmar (unter dem wir wohl Schiller selbst zu verstehen haben) hat seine Laura verloren, und aus diesem Verluste entwickelt sich ihm eine allgemeine düstere Lebensansicht, welche eben so sentimental philosophisch gehalten ist, und beinahe in denselben Vorstellungen und Bildern vorgetragen wird, wie in der Melancholie an Laura; die lebensfrohe Ansicht des Edwin ist dann damit in Kontrast gestellt. Ungeachtet diese Darstellung ansprechend und belebt ist, so ist doch der Aufenthalt beider Freunde (?) in einer friedlichen Einsiedelei, ihr gewöhnliches Spazierengehn unter einer Linden-Allee und ihr gegenseitiges Verhältniß nichts weniger, als motivirt. Das Gespräch hängt blos — am Herzen seines Verfassers; es ist ein Nachklang der Lauraoden.

[1] Wahrscheinlich ist die Idee aus Lessing's Dramaturgie, Th. 2, Brief 79, entlehnt.

Die letzte Skizze in dem Repertorium ist: Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte. Zwei Brüder verlieben sich in ein Fräulein, und der ältere opfert sein Glück, dem Glücke des jüngern, auf. Die Erzählung sucht ihr Verdienst in ihrer historischen Wahrheit. Sie ist eine Vorläuferin des Verbrechers aus verlorener Ehre und des Geisterseehers. Auch das Unbedeutende, was Schiller verfaßte, ist mit Ernst und Wärme geschrieben, und schließt sich an bedeutende Wahrheiten an. Ernst und Wärme hat der unglückliche, bedrängte Mensch gewöhnlich vor dem glücklichen voraus in allem, was er thut.

In seiner schriftstellerischen Thätigkeit fand er allein Trost und Glück. Aber diese Freude, die er seinem harten Lebensloose spärlich abgewann, sollte ihm bald sehr verbittert werden. Es zog sich ein Gewitter gegen ihn zusammen, welches seine zernichtenden Blitze auch in sein inneres Leben zu schleudern drohte, in welches er sich geflüchtet hatte.

Die Räuber hatten mittlerweile eine ungeheure Sensation gemacht. Schon im Januar 1782 waren die achthundert Exemplare der ersten Auflage vergriffen und es wurde eine zweite veranstaltet. Frau von Stael macht in ihrem Werke über Dentschland [1], indem sie von dem gewaltigen Eindruck spricht, den dieses Stück bald nach seinem Erscheinen in ganz Deutschland verursacht habe, die Bemerkung, daß die Tragödien und Romane in Deutschland bei weitem gewichtiger genommen würden, als in irgend einem andern Lande; man treibe hier alles ernsthaft, und ein solches Stück lesen oder es sehen, entscheide oft über das Loos des ganzen Lebens. Was man als Kunst bewundere, wolle man auch ins wirkliche Leben einführen. Goethe's Werther habe mehr Selbstmorde verursacht, als das schönste Weib; die Poesie, die Philosophie, kurz das Ideale, übten oft eine größere Herrschaft über die Deutschen aus, als selbst die Natur und die Leidenschaften. „So viel ist Thatsache," erklärt sich ein suchkundiger Kritiker [2], „daß in den ersten Jahren die Räuber

[1] In dem Kapitel: **Les Brigands et Don Carlos de Schiller.**

[2] Minerva für das Jahr 1816, S. XXXIV.

auf unreife Knaben und Jünglinge oft wie ein Absud von Tollwurzel gewirkt, und manchen, welche der Zuchtruthe zu früh entlaufen waren, den leeren Kopf mit phantastischem Räuberspuck angefüllt haben." Die Polizei konnte des mehr genommenen als gegebenen Aergernisses wegen nicht ganz unthätig sein; in einer großen Handelsstadt war eine lächerliche Verschwörung von Knaben entstanden, welche sich die Räuber zu einem Kreuz- und Querzug in den Böhmerwald zum Vorbild genommen hatten; die Aufführung des Schauspiels wurde untersagt. Diejenigen, welche es übersahen, daß das Verbrechen in dem Stücke der verdienten Strafe anheimfällt, mußten sich durch diese in dem friedlichen Deutschland unerhörte Kriegserklärung gegen die Societät und das Herkommen im höchsten Grade empört fühlen und zu allen literarischen, bürgerlichen und theologischen Waffen zur Bekämpfung eines solchen Hohnes greifen, wie denn die in Wien erscheinende Eudämonia nicht verabsäumte, die Schiller'schen Räuber nicht nur unter die Vorboten, sondern auch unter die Vorbereitungen der französischen Revolution zu rechnen[1]. Auf der andern Seite riß die Bewunderung zu ungeschickten Nachahmungen hin, und unsere Literatur wurde von einer Sündfluth von Räuberdramen und Banditenromanen überschwemmt, unter denen Abällino der große Bandit und Rinaldo Rinaldini als Repräsentanten zu nennen wären. Nach dem Urtheile des angeführten Kunstrichters sind daher die Räuber nebst Goethe's Götz von Berlichingen und Gemmingen's Hausvater die am meisten befruchtenden Elementargeister unserer Bühnen geworden.

Daß diese gigantische Erstlingsgeburt eines Zöglings der hohen Karlsschule, bei ihrem wachsenden Ruhme im Auslande, in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart, wo man nur an die frommen, sanften Darstellungen eines Gellert, Hagedorn und ähnlicher Dichter gewöhnt war, wo man die Gedichte Bürger's und die Erzählungen Wieland's für das Aeußerste hielt, was die Poesie sich in sittlicher Hinsicht erlauben dürfe, einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbrachte, braucht darnach kaum

[1] a. a. O., S. XXXVI.

erwähnt zu werden. Die Kruditäten und der revolutionäre Inhalt des Stücks wurde hier zwar durch die Persönlichkeit des Verfassers gemildert; von der andern Seite aber griff man manche Stellen auf, denen man eine gehässige Beziehung auf Stuttgarter Personen und Verhältnisse unterlegte. Man soll Stellen, wie diese: „der Minister hatte sich aus dem Pöbelstande zu einem ersten Günstlinge emporgeschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel" — „ein Finanzminister, der Ehrenstellen und Aemter an die meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thüre stieß" (Räuber Akt 2, Scene 3) auf bestimmte Personen gedeutet haben. Auch soll Schiller nicht lange vorher in Schubart's Chronik ein Tyrannenlied haben einrücken lassen, durch welches er sich als einen excentrischen Kopf gezeigt habe [1]. Und als die Anthologie erschien, war nicht ein großer Theil der Gedichte, die sie enthielt, ganz im Geiste der Räuber geschrieben? Konnte es anders sein, als daß nun auch wohlbedächtige ältere Männer, welche beschränkt und zufrieden die Riesenträume eines Genius nach der Prosa des Lebens maßen, die Sache gar ernsthaft nahmen? Denn wenn nach der geistreichen Französin die Deutschen gar ernsthafte Leute sind, so sind es die Alten bisweilen doch noch mehr, als die Jungen.

Dem Herzog konnte weder die wachsende Berühmtheit noch die Arbeiten seines Zöglings, den er schon seit Jahren seiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, verborgen bleiben. Es mußte zwar seiner Eitelkeit schmeicheln, wenn aus seiner Anstalt, deren Werth er der Welt so gerne zeigte, auch Dichter hervorgingen; Schiller, früher wenigstens einer seiner Lieblinge, konnte allenfalls für sein Geschöpf angesehen werden! So sehr er aber sein Talent schätzte, so sehr waren ihm dessen sittliche und ästhetische Auswüchse zuwider. Er war in der Poesie und Kunst überhaupt ein Anhänger und Verehrer der Franzosen, er hatte aber bei einem scharfen und

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 53. Ist aber dieses Tyrannenlied nicht eins mit dem Gedichte: An die schlimmen Monarchen, in der Anthologie S. 244?

feinen Verstande, nach dem Urtheile Goethe's, dennoch nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung, ohne Geschmack. Unter andern Gedichten erregte, wie Frau von Wolzogen versichert, besonders eins auf den Tod eines Offiziers, das ihm verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen schien, sein Mißfallen; eine freie Gesinnung lag außer der Sphäre seines Sinnes. Er ließ ihn daher vor sich kommen, warnte ihn auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, und verlangte, daß er ihm seine poetischen Produkte vor ihrem Drucke zeigen sollte. Das war ihm unmöglich; und seine Weigerung wurde natürlich nicht gut aufgenommen. Wie konnte er den Schöpfungsdrang in seinem Herzen, dessen er selbst noch nicht mächtig war, durch ein fremdes Gebot regeln und meistern lassen! Sein Abscheu vor der französischen Tragödie, deren Personen frostige Behorcher ihrer Leidenschaft, altkluge Pedanten ihrer Empfindung seien, hatte er schon früher energisch ausgesprochen [1]. Wie konnte sich das Feuer mit dem Wasser vertragen? Wie konnte er, dessen Existenz gleichsam auf die Verwerfung des wirklichen Lebens gegründet war, durch eine Ermahnung sich mit diesem wirklichen Leben versöhnen? Das sollte erst die edle Frucht eines halben Lebens sein. Hier war also eine Annäherung, ja auch nur eine Verständigung unmöglich. Das Wohlwollen seines Gönners entfernte sich von ihm, und Schiller's Dankbarkeit langte über die ungeheure Kluft, die ihn von seinem Wohlthäter trennte, bald nicht mehr hinüber.

Ein unangenehmer Vorfall schnitt das Band ganz entzwei. In den Räubern (Akt 2, Scene 3) befand sich nach den Worten Spiegelberg's: „Auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses Spitzbuben-Klima," in den beiden ersten Ausgaben der nachher unterdrückte Zusatz: „und da rath' ich dir, reis' du in's Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Ein Bündner fand sich durch diesen, damals in Schwaben gebräuchlichen Volksausdruck so beleidigt, daß er eine Beschwerde hierüber

[1] In den Räubern S. 109. 2. u., und in dem Aufsatze: Ueber das gegenwärtige Theater, S. 708. 1. o.

im Hamburgischen Korrespondenten erhob. Die Klage wäre wohl ohne Folge geblieben, wenn sich nicht ein gewisser Garteninspektor Walter in Ludwigsburg (auch den delatores gebührt ihre Unsterblichkeit!) zum Agent der Graubündner aufgeworfen hätte. Dieser Mann legte das Zeitungsblatt als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor, welcher in Zorn entbrannte, daß ein Zögling seiner Akademie, von welcher die Welt nur Gutes sagen sollte, zu solch einem öffentlichen Aergerniß Veranlassung gegeben habe. Schiller konnte sich freilich leicht rechtfertigen, daß er diesen schwäbischen Volkswitz, den er von Jugend auf gehört, nicht als seine Behauptung ausgesprochen, sondern daß er ihn einem Räuber, und zwar dem schlechtesten, in den Mund gelegt habe. Aber diese Verantwortung half ihm nichts; wenn er von Rechtswegen auch wegen jenes Ausdruckes nicht bestraft werden konnte, so schienen sich doch überall Symptome einer bedenklichen Gesinnung zu zeigen; der unbändige Geist, der alle Schranken des guten Geschmackes und des Herkommens, wenn auch nur durch seine Phantasie, zu durchbrechen schien, mußte durch ein Verbot unschädlich gemacht werden, weil er doch den väterlichen Ermahnungen nicht hatte gehorchen wollen. Er erhielt von dem Herzog einen strengen Verweis, und den Befehl, bei Strafe der Festung alles weitere in Druckgeben seiner Schriften, wenn sie nicht medizinische wären, zu unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten. Dieser letztere Zusatz kam wohl größtentheils daher, weil durch die ohne Vorwissen und Anfrage beim Herzog von Schiller eingeleitete Aufführung der Räuber auf der Mannheimer Bühne das Stuttgarter Theater übergangen und zurückgesetzt schien.

Zehntes Kapitel.

Schiller's Bedrängniß, Unterhandlungen mit Dalberg und endliche Flucht.

Das Schicksal seines Lebens war hiermit vielleicht für immer bestimmt, wenn das Schicksal des Menschen allein in der Außenwelt läge. „In einer Epoche," schreibt er selbst[1], „wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das unverhofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte bei Strafe der Festung — zu schreiben." Der Poesie entsagen, schien ihm ein Todesstreich gegen alles, was in seiner Natur Würdiges und Erfreuliches lag. Sein Enthusiasmus wuchs durch den despotischen Befehl. Auch seine äußere Lage nöthigte ihn, auf dem eingeschlagenen

[1] Döring's Nachlese, S. 71.

Wege fortzuschreiten. Sein spärlicher Gehalt als Regiments-medikus warf kaum so viel aus, daß er sich standesmäßig kleiden und nothdürftig leben konnte — wie durfte er hoffen, von diesem Einkommen so viel zu erübrigen, daß er seine Schulden bezahlen konnte? Denn ungeachtet des guten Absatzes und der zweiten Auflage seiner Räuber hatte er seine Schuld noch immer nicht abgetragen, ja sie hatte sich durch den Selbstvertrag der Anthologie auf zweihundert Gulden vermehrt. Sinnentaumel und Zerstreuungen scheinen seit seiner Erlösung aus der Militärschule, in der genußsüchtigen verdorbenen Residenzstadt den unerfahrenen jungen Mann erfaßt zu haben, dem die Charakterfestigkeit noch abging; er war den Lockungen der Sinnlichkeit und manchen jugendlichen Unbesonnenheiten um so mehr ausgesetzt, als seine Einbildungskraft glühend und seine ganze Natur reizbar war; und selbst der Dichterbeifall, der ihn umgaukelte, riß ihn in manche Vergnügungen.

Er benahm sich in seiner schlimmen Lage sehr gefaßt und männlich. Statt sich in unnütze Klagen verlieren, arbeitete er nur desto eifriger an seinem Fiesko, dessen Vollendung er aber erst zu Ende des Jahres (1782) hoffen konnte. Denn außer den täglichen Amtsgeschäften machte ihm jetzt auch eine Dissertation, welche er dieses Frühjahr auf der hohen Karlsschule einzuliefern hatte, um die Würde eines Doktors der Medizin zu erhalten, eine widerliche Unterbrechung. Er schreibt darüber an Dalberg am 1. April 1782: „Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologischen Kunst machen müssen; allein was sein muß, zieht nicht erst die Laune und Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war; vielleicht finde ich dann im Schooß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß."

Mittlerweile wurden die Räuber in Mannheim wiederholt aufgeführt, und erfreuten sich immer des ersten Beifalls und Zulaufes. Das Gerücht hiervon war längst nach Stuttgart gekommen, und veranlaßte besonders in der nächsten Umgebung des Dichters vieles Reden. Einige Freunde und

Freundinnen luden ihn ein, während einer kurzen Reise des Herzogs, ohne Urlaub zu nehmen mit ihnen nach Mannheim zum Genuß der musterhaften Darstellung dieses Schauspiels zu reisen. Er willigte nur allzu gerne in diese Aufforderung ein. Erst jetzt meinte er sich mit ganzer Seele in die Vorstellung verlieren, und sich mit vollen Zügen an diesem Anblick weiden zu können; und eben so hoffte er, und mit Recht, von diesem Genuß den größten Vortheil für sein neues Stück. Er erbat sich die Aufführung von Herrn Dalberg auf einen bestimmten Tag und reis'te den 25. Mai von Stuttgart ab. „Ich muß gestehen," schrieb er an Dalberg, „daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als ich jetzt die zweite erwarte."

Seine Sehnsucht wurde erfüllt, aber diese Erfüllung erneuerte und verstärkte ihm nur das Gefühl seines Unglückes. Bei Vergegenwärtigung und dem Hochgenuß dieser seiner ersten Arbeit war der Gedanke unabweisbar, was er alles noch Herrliches würde leisten können, wenn seine Kräfte nicht eingeengt und gefesselt wären; und seine enthusiastischen Begleiter, voll von dem tiefen Eindruck, bestärkten ihn in diesem Gefühle des Elends und des Entzückens. Er kam mißmuthig und niedergeschlagen wieder in seiner Vaterstadt an, um so mehr, da er an einer lästigen epidemischen Krankheit litt, welche er von der Reise mitbrachte und die ihn bis in den Juni hinein zu aller Arbeit unfähig machte. Es war die Grippe oder Influenza, welche damals, wie in diesen Tagen, durch ganz Europa wanderte.

In den traurigen Tagen und schlaflosen Nächten seiner Krankheit hatte er recht Muße, sein Elend zu zerfasern und seinen Scharfsinn an dem Gram seines Herzens zu üben. In Mannheim war er mit so vieler Auszeichnung empfangen und behandelt worden, und was galt er hier? In Mannheim wehte der Athem der Freiheit, und hier lebte er unter Druck und Verboten; unter Druck, den kein Mensch weniger ertragen konnte, als er; unter Verboten, die er nicht beachten durfte noch konnte! In Mannheim war seine Muse hochgeehrt und gefeiert, und hier sollte er, was ihn beglückte, einzig beglückte, sich stehlen, wie ein unrechtes Gut und wie eine Sünde

geheim halten! — Aber gab es denn aus dieser unleidlichen Lage gar keinen Ausweg? Gab es kein Mittel der Rettung? Hatten nicht seine Bewunderer in Mannheim, hatte nicht Dalberg in ihm die Hoffnung erregt, daß er ihn nach Mannheim ziehen werde? hatte er nicht sein Versprechen mit einem Händedruck versiegelt? mit einem Händedruck, den der Leidende noch zu fühlen glaubte! An Dalberg mußte er schreiben, in seine Arme mußte er sich werfen, ihm mußte er die Wege angeben, wie dieser durch seine Verwendung seine Dienstentlassung bewirken könnte! Denn seine Anstellung am Mannheimer Theater schien dann weniger Schwierigkeiten zu haben.

Sobald er sich wieder einigermaßen erholt hatte, schrieb er das Resultat dieser Selbstüberlegung an seinen Mannheimer Patron. Das Schreiben ist noch erhalten. „Noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens," sagte er unter Anderm, „die mich, durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand sein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Gefühl genug, für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? u. s. w. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauch' ich mehr als dieses zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten?" — Nun theilt ihm Schiller in diesem Briefe drei Gründe mit, durch welche Dalberg seine Verwendung für ihn bei seinem Fürsten motiviren möchte, und wiederholt dann mit brennendem Herzen seine Bitte. „Könnten Ew. Excellenz," fährt er fort, „in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden, ja ich weiß gewiß, Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann. Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und

wünsche nichts anderes, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünsche."

Die drei Motive waren aus einer genauen Kenntniß des Herzogs geschöpft, und charakterisiren den scharfen Blick Schiller's allzusehr, als daß sie nicht mitgetheilt werden sollten: 1) „Da im Ganzen genommen das Fach der Mediziner bei uns so sehr übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen Andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht trotzen lasseu will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Ew. Excellenz ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen meiner schreiben, einfließen ließen, daß Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der passe-partout beim Herzog. 2) Wünschte ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzten (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung, wenn ich das Wort brauchen darf, gleich, und fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich einmal hinweg bin, wird man froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne. 3) Würde es höchst nothwendig sein, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Mannheim zu praktiziren und meine medizinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwande für mein Wohl zu sorgen, kujonire, und weniger fortlasse."

Dieß war am 4. Juni 1782 geschrieben. Mit welcher Ungeduld wartete er auf eine günstige Antwort, auf eine

Antwort, welche über das Glück seines ganzen Lebens entscheiden würde! Es konnte nach seiner Meinung nicht fehlen. Der pfälzische und der würtembergische Hof standen mit einander im besten Vernehmen; auch der Herzog hatte schon einigemal den italienischen Hofpoeten von Mannheim kommen lassen, damit derselbe bei Aufführung der für das Stuttgarter Hoftheater von ihm verfertigten Opern zugegen sei. Wie nun, wenn von dort aus ein Dichter von des eiteln Herzogs Anstalt verlangt wurde? konnte es der Herzog abschlagen? konnte er es einem so hochgestellten Mann abschlagen, welcher hierin im Sinne des churpfälzischen Hofes zu handeln scheinen mußte? — Was den Baron von Dalberg abhielt, in des unglücklichen Mannes Bitte einzugehen, ist uns nicht bekannt; er scheint ihn in seiner Antwort auf das Bedenkliche eines solchen Schrittes, auf das Problematische seiner Anstellung als Theaterdichter in Mannheim aufmerksam gemacht zu haben, ohne ihm die Hoffnung seiner Verwendung ganz zu benehmen. Auf jeden Fall möchte es zweifelhaft scheinen, daß Dalberg unserm Schiller bei seiner letzten Anwesenheit in Mannheim ein bestimmtes Versprechen, ihn nach Mannheim zu ziehen, gegeben habe. Ein Schiffbrüchiger sieht ein schwankendes Bret für einen Kahn an, welches ihn gefahrlos zum ersehnten Gestade trage. Wie leicht schiebt man in der Jugend die Wünsche seines Herzens den Worten des andern unter! Wer kann es einem durch Erfahrung und Menschenkenntniß herabgestimmten Mann verdenken, wenn er einem ungestümen Jüngling, den er nicht so gut kannte, als der Erste Beste, welcher *jetzt* über sein Thun richten kann, nicht in unsichere Verhältnisse hineinziehen und dem Spiel des Zufalls preisgeben wollte? Vor Schiller's Augen lag nur der Ort, den er verlassen wollte, aber die Zukunft, der er entgegeneilte, war von dem Duft seiner Wünsche umhüllt.

Seine Lage in Stuttgart trübte sich noch mehr. Des Dichters Freundinnen, mit denen er nach Mannheim gereis't war, konnten dem Drange nicht widerstehen, als sie von der trefflichen Aufführung der Räuber in Mannheim erzählten, biezufügen, daß sie das Stück in seines Dichters Gegenwart gesehen. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die

halbe Stadt, erfuhr es der General Augé und endlich auch der Herzog. Dieser wurde im höchsten Grade über diese Vermessenheit seines Dieners aufgebracht, daß er es sich ohne Urlaub, gegen sein ausdrückliches Verbot, herausgenommen, auf mehrere Tage ins Ausland zu verreisen, und seinen Lazarethdienst zu versäumen. Er ließ ihn vor sich kommen, gab ihm die strengsten Verweise, daß er sich auf's neue mit dem Auslande eingelassen und seine Pflicht so gröblich verletzt habe, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arrest zu bleiben.

Ist es wahr, daß ihm früher bei Strafe der Festung jenes Verbot gegeben worden war[1], so war die Bestrafung sehr milde, und auch ohnedieß war sie ganz der militärischen Ordnung gemäß. Dessen ungeachtet machte die Art, wie sie ausgesprochen ward, einen unbeschreiblichen Eindruck. Jetzt hatte er das Wohlwollen seines Souverains für immer verloren, und nichts konnte diesen Selbstherrscher — denn dafür kannte er ihn allzugut — bewegen, seinen bestimmten wiederholt und stark ausgesprochenen Willen je wieder zurückzunehmen! Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als seine Berufsarbeit gehorsamst zu verrichten; und die kleinste Befriedigung seiner Leidenschaft war der sichere Weg zur Festung! Der Lorbeerkranz des Dichters sollte im Lazareth verdorren, und er, der Hochbegabte, sollte sich des Rechtes des allergeringsten Unterthans, von seinen Naturgaben einen freien, dem Wohle des Ganzen nicht widerstreitenden Gebrauch zu machen, für immer entäußern! Und derjenige, welcher dieses Machtgebot gegeben hatte, war er nicht derselbe, welcher ihn früher gezwungen hatte, erst Jurisprudenz, dann Medizin zu studiren, und ihn nun bei spärlichem Gehalte darben ließ?

Solche Gedanken jagten sich durch seine Seele, durchwühlten sein Innerstes, und da eine ähnliche Stimmung Jahrelang anhielt, so sieht man wohl, wie sich seine sittlichen

[1] Wie Schiller es in der Ankündigung der Rheinischen Thalia (s. Döring's Nachlese S. 71) selbst sagt. Doch vielleicht wurde auch jetzt erst das Verbot durch diese Androhung geschärft.

Kräfte mit seinen poetischen innig und ewig verbanden, wie die Poesie nur das Orakel seines innern Schicksals sein konnte. Auf der Stelle würde er seinen Abschied genommen haben, ja schon längst würde er darum eingekommen sein, wenn er nicht auf Kosten des Herzogs in der Militärschule wäre erzogen und mit Auszeichnung behandelt worden, so daß zu befürchten war, er werde statt seiner Entlassung nur den Vorwurf der größten Undankbarkeit oder etwas noch Schlimmeres zu gewärtigen haben. Wie aber? hatte er sich dem Herzog und seinen Launen auf immer verschrieben und ihm seine Freiheit dafür verkauft, daß dieser unaufgefordert, aus eigenem Antrieb die Sorge für seine — verfehlte Erziehung, für seine verfehlte Ausbildung übernommen hatte? Das widerstrebte seinem ganzen Wesen: denn unter dem Drucke war er der freisinnigste der Menschen geworden. Seine Poesie hätte er immer zum Opfer bringen mögen — aber waren in diese Poesie nicht seine heiligsten Menschenrechte verflochten? Oder sollten es bloße Einbildungen gewesen sein, das Kostbarste, was er bisher gesonnen und gedichtet hatte? Sollte er seine erhabensten Ideen, die Seele seiner Philosophie, durch eine feige Unterwürfigkeit Lügen strafen? Nein, fort mußte er, um jeden Preis! — Seine Eltern — — — das Glück der Seinigen ruhte in des Herzogs Händen, der Vater ernährte die Familie nur durch seinen Gehalt. Aber es war nicht zu erwarten, daß der billig denkende Fürst an dem langbewährten Diener die Schuld des Sohnes rächen würde. Er konnte seinem Vater, seiner geliebten Mutter, seinen Schwestern den Schmerz nicht ersparen! „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme," schreibt er [1], „man möchte mir am Ende gar in Hohenasberg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann sein, daß man mich in Hohenasberg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gerne in geringerm, aber mir wohlgefälligerm Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 54.

Zwang verachtenden Freiheit. — Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Kuratel setzen möchte, mündig geworden zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; mich wenigstens sollen sie nie drücken." Jene Verse:

„Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz,"

paßten ganz auf sein Gefühl und seine Lage.

Der ebengenannte Schubart büßte damals bekanntlich sein Unglück, gewissen Leuten ein Stein des Anstoßes gewesen zu sein, durch achtjährige Gefangenschaft auf der Bergfeste Hohenasberg. Schiller war, vielleicht durch die Söhne des Unglücklichen, welche man in der Akademie untergebracht hatte, mit ihm bekannt geworden; einige kräftige Gedichte Schubart's hatten starken Eindruck auf ihn gemacht und ein tiefes Mitgefühl in ihm entzündet. Er wallfahrtete deßwegen [1] einigemal auf den Asberg, um den damals noch scharf Beaufsichtigten persönlich kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen, aufpassenden Sergeanten oder des wenn auch menschenfreundlichen Festungskommandanten konnte die Mittheilung nur oberflächlich sein. Ein fortgesetztes näheres Verhältniß zwischen beiden bestand nicht. Jetzt aber, in seinem Arrest, umschwebte ihn unaufhörlich das Bild des armen Gefangenen, dem man sogar Bücher und Schreibmaterialien entzogen hatte; und er erbebte, wenn er in diesem schrecklichen Schicksal sein eigenes ahnen mußte. Der Entschluß, sich zu retten, stand fest, und allerlei Plane wurden entworfen. So viel er es vermochte, suchte er seine Lage durch Arbeiten an seinem Fiesko zu vergessen; er hoffte ihn bis in die Mitte des Augusts fertig zu bringen.

Kaum sah er sich wieder auf freiem Fuße, so schrieb er am 15. Juli an Dalberg: „Wenn Ew. Excellenz glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine

[1] Wie der General von Scharffenstein im Morgenblatte a. a. O. sich ausdrückt.

Ursache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben." Aber Dalberg mochte jetzt außer der Schwierigkeit, ihn in Mannheim zu employiren, auch in dem Zorn seines Landesherrn ein Hinderniß sehen, ihn von Stuttgart wegzuziehen. Es war unwahrscheinlich, daß der aufgebrachte Herzog jetzt noch seinem Diener diese Gunst erzeigen würde. Oder welche Bedenklichkeiten Dalberg sonst noch hatte: er that nichts für ihn.

Als nach vierzehn Tagen noch keine Hülfe erschienen war, verwandelte sich Schillers sonst heiterer Sinn in finstere, trübe Laune; was ihn sonst am lebhaftesten aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig: seinem Fiesko konnte er keine Liebe abgewinnen; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Empfang rechnen konnten, wurden ihm mit Ausnahme sehr weniger beinahe zuwider. Er hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen. In diesem schrecklichen Zustande konnte er nicht lange bleiben, wenn er nicht bald für jede Geistesbeschäftigung verloren sein, wenn er seine ohnedieß nicht sehr feste Gesundheit nicht ganz zu Grunde richten wollte. Seine medizinische Praxis war ihm schon längst eine Last, jetzt eine Sklavenarbeit. Anfangs hatte er seine Kunst mit Ernst und keineswegs als Nebensache ausgeübt. Er wollte übrigens auch hier, wie Scharffenstein sagt, Kraftstücke liefern, welche aber weder geriethen, noch zum Besten recensirt wurden. Das hatte ihm schon längst das Handwerk völlig verleidet. Er sagt daher auch selbst in seiner anonymen Selbstrecension von dem Verfasser der Räuber: „Er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das so ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in **Emeticis** eben so sehr lieben, als in **Aesthetecis**, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben."

Er wollte Stuttgart heimlich verlassen, und um das Aeußerste nur nothgedrungen zu thun (so sehr mäßigte sein Zartgefühl seine Freiheitsliebe) wollte er von Mannheim aus dem Herzog Vorstellungen gegen sein hartes Verbot machen, was er in Stuttgart zu thun nicht wagen durfte; wollte aber nur, wenn man ihm seine Bitten bewilligte, wieder nach Würtemberg zurückkehren. Das nähere Verhältniß, in welchem Schiller als Zögling der Militärschule zur Person des Herzogs stand, erklärt dieses Unterfangen, gleichsam auf neutralem Boden mit ihm unterhandeln zu wollen.

Wie aber und wann sollte er die heimliche Reise bewerkstelligen. Das war jetzt seine einzige Sorge. Denn der harte Verweis des Herzogs und der darauf folgende strenge Arrest hatten ihn so eingeschüchtert, daß er sich auf allen seinen Wegen für beobachtet hielt, daß er die schärfste Ahndung befürchten zu müssen glaubte, wenn er den geringsten Verdacht gegen sich erregte. Sich seinen Schulfreunden anzuvertrauen, war unnütz, weil sie ihm in Betreff der Anstalten zur heimlichen Reise in nichts Beistand leisten konnten, und war gefährlich für sie, wenn es herauskam. Zum Glück hatte sich seit ungefähr einem Jahre der junge Musikus Streicher so an ihn angeschlossen, daß er vor ihm kein Geheimniß hatte. Die unglückliche Lage Schiller's war bei ihren täglichen Zusammenkünften der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche. Streicher billigte seinen Plan, und da er im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um sich daselbst unter dem berühmten Bach als Tonkünstler auszubilden, so wußte er, um seinen Freund auf seiner Flucht begleiten zu können, seine Mutter dazu zu bewegen, ihm diese Reise jetzt schon zu erlauben. So war also ein Reisegefährte gefunden!

Dem Vater Schiller's mußte die ganze Sache schon deßwegen verborgen bleiben, damit er im schlimmsten Falle als Offizier sein Ehrenwort geben könnte, von dem Vorhaben seines Sohnes nichts gewußt zu haben. Aber seiner ältesten Schwester entdeckte er sich, und das, wie ihr Bruder, kühn und hochherzig gesinnte Mädchen pflichtete ihm bei: weil ihm das gegebene Versprechen einer guten Anstellung nicht erfüllt

worden sei, könne jeder Schritt gerechtfertigt werden, welcher ihn vom gänzlichen Verderben zu retten im Stande wäre. Auch diente der wohlbekannte gerechte Grundsatz des Fürsten zur Beruhigung, die Eltern nie die Vergehen der Kinder, und diese nie die Fehler jener entgelten zu lassen. Auf diese ehrenwerthe Handlungsweise glaubte man auch in dem vorliegenden Falle rechnen zu können.

Als der Entschluß zur Flucht unwiderruflich fest stand, und die Einleitungen zu derselben schon im Allgemeinen getroffen waren, kehrte seine gewöhnliche Heiterkeit zurück, und er konnte sich jetzt wieder der Dichtung seines Fiesko widmen, welcher außer dem Plan nur bis zur Hälfte vorgeschritten war. Dieses Drama, auf welches er sein ganzes nächstes Glück baute, mußte vor dem Antritt seiner Reise vollendet sein! Er wendete ihm seine ganze Kraft, alle seine Gedanken zu. „Welch ein Vergnügen war es für ihn," erzählt Streicher, dem wir alle diese Nachrichten verdanken, „seinem jungen Freunde einen Monolog oder einige Seenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er erzählte, um wie viel weiter er schon vorgerückt sei, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs gedacht, beendigt zu haben." Je geräuschvoller damals die Welt um ihn war, desto mehr zog er sich in sich selbst zurück, ohne an allem dem, was Jedermann beschäftigte, den geringsten Antheil zu nehmen. Denn schon seit Anfang Augusts wurden in Stuttgart und in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zum feierlichen Empfang des Großfürsten von Rußland, nachmaligen Kaisers Paul, und seiner Gemahlin, Sophia von Würtemberg, der Nichte des Herzogs, getroffen. Die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge anderer Fremden strömten, um die Festlichkeiten des prachtliebenden Herzogs Karl zu bewundern, in die Hauptstadt zusammen, wo die hohen Reisenden in der ersten Hälfte des Septembers eintrafen. Vielleicht blieb damals nur Eines Menschen hoher Sinn von allen diesen prunkhaften Veranstaltungen und leeren Lustbarkeiten unberührt. Er

erlebte hier den Kontrast, den er nachher in seiner Jungfrau von Orleans und in seiner Kassandra dichtete:

„Und in ihrem Schmerz verlassen,
War nur Eine traur'ge Brust."

Die Ueberlegenheit bleibt dem Unterdrückten, daß er verachten kann. — Schiller brachte in dieser Zeit sein zweites Drama beinahe zu Ende; einige Abkürzungen, Veränderungen und Zusätze blieben ihm noch übrig, besonders wenn dasselbe aufgeführt werden sollte; sie schienen ihm aber nur die Arbeit einiger Tage zu sein.

Unter den angekommenen Fremden waren auch Dalberg und die Gattin des Regisseurs Meier vom Mannheimer Theater, welche von Stuttgart gebürtig war. Schiller machte jenem seinen Besuch und sah die Frau Meier öfters, ohne sein Vorhaben im mindesten zu verrathen. Er wollte den kleinlichen Bedenklichkeiten Dalberg's durch eine kühne That eine Ende machen: wenn das Aeußerste eingetreten sei, meinte er, werde der Mann nach allen seinen Versicherungen von Theilnahme nicht mehr anstehn, ihm Hülfe und Beistand zu gewähren; das im Vertrauen auf ihn unternommene Wagniß werde ihn gleichsam zwingen, etwas für ihn zu thun.

Aber die geräuschvollen, unruhigen Tage, in denen die Flucht unvermerkt unternommen werden konnte, näherten sich ihrem Ende. Schiller ging mit seinem Streicher und Frau Meier nach der Solitude, um seinen Vater, seine Schwestern, besonders aber um seine Mutter, die nun von allem auf das genaueste unterrichtet war, noch einmal zu sehen, um sie zu beruhigen, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Weg durch die lachendste Gegend wurde zu Fuß gemacht, was ihm Gelegenheit verschaffen sollte, über die Mannheimer Theaterverhältnisse und über seine Hoffnungen manches unvermerkt zu erforschen. Aber da er, aus Furcht verrathen zu werden, keine bestimmtere Fragen thun konnte, so blieb auch die Auskunft nur oberflächlich, und seine Zukunft schwamm nach wie vor im Nebel.

Beim Eintritt in die Wohnung seiner Eltern befanden sich seine Mutter und älteste Schwester gegenwärtig. Dem

Freunde konnte die Unruhe nicht entgehen, mit der die Mutter oft ihren Sohn anblickte; oft versuchte sie zu reden, aber das bewegte Herz unterdrückte ihre Stimme. Glücklicher Weise trat Schiller's Vater ein, welcher durch Aufzählung der Festlichkeiten, die auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so fesselte, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen konnte. Erst nach etwa einer Stunde kehrte er wieder zur Gesellschaft zurück — aber ohne seine Mutter, welche nun ihren einzigen, ihren vielgeliebten Sohn, ihr Ebenbild für lange, für immer verlieren sollte, auf eine Art den besten Sohn verlieren sollte, wie sonst der Verbrecher und der Taugenichts von den Seinigen geht! Aber so schlecht ist ja diese Welt, daß der Originellste und Hochsinnigste häufig dem Verbrecher gleich geachtet ist, und daß die höchste Tugend und das äußerste Laster eine gleich schlimme Stellung haben. Wie schmerzhaft der Abschied gewesen war, sah man aus den trüben Gesichtzügen und an den feuchten, gerötheten Augen des zärtlichen Sohnes. Er schob letzteres einem gewöhnlichen, ihn oft heimsuchenden Uebel zu, konnte aber erst auf dem Rückwege nach Stuttgart durch die gesprächige Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Zu Hause angekommen, überlegten die Freunde das Nähere in Betreff der Abreise. Am 17. September sollte die große Hirschjagd bei der Solitude sein. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man eine Anzahl von sechstausend Hirschen in einem nahe bei der Solitude befindlichen Wald zusammengetrieben; Bauern mußten Tag und Nacht den Wald umzingelt halten, um die edeln Thiere vom Durchbrechen abzuhalten, welche bestimmt waren, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und dann gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie aus einem eigens dazu erbauten Lusthause nach Bequemlichkeit erlegt werden könnten. In der Nacht, welche auf dieses raffinirte Jagdvergnügen folgte, war Theater und eine allgemeine prachtvolle Beleuchtung auf der Solitude, und in dieselbe Nacht legten die Freunde ihre Abreise, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß in derselben Schiller's Grenadierregiment die Wache nicht habe, daß also zu vermuthen war, das Stadtthor werde von, unsern Schiller nicht

kennenden Soldaten besetzt sein. Die Nacht vor seiner Abreise brachte er bei seinem Freunde Scharffenstein auf der Wache zu; dieser nennt sie eine ihm unvergeßliche, ganz ausschließlich dem Gefühl geweihte Nacht. Den andern Tag sollte um zehn Uhr Vormittags alles bereit sein, was aus der Wohnung Schiller's noch in das Haus Streicher's zu bringen war, von wo man abfahren wollte. Aber als dieser sich mit der Minute eingestellt hatte, war noch nichts in Ordnung. Dem Dichter waren nach seiner Zurückkunft vom Lazareth beim Zusammensuchen seiner Bücher Klopstock's Oden in die Hände gekommen, von denen ihn, als er sie durchblätterte, eine schon längst bewunderte, so aufregte, daß er sich sogleich hinsetzte um ein Gegenstück zu dichten, indem er Einpacken, Abreise und Alles vergaß. Ungeachtet Streicher noch so sehr zur Eile drängte, so mußte er doch die Ode und das Gegenstück anhören, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Dichter aus seiner Entzückung wieder zu der wirklichen, prosaischen Welt und zum drängenden Zeitmoment zurückkehrte. Erst um Mittag war alles in Ordnung; und es bedurfte öfterer Fragen, ob nichts vergessen sei, und mehrerer Erinnerungen, nichts zurückzulassen. Abends neun Uhr kam Schiller in Streicher's Wohnung mit zwei alten Pistolen unter seinem Civilkleide. Es blieben ihm nach Anschaffung der nöthigsten Kleidungsstücke und anderer Utensilien nur dreiundzwanzig Gulden übrig; Streicher nahm ebenfalls nicht viel mehr mit, als diese Summe; was zu seiner weitern Reise nach Hamburg noch fehlte, sollte ihm von seiner unvermögenden Mutter nachgeschickt werden. Wäre Schiller's Ungeduld, eine Entscheidung herbeizuführen, nur noch auf einige Zeit zu bezähmen gewesen, so hätte sein Freund die ganze Reisesumme mitnehmen können. Auf die Benutzung des Augenblickes schien alles anzukommen! Um zehn Uhr Nachts bestiegen die Freunde den Wagen, der mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier für den Musikus bepackt war. Der Wagen ging zu dem Thor hinaus, welches nach Eßlingen führte, weil dieses am dunkelsten war, und einer der bewährtesten Freunde hier die Wache hielt, welcher durch seine Dazwischenkunft etwaige Schwierigkeiten heben konnte. Schiller gab sich

am Thore für Doktor Ritter, Streicher für Doktor Wolf aus, beide nach Eßlingen reisend. Um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, mußte die Stadt umfahren werden. Er glaubte einer großen Gefahr entronnen zu sein; zwischen beiden Freunden wurden nur wenige Worte gewechselt.

So floh Schiller aus der Stadt — in welcher jetzt sein Monument errichtet wird, und von einem Fürsten, dessen Andenken über die beschränkten Gränzen seines Landes hinaus nur des Flüchtlings Ruhm erhalten hat. Schiller's Unsterblichkeit verbreitet sich stets weiter und weiter über Länder und Meere, über Geschlechter und Zeiten; den Herzog Karl würden die Meisten nicht einmal dem Namen nach kennen, wenn er nicht einst Schiller geliebt, dann verkannt und unterdrückt hätte. Nur wer mit reiner Hingebung für die wahren Güter der Menschheit lebt, wandelt fortwirkend durch die Menschheit. Blicket auf unsern hülflosen Flüchtling, ihr Edeln unter den Bedrängten, und eure thatkräftige Ueberzeugungstreue beglücke euch mit der Gewißheit, daß ihr nicht umsonst leidet und duldet!

Eilftes Kapitel.

Ankunft und Empfang in Mannheim. Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Leiden des Dichters. Rückreise über Mainz und Worms.

Als die Reisenden die erste Anhöhe hinter sich hatten, kehrte allmählig Unbefangenheit in ihre Gespräche zurück. Gegen Mitternacht war zu ihrer Linken der ganze Himmel hochgeröthet, und als der Wagen in eine Entfernung von anderthalb Stunden von der Solitude kam, zeigte sich das hochliegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden in einem herrlichen Feuerglanze. Der fromme Glaube der Vorwelt hätte diesen Anblick für ein Götterpfand der Reise genommen, wir Spätgeborne aber haben den ahnenden Glauben verloren. Doch die Liebe ist den Besten unter uns geblieben. Schiller konnte bei der reinen Luft seinem Freunde den Punkt zeigen, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald von kindlicher Rührung ergriffen, fiel er mit einem halbunterdrückten Seufzer und dem Ausruf: O meine Mutter! auf seinen Sitz zurück.

Nachts gegen zwei Uhr hatte man Enzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Während man auf den bestellten Kaffee wartete, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte

von Schubart hervor, von denen er seinem Freunde die vorlas, welche ihm am besten gefielen. Das merkwürdigste darunter war die Fürstengruft, welches Gedicht Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit einer Beinkleiderschnalle in die nasse Wand seines Kerkers eingegraben hatte [1]. Man sieht hieraus, mit welchen Gefühlen er sein Geburtsland verließ, und es war natürlich. Denn auch eine weniger eigenmächtige Behandlung würde ihn, dem jede Unterdrückung verhaßt war, entrüstet haben. Als die weiter Fahrenden daher um acht Uhr Morgens den kurpfälzischen Grund und Boden betraten, schien alles Elend überstanden zu sein, und er gelobte es aufs heiligste, sich dem bisher erduldeten harten Zwang nicht mehr, nie mehr zu unterwerfen. Dieser begeisterte Vorsatz und das stolze Gefühl, sich nun selbst anzugehören, hoben sein bisher trüb und weich gestimmtes Gemüth; die angenehme Gegend und das muntere Treiben der Menschen vermehrten seine Heiterkeit. „Sehen Sie," rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung." Dieß führte dann ein lebhaftes politisches Gespräch herbei, welches den Weg nach Bretten verkürzte. Hier wurde der Wagen von Stuttgart zurückgeschickt, etwas gegessen, und Nachmittags mit der Post über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, wo übernachtet werden mußte, weil man die Thore der Stadt Mannheim, damals noch einer Festung, vor dem Eintritt der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnte. Am andern Tage, am 19. September, waren die Reisenden schon in der Frühe beschäftigt, die besten Kleidungsstücke aus den Koffern hervorzuholen, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten. Seinem schmächtigen Beutel hoffte Schiller durch seinen Fiesko zu Hülfe zu kommen. Er konnte nicht daran zweifeln, die Theaterdirektion werde sich beeilen, auch sein zweites, nicht allein für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten

[1] Streicher a. a. O., S. 82, aus dessen Schrift diese Stelle, wie viele Schiller's Flucht und Aufenthalt in Mannheim betreffende Angaben, wörtlich genommen ist.

Theil desselben geschriebene Schauspiel anzunehmen. Wenn das Stück noch in diesem Jahre aufgeführt wurde, dann erhielt er entweder vom Theater eine reichliche Entschädigung, oder vom Buchhändler ein beträchtliches Honorar. Mit diesen, allerdings nicht überspannten Hoffnungen fuhr er in die Thore Mannheims ein und stieg bei dem Theaterregisseur Meier ab. Meier, verwundert, Schillern jetzt in Mannheim zu sehen, wo er ihn in Stuttgart in die größten Festlichkeiten und Belustigungen versunken glauben mußte, erstaunte, als er vernahm, der von ihm so hochgeschätzte junge Mann stehe als Flüchtling vor ihm. Das Einzige, was er thun konnte, war, daß er ihn in seinem Vorsatz bestärkte, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und seine Verzeihung zu bewirken. Die gute Laune, in welcher der Herzog jetzt sei, dürfe man nicht unbenutzt vorübergehen lassen. In der Nähe des Hauses fand sich in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich eine Wohnung für die Ankömmlinge. Sie wurden zum Mittagsessen eingeladen, und nach genossenem Mahle ging Schiller sogleich in ein Nebenzimmer, um an seinen Fürsten zu schreiben. Er bat ihn um Aufhebung des Befehls, keine andere als medizinische Schriften drucken lassen zu dürfen, weil er von seiner geringen Besoldung nicht leben könne, und es ihm, als angehendem Arzte, bei der großen Konkurrenz von Aerzten in Stuttgart, durch sonstige medizinische Praxis sich das Weitere zu verdienen, unmöglich sei, so daß nur durch die Bekanntmachung seiner poetischen Arbeiten sein Einkommen erhöht werden könne. Ferner möge es ihm erlaubt werden, jedes Jahr auf kurze Zeit eine Reise ins Ausland zu machen; und endlich erklärte er sich sehr gerne bereit, wieder zurückzukehren, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben würde, daß ihm sein unregelmäßiger Austritt verziehen sei. Schiller's Regimentschef, der General Augé, sollte dieß Schreiben übergeben, und wurde in einem besondern Briefe ersucht, den Inhalt desselben durch seinen Einfluß bei dem Herzog zu unterstützen.

Den andern Tag traf Frau Meier von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, wie Schiller's Verschwinden sogleich ruchbar geworden, und daß allgemein vermuthet werde,

der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte zwar sich und seine Freunde dadurch, daß er kein eigentlicher Soldat sei, und daß daher auch nicht gegen ihn als einen Solchen verfahren werden könnte, welcher die Fahne eigenmächtig verlassen habe. Doch ward der Vorsatz für angemessen gehalten, daß er sich nirgends zeigte, sondern sich auf seine Wohnung und das Meier'sche Haus beschränkte. Nach einigen erwartungsvollen Tagen langte die Antwort des Generals Augé ein, des Inhalts, daß er dem Herzog Schiller's Schreiben vorgelegt und dasselbe durch sein Vorwort unterstützt habe; demgemäß habe er den Auftrag erhalten, ihn wissen zu lassen: Da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, so möge er nur zurückkommen.

So war also dessen nicht einmal Erwähnung gethan, worum er so dringend gebeten hatte. Augenblicklich schrieb er daher dem General Augé zurück, daß er die Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich für eine Gewährung seiner Bitte ansehen könne, und daß er seinen Chef ersuche, alles anzuwenden, um den Herzog zu Erfüllung seiner Wünsche zu vermögen. Zugleich schrieb er an einige seiner Stuttgarter Freunde, wie er es schon früher an seine Eltern gethan hatte, um es von ihnen sogleich zu erfahren, wenn er von Seiten des Herzogs vielleicht feindliche Schritte gegen sich zu befürchten hätte. Allein Augé's zweiter Brief enthielt nichts, als denselben nichtssagenden, lakonischen Bescheid, welcher ihm das erstemal zugekommen war. Schiller konnte es nicht wagen, wieder heimzukehren; es wäre auch mit seiner Ehre unverträglich gewesen. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen; und er wollte lieber einer ungewissen Zukunft entgegengehen, als sich das frühere, unerträgliche Joch wieder auflegen lassen. Der Zwang der Armuth und der Noth schien ihm ehrenvoller und fördernder, als der Zwang der Willkühr.

Schon am ersten Abend seiner Anwesenheit in Mannheim hatte Streicher dem Herrn Meier von dem neuen Schauspiel erzählt, welches den Räubern in mancher Hinsicht vorzuziehen sei. Der Dichter wurde daher darum angegangen,

die erregte Neugierde durch Mittheilung des Stücks zu befriedigen, und Tag und Stunde wurden bestimmt, auf welche die bedeutendsten Schauspieler eingeladen werden sollten, der Vorlesung beizuwohnen. Sie mußten auf diese zweite Arbeit des außerordentlichen Jünglings eben so gespannt sein, als Schiller vor Begierde brannte, seinen Fiesko vorzulesen, von dessen günstiger Aufnahme die Existenz seiner nächsten Zukunft abhing. An einem Nachmittag erschienen Iffland, Beil, Beck und noch mehrere andere Schauspieler, und konnten nicht Worte genug finden, dem Dichter ihre Verehrung und die hohe Erwartung auszudrücken, welche sie von seinem neuen Produkt hegten. Man setzte sich um einen großen, runden Tisch, und der Dichter begann, nach einer kurzen Erzählung der Geschichte und einer Nachricht über die Personen, seine Vorlesung. Sein enthusiastischer Reisegefährte genoß schon im voraus die Bewunderung und Begeisterung, welche Schiller von diesen Kennern davontragen würde, die jetzt ihre Blicke unverwandt auf ihn gerichtet hatten, als er zu lesen begann; er sah nicht den Vorleser, sondern nur die Zuhörer an, um die mächtigen Eindrücke, die Schiller auf sie machen würde, in ihren Augen, Mienen und Gebärden zu beobachten. Aber wie hatten die Freunde sich in ihrer Meinung von der Wirkung des Trauerspiels getäuscht! Zwar die größte Aufmerksamkeit und Stille, aber kein Ausdruck von Empfindung, kein Zeichen des Beifalls; und als der erste Akt kaum gelesen war, entfernte sich Beil, und die übrigen unterhielten sich über die Geschichte des Fiesko statt über das Drama, oder über Stadtneuigkeiten. Der zweite Akt wurde nach dieser kurzen Unterbrechung weitergelesen, und aufmerksam, aber ohne irgend eine Aeußerung des Lobs angehört. Jetzt wurden Erfrischungen herumgegeben, ein Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, und nach einer Viertelstunde hatten sich alle eigeladene Personen entfernt, nur Iffland blieb noch bis zum Abend. Der gute Streicher war in einem peinlichen Gemüthszustande, und konnte sich diese Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegen das vortreffliche Gedicht mit der noch eben ausgesprochenen Hochachtung gegen den Dichter unmöglich zusammenreimen. Aber sein Erstaunen sollte vermehrt

werden, als ihn Meier in das Nebenzimmer bei Seite nahm und ihn auf sein Gewissen fragte: ob Schiller wirklich der Verfasser der Räuber sei? Als Streicher dieß wiederholt versicherte, so schloß der Schauspieler mit den Worten: „Wenn Schiller wirklich die Räuber, wie den Fiesko, geschrieben hat, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiches und unsinniges Zeug hervorbringen.“ Diese Worte, von einem Manne ausgesprochen, den er für einen vollgültigen Kenner und zugleich für einen aufrichtigen Freund Schiller's ansehen mußte, machten auf den jungen Menschen einen so betäubenden Eindruck, daß ihm für den ersten Augenblick die Sprache versagte. Die beiden kehrten zur Gesellschaft zurück, wo den ganzen Abend Fiesko's mit keiner Sylbe mehr gedacht ward. Streicher war in quälende Gedanken versunken, Schiller selbst im höchsten Grade verstimmt; er ging mit seinem Genossen bald weg, und ließ dem Herrn Meier das Manuskript da, welches dieser noch ganz durchlesen wollte.

Stumm kehrten die Freunde nach ihrer Wohnung zurück, und auch in ihrem Zimmer wurde lange nichts gesprochen, bis sich Schiller endlich Luft machte, und sich über den Neid, die Kabale, den Unverstand dieser Menschen beschwerte, dieser Menschen, unter denen er jetzt vielleicht werde leben müssen. Und hier sprach er zum erstenmal in allem Ernst den Vorsatz aus, daß wenn seine Tragödie nicht angenommen und er nicht als Schauspieldichter würde angestellt werden, er selbst als Schauspieler auftreten wolle, indem doch eigentlich Niemand so gut deklamiren könne, als er! Der treue Genosse seines Leidens suchte ihn zu beruhigen, so gut er konnte, ging aber des andern Morgens in aller Frühe allein zu Meier, voll ängstlicher Erwartung, um dessen Endurtheil über den Fiesko und vielleicht ein besseres Wort zu hören. Kaum wurde ihn Meier ansichtig, als er ihm zurief: „Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und für die Bühne besser gearbeitet, als die Räuber. Aber wissen Sie, was Schuld ist, daß wir es alle für das elendeste Machwerk hielten! Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen

hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und alles in Bewegung setzen, daß es bald auf das Theater kommt." Diese Worte und Aussicht erfüllten die treue Seele mit einer solchen Freude, daß er, ohne das Geringste zu erwiedern, sogleich nach Haus zurückflog, und Schiller, der noch im Bette lag, mit der frohen Nachricht weckte, daß sein Trauerspiel bald in lebendiger Gestalt vor ihm erscheinen werde. Daß seine unreine und heftige Aussprache gestern Schuld an dem gänzlich verfehlten Eindruck gewesen, verschwieg er ihm um so mehr, je größer die Selbsttäuschung war, in welcher er in dieser Hinsicht sich befand. Er hütete sich, sein ohnehin krankes Gemüth von neuem zu reizen oder zu verwunden.

Unterdessen waren Briefe von den Freunden in Stuttgart angelangt, welche ihm riethen, sich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen; es könnte doch möglich sein, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, da er auf Kosten des Herzogs in der Militärschule erzogen worden sei; weil er Uniform getragen, könne er gewissermaßen doch zum Militärstande gerechnet werden. Geschehe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so habe er für die Zukunft nichts mehr zu besorgen. Dalberg, von dem allein eine günstige Wendung des Schicksals Schiller's zu hoffen stand, war noch nicht zurückgekehrt, und da die Zeit seiner Rückkunft ungewiß war, so wurde eine Reise über Darmstadt nach Frankfurt beschlossen.

Die Reise mußte zu Fuß gemacht werden, denn das von Stuttgart mitgenommene Geld war so zusammengeschmolzen, daß man bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn bis zwölf Tage damit ausreichen konnte. Schiller konnte sich nicht an seine Eltern wenden, sie waren unbemittelt, und er vermied und scheute es auch, seinen Vater dem Verdacht auszusetzen, als stehe er mit seinem Sohne in Verbindung, und durch eine Bitte um Unterstützung den Seinigen wegen seiner hülflosen Lage Kummer einzuflößen. Hatte doch seine Mutter gehofft, er werde einem behaglichen Zustand entgegen gehen!

Daher wandte sich Streicher an seine Mutter, mit der Bitte, ihm dreißig Gulden nach Frankfurt zu schicken, da er seinen Freund, welcher in Mannheim nichts erhalten habe, in dieser Verlegenheit nicht verlassen könne. Nur mit dem unentbehrlichsten Reisegeld, ihrer ganzen Habe, versehen, gingen die Freunde nach dem Mittagessen von Mannheim ab, nahmen ihren Weg über die Neckarbrücke nach Sandhofen, blieben in einem Dorf über Nacht und setzten den andern Tag auf der herrlichen Bergstraße ihren Weg bis nach Darmstadt fort, wo sie ermüdet von dem ungewohnten, zwölfstündigen Marsch Abends um sechs Uhr ankamen. Hier erquickten sie sich durch ein gutes Nachtessen und einen süßen Schlaf, aus dem sie aber um Mitternacht durch das fürchterliche Trommeln der Reveille auf eine unangenehme Weise geweckt wurden. Ungeachtet sich Schiller am Morgen nicht ganz wohl fühlte, bestand er doch darauf, noch heute den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt zu machen, damit er von dort aus sogleich nach Mannheim schreiben, und sich die indessen vielleicht an ihn eingelaufenen Briefe nachschicken lassen könnte. Es war ein schöner, heiterer Morgen, als die noch von gestern ermüdeten Reisenden ihren Weg wiederum antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde in einem Dorfe, um sich durch etwas in Wasser geschütteten Kirschengeist abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger des Essens wegen, als damit Schiller, der sehr müde war, etwas ruhen könnte. Aber in dem Wirthshause war es so lärmend, und die Leute so roh, daß sie es nicht über eine viertel Stunde aushalten konnten. Man machte sich also wieder auf, um Frankfurt zu erreichen, was aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien. Er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Bläße, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu sein, noch weiter zu gehen; er wolle es versuchen, ob er sich durch einige Stunden Ruhe so weit erhole, um noch heute die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines

Baumes, ängstlich und bang auf den unglücklichen Freund hinschauend. Hier lag der edelste Dichter, welcher bald der Ruhm seines Volkes werden sollte, arm, hülflos, entkräftet, ohne Heimath und ohne Aussicht. Aber von jeher hatten diejenigen, welche bestimmt waren, die Herzen der Menschen tief zu ergreifen und ewig an sich zu fesseln, nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten, und während sie selbst, was das Leben veredelt und beglückt, reichlich spendeten, war ihr Antheil Noth und Leiden. Der Schlummer erbarmte sich seiner. Aber auch in seinen abgehärmten, düstern Zügen, erzählt der Freund weiter, welcher sein Ungemach mit ihm theilte, ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, seiner unbewußt, beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden günstig, indem nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von Niemand betreten wurde, bis ihn endlich ein vorbeigehender Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, den Streicher für einen der in Frankfurt liegenden Werber ansah, aus dem Schlafe weckte. Er war so weit gestärkt, daß er anfangs langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte, so daß man mit der Dämmerung in das alterthümliche Frankfurt eintrat. Man nahm in Sachsenhausen Logis, und um genau wissen zu können, wie lange man mit dem geringen Geldvorrath noch ausreichen werde, wurde mit dem Wirth sogleich der Betrag von Zimmer und Kost für den Tag bedungen.

Den andern Tag (am 29. oder 30. September 1782) schrieb Schiller einige Briefe nach Mannheim, unter andern auch einen, zum Glück noch erhaltenen [1], an Dalberg, der uns einen noch tiefern Blick in seine Hülflosigkeit und in seinen Gram thun läßt. So lange er noch in Stuttgart war, konnte er es immer bewirken, daß der Rückzahlungstermin seiner Schuld von 200 Gulden hinausgeschoben wurde. Aber nachdem nun Schiller (freilich eigentlich zum Theil eben deßwegen, um in den Stand zu kommen, seine Schuld abzutragen)

[1] Schiller's Briefe an Dalberg (2te Auflage), S. 48 fg.

entwichen war, setzte der besorgte Gläubiger dem Bürgen zu, und wollte sich nicht länger hinhalten lassen, und dieser, welcher ebenfalls unvermögend war, stand in Gefahr, verhaftet zu werden. Das mußte unserm Freund das Herz zernagen; wie ja nichts peinigender ist, als wenn wir auch Andere in unser Ungemach und Elend ziehen, und durch dieses verhindert werden, den gemeinsten Pflichten der Ehre zu genügen. Auf Dalberg war alle seine Hoffnung gestellt, dieser konnte den Vorschuß leisten, da er mehr, als den Werth dieser Summe, durch das Manuskript des Fiesko, welches ihm durch Meier übergeben worden war, schon in Händen hatte. Was kam dem reichen Baron von Dalberg auf einige hundert Gulden an, ihm, welcher mit Recht auf den Namen eines Beschützers der Künste und Wissenschaften Anspruch machen konnte! Nach langem Kämpfen mit sich selbst setzte er sich endlich nieder, um Dalberg um jenen Vorschuß anzusprechen, so wie Fichte seinen Lehrer Kant einst ebenfalls um eine Unterstützung anging, nur daß Dalberg allerdings kein Kant war. Mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen schrieb er:

„Euere Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich Ihnen mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es

erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht."

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig, verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euere Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe."

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 Gulden vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko's mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, der den Werth meines Schauspiels bestimmen würde."

„In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) die ganze Rechnung zu ablaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen."

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen."

„Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meier ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäfts, mir zu schreiben, zu überheben."

„Mit entschiedener Achtung nenne ich mich u. s. w."

Nachdem dieser Brief geschrieben und mit einer Beilage an Meier adressirt war, gewann er zum Theil seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, sein Gespräch belebter und seine Gedanken, welche sich bisher immer mit seinem Zustande beschäftigten, wandten sich ungehemmter auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, welcher des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, zerstreute ihn, da er hier das kaufmännische Gewühl und die ineinandergreifende Thätigkeit so vieler Menschen zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege blickte er von der Mainbrücke lange stumm in den Strom und phantasirte, „ob dieses Wasser oder seine Leiden das Tiefste wäre[1]." Erleichtert überschaute er dann das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und ausladenden Schiffe; auf dem gelblichen Strom spiegelte sich der heiterste Abendhimmel. Lauter Gegenstände, die sein Gemüth wieder erhoben und ihn bald zu den interessantesten Bemerkungen veranlaßten, wie es denn für seine unerschöpfliche Einbildungskraft und sein reiches Gemüth kaum etwas Leeres und Beziehungsloses gab. Diese Zerstreuung wirkte auch auf seine Gesundheit so wohlthätig, daß er wieder Eßlust bekam, die ihm seit einigen Tagen gänzlich gefehlt hatte, und er unterhielt sich wieder mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane, welche ihn eigentlich nie verließen.

Aus seiner Seele tauchte eine neue Gestalt hervor. Schon auf dem Wege von Mannheim nach Sandhofen und von da nach Darmstadt konnte sein Gefährte bemerken, daß sein

[1] Wie er in Kabale und Liebe (Akt 2, Scene 3) die Lady zu Ferdinand sagen läßt. Vergl. Frau von Wolzogen a. a. O., Th. 1, S. 58.

Inneres durch eine neue Idee von den äußern Gegenständen abgezogen wurde. Er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst auf der ihrer Schönheit wegen berühmten Bergstraße sein Begleiter auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Er bildete nämlich die Idee eines bürgerlichen Trauerspiels, der Luise Millerin, oder von Kabale und Liebe, wie das Stück später genannt wurde, bei sich aus. Er soll den Plan hierzu schon in seinem Arrest in Stuttgart gefaßt haben [1], wahrscheinlich auf Veranlassung des deutschen Hausvaters von Gemmingen und anderer bürgerlicher Trauerspiele, welche damals besonders von den glücklichen, behaglichen Pfälzern, deren Gesichtskreis sich noch nicht zu dem hohen tragischen Pathos erweitert hatte, auf der Mannheimer Bühne mit rauschendem Beifall gesehen wurden. Er selbst schreibt schon am 12. Dezember 1781 an Dalberg über jenes Lieblingsstück [2]: „Ich höre, daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters ist. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut befunden, und einen vortrefflichen Mann und sehr schönen Geist darin bewundert habe." — Er fühlte sich gedrungen, den polemischen Geist, welchen er bisher in höhern Sphären dramatisch ausgebildet hatte, auch in das enge, damals den Deutschen allein verständliche Hausleben hinein zu verfolgen. Ehe er aus dem Kreis dieser ganzen negirenden Gattung trat, mußte er ihn ganz durchmessen haben.

Die Hauptmomente der neuen Tragödie standen bald hell und bestimmt vor seiner Seele, und in den nächsten vierzehn Tagen war schon ein bedeutender Theil der Auftritte auf dem Papier. Wenn er von den Ausgängen in die Stadt zurückgekehrt war, überließ er sich in den vier Wänden, wo er durch nichts abgelenkt wurde, dem Spiele seiner poetischen Gedankenwelt. Er brachte die Nachmittage, besonders aber die Abende, im Auf- und Abgehen und mit Niederschreiben einiger Zeilen zu. Sein Produktionstrieb war so ungeheuer,

[1] Wie wenigstens Frau von Wolzogen a. a. O., S. 48, sagt.
[2] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 25.

daß er durch das ihm bisher unbekannte bewegte Leben, und durch das Neue, was er hier sah und hörte, so wenig, als durch seine traurige Lage aus seinen Ideen herausgezogen wurde. In solchen Stunden, wo der poetische Geist über ihn kam, war er ganz in sich selbst zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; aber an seinem Schweigen, an einzelnen pythischen Lauten, an seinen ausdrucksvollen Mienen, an seinem lebhaften Gebärdenspiel, an seinem aufwärts gerichteten Blicke konnte man wahrnehmen, daß etwas Bedeutendes und Großes sich in ihm gestalte. So ganz sprach er sich immer in allem aus, was er dichtete, so ernst und voll enthüllte er sich. Sein Gefährte Streicher hütete sich in solchen Stunden, ihn im geringsten zu beunruhigen, und hielt sich mit einer Art heiliger Scheu so still, als möglich. Der treue Freund gab sich überhaupt ganz hin, und ungeachtet sein intellektueller Standpunkt und seine Geisteskraft niedriger waren, konnte er dem Dichter in seinen Ideen doch folgen, und nahm sie liebevoll, ja enthusiastisch auf. Schiller fühlte sich bei seiner beständigen Gesellschaft in seinen Ideen ungehemmt, ja gefördert, während des guten Menschen Liebe und Sorge sein Gemüth tröstete und beglückte und sein wesentlicher reeller Beistand ihm über die schwierigste Zeit hinweg half. Einem solchen anspruchslosen, sich selbst vergessenden Engel von Menschen mußte der gütige Himmel unserm Freunde in seinen schwersten Leiden zugesellen, wenn er nicht untergehen sollte.

Ein Zufall diente dazu, seinen Muth zu beleben. Als die Freunde ausgegangen waren, um die Stadt zu besehen, kamen sie an einen Buchladen, in welchen sie eintraten. Schiller fragte den Buchhändler, ob das berüchtigte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz fände, und was das Publikum darüber urtheile? Die Antwort auf beide Fragen war so außerordentlich günstig und schmeichelhaft, daß der überraschte Autor dem Buchhändler, ungeachtet er sich ihm als Doktor Ritter vorgestellt hatte, nicht verschweigen konnte, daß er selbst, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu sprechen, der Verfasser davon sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich abnehmen,

wie unglaublich es ihm vorkam, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne. Indessen verbarg er seinen Zweifel, und wiederholte weitläufiger die eben gegebenen Nachrichten. Was konnte auf den armen Flüchtling einen angenehmeren Eindruck machen, als diese Anerkennung seines Talents? Er hatte, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, an das Höchste das Theuerste gesetzt, und besaß nichts mehr, wenn er dieses Talentes nicht gewiß war.

Jeden Morgen und jeden Nachmittag fragten die Freunde auf der Post nach, ob kein Brief, kein Geld für sie angekommen sei, aber immer vergebens. Streicher sah diese Verspätung als ein gutes Zeichen an, und machte schon einen Plan, wie er von Frankfurt aus, ohne wieder nach Mannheim zurückzukehren, seine Reise nach Hamburg fortsetzen wolle. Auf einem durch bessere Witterung begünstigten Spaziergang malten sie sich ihre Hoffnungen aus.

Am nächsten Morgen gingen sie schon um neun Uhr zur Post, und dieses Mal waren die Briefe zu ihrer großen Freude wirklich eingelaufen. Sie eilten so schnell als möglich mit ihnen zu ihrem Quartier zurück, und waren kaum hier angelangt, als Schiller schon das an Doktor Ritter überschriebene Paket erbrochen hatte. Er fand Briefe von Stuttgart, die viel von dem außerordentlichen Aufsehen meldeten, welches sein Verschwinden verursacht habe, und ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, obgleich noch nichts vorgefallen sei, woraus man auf feindselige Absichten des Herzogs schließen könne. Doch die Freunde sahen über die Möglichkeit einer Gefahr um so leichter hinweg, da jetzt noch Meier's Brief übrig war, von dessen Inhalt sie das Beste erwarteten.

Schiller las dieses Schreiben für sich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Lange sprach er kein Wort, aber es ließ sich aus eben diesem Stillschweigen, aus seinen verdüsterten Augen und aus seiner veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Meier nichts Erfreuliches geschrieben haben könne. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Dalberg keinen

Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, und daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich auch nur weiter erklären könne.

Wie stimmte eine solche kalte Zurückweisung mit Dalberg's früherer Theilnahme und Aufmunterung? Das mußte ihm unbegreiflich sein! Nicht einmal durch einige eigenhändige Zeilen hatte Dalberg die niederschlagende Nachricht gemildert; ohne Trost ließ er den edelsten Jüngling, wie ohne Unterstützung! — Wie mußte es seinen hohen, stolzen Sinn kränken, daß er seine Noth unnützerweise enthüllt, daß er sich einem Manne preisgegeben hatte, welcher es nicht zu wissen schien, daß der ideal gesinnte Mensch seine Achtung einem Andern durch das beweis't, was er von ihm fordert und seine Zuneigung durch das, was er von ihm annimmt![1] —

Solche Gedanken mußten des schwer Getäuschten Seele durchkreuzen. Aber darin zeigte der sonst so ungestüme und leidenschaftliche Jüngling sein hohes Gemüth auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise: er ließ nicht die geringste Anklage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal mit einem Tadel wurde die unfreundliche abschlägige Antwort erwiedert. Wie er ein durchaus muthiger, thätiger Geist war, so dachte er jetzt an nichts anderes, als was nun zu thun sei? Da nicht alle Hoffnung abgeschnitten war, daß das Trauerspiel von dem Theater angenommen werden würde, und da es auf jeden Fall nach der letzten Feile einem Buchhändler verkauft werden konnte, so beschloß er, in die Gegend von Mannheim zu gehen, wo es wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und wo er doch nicht ganz verlassen wäre, sondern, wenn er auf die tiefste Stufe des Mangels käme, doch von Schwan und Meier einige Hülfe erwarten könnte. Da aber die Baarschaft zu Ende ging, so war man vorerst noch an Frankfurt gebannt, und mußte warten, bis die Beihülfe von Streicher's Mutter anlangte, der sich nun nicht von ihm trennen wollte. Dieß Geld konnte aber ganz oder doch lange ausbleiben, deßwegen

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1258. 1.

entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, Teufel Amor betitelt, welches später verloren ging, und in dem die Verse vorkamen:

„Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug,“

einem Buchhändler zu verkaufen. Er forderte fünfundzwanzig Gulden, der Buchhändler wollte nur achtzehn geben. So benöthigt er nun auch des Geldes war, und so wenig ihm an einigen Gulden mehr oder weniger lag, so konnte es sich der stolze Dichter doch nicht abgewinnen, sein gehaltvolles Gedicht unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben; gegen alle Krämerei war er mit herzlicher Verachtung erfüllt. Er kam mißmuthig mit seinem Gedichte, aber auch mit leerem Beutel wieder nach Hause zurück.

Endlich, als sich der ganze Reichthum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze verwandelt hatte, kamen die dreißig Gulden für Streicher an. Gleich den andern Morgen fuhren die Reisenden auf dem Marktschiff nach Mainz, nachdem Schiller Meiern geschrieben hatte, dieser möge ihm nach Worms melden, wohin er sich von da zu begeben habe, um ihn zu sprechen und mit ihm den Ort zu verabreden, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Man nahm in Mainz den Dom in Augenschein, übernachtete, und setzte am folgenden Tage sehr frühe zu Fuß den Weg an der Favorite vorbei weiter fort. Sie genossen hier den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrom bei der schönsten Morgenbeleuchtung, und bewunderten den ächt deutschen Eigensinn, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung gegen einander durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farbe bezeichneten. In Nierstein ließen sie sich einen Schoppen von dem besten alten Wein reichen, wofür sie einen halben Thaler von ihrem kleinen Vermögen hergaben. Als Nichtkennern schien es ihnen anfangs, daß der Ruf dieses Weines doch größer sei, als er es verdiene; als sie aber wieder im Freien waren und nun seiner Wirkung inne wurden, da versicherten sie, in ihm einen wahren Herzensstärker gefunden zu haben und ließen dem edeln Getränk volle Gerechtigkeit widerfahren. Der belebte Zustand hielt aber kaum

einige Stunden lang an. So fest der Wille war, so konnte der ungeübte Schiller das anstrengende Gehen doch kaum einige Stunden aushalten, was, wie Streicher beifügt, vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war; indem nichts so sehr ermüde, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung sei. Man mußte daher die letzte Station fahren, um noch frühe genug in Worms anzukommen.

Meier's vorgefundener Brief beschied sie zu einer Zusammenkunft nach Oggersheim, in das Wirthshaus zum Viehhof. Beruhigt setzten sie den andern Tag ihren Weg fort, und trafen den Nachmittag zur bestimmten Stunde hier ein, wo sie Herrn Meier und dessen Frau nebst zwei andern Verehrern Schiller's schon vorfanden.

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor einer Verhaftung. Nichtannahme des Fiesko. Aufbruch nach Bauerbach.

Für Meier war es ein lästiges und mißliches Geschäft, unserem Dichter auseinander zu setzen, warum Dalberg sich auf keinen Vorschuß habe einlassen können, und aus welchen Gründen Fiesko in seiner gegenwärtigen Gestalt für das Theater nicht angenommen worden sei. Er wußte aber den ganzen Gegenstand sehr zart zu behandeln und ihn dem jungen Mann von der vortheilhaftesten Seite darzustellen. Auch fügte er die Versicherung bei, das Stück werde gewiß durchgehen, wenn es um mehrere Scenen verkürzt und der letzte Akt erst ganz beendigt wäre. Die Frau Meier und die beiden andern Freunde trugen ebenfalls zu seiner Ermunterung das Ihrige bei. Er bedurfte deren kaum, denn bei aller Weichheit des Gefühls war er ein durchaus energischer Charakter, und zeigte sich hier über Kleinmuth eben so erhaben, als über Leidenschaftlichkeit. Kein Wort sprach er, welches eine Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung, über das in Dalberg gesetzte, bitter getäuschte Vertrauen, über die Ausstellungen, welche man an seinem Trauerspiel machte, verrathen

hätte! Die Richtung auf Entschlüsse trägt die Seele über eine kleine Empfindlichkeit weg. Schnell lenkte Schiller das Gespräch darauf hin, welcher Ort wohl zu bestimmen sei, wo er sich einige Wochen, so viele zur Umarbeitung erforderlich sein würden, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könnte.

Aus vielen Gründen wurde Oggersheim selbst und das Wirthshaus, in welchem sie gerade waren, für den besten Ort befunden. Weil Stuttgarter Briefe, welche Frau Meier den Freunden mitgebracht hatten, noch immer von Gefahr der Auslieferung sprachen und die möglichste Verborgenheit empfahlen, so wurde der Name Doktor Ritter, den der Flüchtling bisher führte, in Doktor Schmidt verwandelt, und er sogleich in Anwesenheit des herbeigerufenen Wirths mit diesem Namen angeredet. Kost und Logis wurden auch hier für den Tag bedungen, und Madame Meier ersucht, die Koffer und das Klavier herüberzuschicken. Abends kehrte die Gesellschaft wieder nach Mannheim zurück, und die beiden Zurückbleibenden begaben sich auf ihr Zimmer, wo sie sich mit Einem Bette begnügen mußten.

Ehe sie sich aber zur Ruhe begaben, setzte sich Schiller nieder, um an dem Plane zu seinem neuen Trauerspiele zu schreiben, und so ließ es sich jetzt schon voraussehen, daß er seinen Fiesko innerhalb der nächsten drei Wochen, über welche Zeit die Baarschaft nicht hinausreichte, nicht beendigen würde, wie er es hoffte.

Das bürgerliche Trauerspiel beschäftigte ihn allzusehr, und er fühlte sich gleichsam gezwungen, sich dieses neuen Stoffes einigermaßen zu bemächtigen, ihn dramatisch zu zerlegen und zu motiviren, ehe er sich jener uninteressantern Arbeit ungestört widmen konnte. Er war hiermit so eifrig beschäftigt, daß er in den nächsten acht Tagen das Zimmer beinahe gar nicht verließ. In den langen Herbstabenden ging er, während das Zimmer oft nur durch das Mondlicht erleuchtet war und sein Freund auf dem Klavier spielte, Stunden lang auf und ab. Eine lebhafte und melancholische Musik regte die Gefühle in ihm auf, durch welche sein Gedicht rühren und erschüttern sollte, und die poetischen Ideen und Bilder flossen ihm dann freier und reichlicher zu. Da in seiner

Lage sonst alles Andere ihn nur hemmen und niederdrücken konnte, so daß er sich von allem ausschließen mußte, um nicht gestört zu werden, so war ihm diese einzige Belebung seines Affekten- und Gedankenspiels doppelt willkommen, und er war dem seiner Muse dienenden Instrumente und dem Spieler von Herzen dankbar.

Um seinem bürgerlichen Schauspiel eine um so bessere Aufnahme bei dem Theaterausschuß zu bereiten, richtete er die darin vorkommenden Personen nach der Individualität der Mannheimer Schauspieler ein, was ihm vielleicht unbewußt die Charaktere selbst bestimmter gestalten half. Die Frau Beck's, eine der liebenswürdigsten Schauspielerinnen, sollte in der Rolle der Luise ihr eigenthümliches Talent auf eine glänzende Weise entfalten, und im voraus ergötzte er sich daran, wie Herr Beil den Stadtmusikanten Miller so recht naiv drollig darstellen werde, und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf die Zuschauer machen müßten. Das Schauspielerpersonal lieferte ihm die Charaktere seines Stückes.

Bei dieser Beschäftigung konnte er erst nach einigen Wochen an die Veränderungen ernsthaft denken, welche an seinem Fiesko vorgenommen werden mußten. Er begann die Arbeit, ohne mit sich über den noch unvollendeten Ausgang des Stückes einig zu sein, denn daß Fiesko in dem Drama nicht, wie in der Geschichte, durch einen Zufall in das Wasser stürzen dürfe, war damals bei ihm ausgemacht. Aber wie und durch wen eine der Tragödie würdige Katastrophe herbeizuführen sei, das erweckte so viele und lange Zweifel, daß er sich endlich vornahm, vorher alles Frühere auszuarbeiten, ohne den Ausgang durch etwas zu bestimmen, und diese Frage zuletzt zu entscheiden.

Die beschwerliche Arbeit rückte sehr langsam vorwärts. Im Hintergrund seiner Seele lag das neue Schauspiel, und hätte er nicht alles aufbieten müssen, um sich aus seiner Noth zu retten, so wäre dieß gewiß vor der Umarbeitung des alten Dramas fertig geworden. Es war ein eigenes Schicksal, daß er, während sich alles verschworen zu haben schien, seinen

Adlerflug in das Alltäglichste hinabzuziehen, und seine Gedanken in den niedrigsten Sorgen des Lebens fest zu halten, auch in dem Ueberfluß seines Talents ein Hinderniß finden mußte. Daß er sich durch seine Lage gezwungen sah, dieses Gedicht zu vollenden, war ihm ein peinigendes Gefühl. Pegasus hatte das Joch der Menschen abgeworfen, und war nun unter dem Joch des Hungers und der Arbeit. Der Aufenthalt in Oggersheim, besonders in dem feuchten, trüben Oktobermonate, war nichts weniger, als erheiternd. Wenn Schiller einmal zu seinen Mannheimer Freunden wollte, konnte er nur zur Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, und mußte über Nacht bleiben. Die flache, kahle, sandige Gegend, wenn auch Pappelalleen nach Mannheim und Frankenthal führten, konnte den Freunden, welche sich in ihren Gesprächen die üppige, bergumgränzte Gegend Stuttgarts zurückriefen, nicht zusagen. Der Hauswirth war von rauher Gemüthsart, und Frau und Tochter hatten von ihm öfters die rohste Behandlung zu erfahren.

Im Orte lebte ein Kaufmann, Namens Derain, welcher sich aber mehr mit Literatur, Politik und mit der Aufklärung des Landvolkes beschäftigte, als mit seinem Kleinhandel. Dieser brachte es endlich durch einen Zufall in Erfahrung, wer die beiden Herren eigentlich seien, die in seiner Nähe wohnten und deren Bekanntschaft er schon lange zu machen wünschte. Nach der Umarbeitung des Fiesko wurde das erste Manuskript nicht mehr beachtet, sondern als unnützes Papier behandelt. Die Frau des Hauses sammelte mehrere dieser Blätter, deren Sprache ihr ganz ungewöhnlich und sonderbar vorkam, und brachte sie Herrn Derain, bei dem sie sich in ihren häuslichen Leiden oft Trost und ein erbauliches Buch zu holen pflegte. Dieser zeigte sie seinem Verwandten, dem Kaufmann Stein in Mannheim, an welchen unser Streicher von Stuttgart aus empfohlen war und den er daher bisweilen besuchte. Was Streicher jedem Manne verhehlt hätte, wer denn dieser Doktor Schmidt eigentlich sei, wußte ihm Stein's schöne Tochter mit schmeichelnden Worten zu entlocken, und so erfuhr denn auch Derain nach Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit das Geheimniß. Mit wahrem Enthusiasmus

bat er nun um die Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und doch schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, neblichten Novemberabenden eine wahre Erquickung war. Auch in den nächstfolgenden Jahren erhielt sich noch dieß Verhältniß zu Herrn Derain.

Mittlerweile nahte sich der Oktober seinem Ende, und Streicher mußte abermals an seine gute Mutter schreiben, und sie bitten, ihm den Rest des ihm nach Hamburg bestimmten Reisegeldes hierher zu schicken, indem er wahrscheinlich genöthigt sein werde, in Mannheim zu bleiben, wenn sich das Schicksal Schiller's nicht so vollständig verbessern sollte, als beide erwarteten.

Endlich, in den ersten Tagen des Novembers, war die Tragödie umgearbeitet, und ihr auch der Schluß gegeben, welcher am wenigsten von der wirklichen Geschichte abzuweichen schien. Weil die Art des Ausgangs nicht gleich in der ersten Anlage bestimmt war, mußten auch die vorhergehenden Scenen umgeschmolzen werden, und diese Arbeit kostete dem Dichter vielleicht mehr Nachdenken, als das ganze übrige Stück. Vergnügt und zufrieden begab sich der Verfasser in die Stadt, um das in's Reine geschriebene Manuskript Meiern einzuhändigen. Er glaubte, daß seine harten Bedrängnisse überstanden seien, und daß er sich nun auf einige Zeit mit frohem Muthe des Lebens und der Freiheit werde erfreuen können. Indeß verging eine ganze Woche, ohne daß er von Dalberg Antwort erhielt, die doch auf die nächsten Tage war zugesagt worden.

Hierdurch beunruhigt schrieb er, das erste Mal seit seiner Zurückkunft von Frankfurt, am 16. November 1782 an Dalberg, welcher seither gar keine Notiz von ihm genommen zu haben scheint, denn sonst würde ihm Schiller nicht ausdrücklich habe sagen müssen, daß er im Viehhof in Oggersheim logire unter dem Namen Schmidt[1]. Er lebe in der größten

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 53.

Erwartung, schrieb er, wie sein Stück von Sr. Excellenz sei befunden worden, und bitte sich, wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit desselben gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten überhaupt aus, welches ihm äußerst willkommen sein werde.

Zugleich wollte er sich noch einmal zu Meier begeben, um eine Auskunft darüber zu erhalten, was er erwarten könne. Als er und Streicher Abends eintraten, wurden sie von Meiern und seiner Gattin mit der größten Bestürzung empfangen. Eben, kaum noch vor einer Stunde, sei ein würtembergischer Offizier bei ihnen gewesen, der sich dringend nach Schiller erkundigt habe. Weil dieser Offizier ganz gewiß den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, erklärte Meier weiter, habe er versichert und betheuert, daß er nicht wisse, wo sich der Flüchtling gegenwärtig aufhalte. Während dieses berichtet ward, klingelte die Hausthür, und man wußte in der Eile und Angst nichts Besseres zu thun, als Schiller mit Streicher in einem Kabinet, das eine Tapetenthüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauses, der mit angstvoller Theilnahme erzählte: er habe den Offizier auf dem Kaffeehause gesprochen, welcher nicht nur bei ihm, sondern auch bei andern Anwesenden sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die Versteckten kamen nun wieder hervor, und weil es vielleicht auch einer von Schiller's Bekannten sein konnte, so ließen sie sich genau die Uniform und die Gestalt des Offiziers beschreiben. Allein die Angaben waren so abweichend, daß man unmöglich auf eine bestimmte Person rathen konnte. Noch einigemal wiederholte sich dieselbe Scene durch neu Ankommende. Alle waren voller Aengstlichkeit um die beiden Freunde, da diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch auch nach Oggersheim zurückkehren konnten. Auch zog sich Jeder, in dessen Wohnung der Verfolgte ergriffen wurde, Verdruß und Unannehmlichkeiten zu; jeder bebte, sich in Schiller's Schuld verwickelt zu sehen. Wo die Bestrafung an kein bestimmtes Gesetz und keine feste Rechtsform geknüpft ist, sondern alles von der Willkühr abhängt, hat die Furcht der Menschen noch weniger eine Gränze, als diese Willkühr.

Doch wenn die Männer zagen, haben zarte Frauen Muth; weil sie weniger den schlechten Weltlauf kennen, können sie mehr der guten Stimme in ihrem Busen folgen. Madame Curioni, welche die Aufsicht in dem Palais des Prinzen von Baden hatte, erbot sich, den Freunden in diesem Palais, wo am wenigsten eine Entdeckung oder Verhaftung zu befürchten war, eine sichere Zuflucht zu gewähren, so lange es nöthig sei. Dieses freundliche Anerbieten ward mit lebhafter Erkenntlichkeit und Freude ergriffen. Sogleich wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der Verfolgten getroffen, und diese dann auf der Stelle dahin geführt. So sahen sie sich denn plötzlich zu ihrer eigenen Verwunderung aus ihrem ärmlichen Logis in Oggersheim in die prachtvollen Appartements eines Fürsten versetzt. Sie erheiterten und unterhielten sich mit Betrachtung der zahlreichen Kupferstiche, besonders einer Reihe von Schlachtstücken von Lebrun, bis tief in die Nacht.

Den andern Morgen wagte sich Streicher aus dem Palais zu Meier, um zu vernehmen, was denn eigentlich zu befürchten sei? Dieser war schon in aller Frühe zu dem ihm bekannten Sekretär des Ministers, des Grafen von Oberndorf, gegangen, um zu fragen, ob der Offizier in Aufträgen an das Gouvernement hier sei, hatte aber die Versicherung erhalten, daß dieß nicht der Fall wäre, und man ersah auch aus dem Meldezettel des Gastwirthes, daß er schon gestern Abend wieder abgereis't war. Erst später erfuhr man aus einem Schreiben des alten Schiller an Schwan, daß jener Offizier ein akademischer Freund seines Sohnes, der Lieutenant und Adjutant Kosewitz, gewesen sei, welcher es sich eigens vorgenommen, ihn bei Gelegenheit dieser Reise zu sprechen, was aber, wie erwähnt, auf die sorgsamste Weise verhütet wurde [1].

Mit der beruhigenden Nachricht eilte Streicher sogleich zu seinem Freunde und befreite ihn aus seinem glänzenden Gefängniß. Man verfügte sich zu Meier; hier wurde die unsichere Lage des Dichters umständlich und ernsthaft besprochen, welche, ungeachtet die Angst gestern grundlos gewesen,

[1] Schiller's Leben von Döring, 2. Auflage, S. 75.

doch fortwährend für ihn selbst eben so gefährlich, als für seine Freunde beunruhigend sei. Man durfte nur an das Schicksal Schubart's denken, welcher, auf Befehl des Herzogs, von einem gewissen Herrn von Scholl, unter dem Vorwande einer höflichen Einladung zum Mittagsmahl, von Ulm nach Blaubeuren gelockt, hier verhaftet, in einen Wagen gesetzt, und ohne Zeitverlust nach Hohenasberg gebracht wurde, um hier ohne förmliches Urtheil in einem engen unterirdischen Kerker zu schmachten [1]. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht länger in oder bei Mannheim verweilen könne, so erwünscht und bildend ihm dieser Aufenthalt wegen des Theaters auch sein mußte. Es wurde daher mit allgemeiner Zustimmung seiner Freunde beschlossen, daß er sich, sobald die Annahme seines Fiesko entschieden sei, sogleich nach Sachsen begeben sollte. Daß er hier einen verborgenen, sorgenfreien Aufenthalt finden könnte, dafür hatte der Himmel schon früher gesorgt.

In der Karlsakademie hatte sich ein Verhältniß gebildet, welches großen Einfluß auf Schiller's ganzes Leben gewinnen sollte. In dem Institut wurde mit drei Brüdern Wilhelm von Wolzogen aus Franken gebildet. Weil er einige Jahre jünger war, hatten beide Zöglinge wenig Umgang mit einander, aber nach der Erscheinung der Räuber schloß sich Wolzogen näher an den gefeierten Dichter an, und machte ihn auch mit seiner Mutter bekannt, welche als Wittwe häufig längere Zeit in Stuttgart zubrachte, um in der Nähe ihrer Söhne zu sein. Schiller vertraute ihr nach seinem Arrest seinen Vorsatz, zu entfliehen, und sie sagte es ihm damals zu, ihm auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen eine Zuflucht zu verschaffen, wenn und so lange er vom Herzog verfolgt werden würde. So sollte wiederum eine Frau seine Beschützerin werden, und namentlich den Kleinsinn und die Aengstlichkeit des Herrn Dalberg beschämen. Dieses in guter Stunde erhaltene Versprechen wollte er jetzt benutzen, und wandte sich sogleich nach Stuttgart an die edle Frau um die nöthigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werden könnte.

[1] Schiller's Leben von Thomas Carlyle aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe, Frankf. a. M. 1830. Anhang S. 12.

Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die langersehnte Entscheidung Dalberg's über seinen umgearbeiteten Fiesko. Sie besagte ganz kurz, daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Bearbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.

Daß nicht alle Mitglieder des Theaterausschusses dieser Ansicht ihres Chefs waren und sein Verfahren billigten, ersah Schiller ein Jahr später in den schriftlichen Verhandlungen dieses Ausschusses aus dem Antrag, welchen Iffland zu Protokoll gegeben hatte: „Obgleich dieses Stück für das Theater noch Einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Wahrheit und Schönheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde, dem Verfasser, als Beweis der Anerkenuung seiner außerordentlichen Verdienste, eine Gratifikation von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen."

Die Hoffnung, seine Stuttgarter Schuld tilgen, seinem treuen Streicher dessen Auslagen zurückerstatten und sich in seiner traurigen Lage etwas erleichtern zu können, war mit Einem Schlage vernichtet. Durch alle seine Mühe, durch Entbehrungen jeder Art, durch einen beinahe zweimonatlichen Zeitaufwand hatte er seine Verhältnisse nicht verbessert, sondern vielmehr verschlimmert. Mit eben so leerer Börse, wie er vor zwei Monaten gekommen war, ließ ihn jetzt Dalberg wieder gehen, ohne ein Wort des Trostes oder der Aufmunterung, derselbe Mann, auf welchen vertrauend und hoffend der Jüngling sein Vaterland verlassen und in Oggersheim entbehrt und gearbeitet hatte. Kein Ersatz, keine Entschädigung in dieser drückenden Hülflosigkeit, in der es ihm an so vielen Dingen gebrach, welche dem Menschen im civilisirten geselligen Leben unentbehrlich sind! Wie entsetzlich hatte er sich an dem Manne getäuscht, welcher ihn gleichsam in die Welt hineingeführt hatte, und mit welcher Menschenverachtung mußte ihn diese seine erste Erfahrung erfüllen! Das Schmerzlichste aber war für ihn, außer jenem beängstigenden Schreckbild der Stuttgarter Schuld, der Gedanke, daß er nun seinen

Streicher in sein böses Schicksal verflochten und es ihm unmöglich gemacht hatte, nach Hamburg zu reisen. Er hatte den Freund in seiner ganzen Laufbahn, vielleicht in seinem Lebensglücke gestört. Streicher's Reisegeld war verbraucht, an eine Zurückerstattung war nicht zu denken, und die Mittel seiner Mutter waren erschöpft. Er mußte jetzt in Mannheim bleiben, wo er die Mitglieder der kurfürstlichen Kapelle für seinen Zweck zu benutzen suchte.

Die Theilnahme an dem Schicksale Schiller's könnte sich zu einer Anklage gegen Dalberg erheben. Sein Benehmen erklärt sich daraus, daß Schiller gleichsam ein politischer Flüchtling aus einem benachbarten, befreundeten Staate war. Dalberg glaubte seiner Stellung gemäß nicht das geringste für ihn thun zu dürfen, so lange dem armen Dichter eine Verfolgung von dem Herzog bevorstand. Dadurch hätte er sich ja dessen Mißfallen, und vielleicht die Ungnade seines Kurfürsten zugezogen; und hätte er nicht seine hohen Würden erniedrigt, wenn er sich mit einem politisch Verfolgten eingelassen hätte? So lange dieser einzige Makel an Schiller haftete, half es ihm nichts, ein noch so herrlicher Mensch zu sein, und seine besten Schauspiele taugten nicht für das Mannheimer Theater. Er durfte es um so weniger wagen, ihm näher zu treten und ihn zu unterstützen, weil es sonst hätte scheinen können, als habe er ihn zur Flucht veranlaßt. Aber wäre es nicht humaner von Dalberg gewesen, den Dichter mit seinen Anträgen geradezu abzuweisen, als ihn täuschend, wenn auch durch die schwächste Hoffnung, hinzuhalten? Allerdings; aber wie hätte ein solches Betragen mit seiner frühern lebhaften Theilnahme zusammengestimmt? Und hätte er sich hierdurch nicht zu jener gemeinen Maxime, einen trefflichen Menschen wegen eines einzigen konventionellen Vergehens preis zu geben, ausdrücklich bekannt? Geradezu abweisen konnte er ihn also nicht, ohne das innerste Motiv der Abweisung zugleich mit zu verrathen, und auf den Namen — eines Beschützers der Künste zu verzichten. Unter dem besten Schein suchte er ihn also sich möglichst fern zu halten, um nicht kompromitirt zu werden, wenn es dem Herzog Karl einfallen sollte, ihn verhaften zu lassen. Schiller hatte von seinem hohen Gönner mehr zu

leiden, als von dem ersten besten Unbekannten, an welchen er sich angeschlossen hätte. Diejenige Stellung im Staatsleben ist nicht zu beneiden, die es dem Menschen verwehrt, ein Mensch zu sein; aber die bindenden äußern Verhältnisse werden von Vielen durch ihre engherzige Gesinnung noch überboten.

So verschiedenartige peinigende Gefühle sein Innerstes bei dieser unwürdigen Begegnung auch erleiden mußte, so blieb er dennoch gefaßt. Er übte, wie Streicher sagt, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte das Wort des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolze. Gegen Meier, welcher ihm die zurückweisende Antwort überbrachte, äußerte er kein Wort, als daß er es zu bedauern habe, nicht schon von Frankfurt nach Sachsen gereis't zu sein. Sein sittliches Sebstvertrauen gab ihm bald das Zutrauen zu seinem poetischen Talent zurück, denn dieses wurzelte ja größtentheils in jenem.

Das Einzige, was nun noch zu thun übrig blieb, that Schiller sogleich. Er ging zu dem wackern Schwan hin und bot ihm sein Trauerspiel zum Druck an. Dieser bedauerte nur, nachdem er es gelesen hatte, daß er wegen der überall lauernden Nachdrucker die vortreffliche Dichtung nicht höher, als den gedruckten Bogen mit einem Louisd'or honoriren könne. So erhielt der Verfasser für die Tragödie, die er seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor Abel in Stuttgart, widmete, nicht mehr, als etwa elf Louisd'or. In den letzten acht bis zehn Tagen hatte Streicher seinen Freund in Oggersheim zu seiner großen Betrübniß allein lassen und in die Stadt ziehen müssen, um seinem Broderwerb nachzugehen. Beide hatten sich aufgezehrt, und ihre Noth war so groß geworden, daß Schiller seine Uhr hatte verkaufen müssen, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben, und dessen ungeachtet hatte man die letzten vierzehn Tage auf Borg gelebt. Jetzt erhielt er für seinen Fiesko gerade so viel, daß er die Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel auslöschen lassen, sich einige unentbehrliche Dinge für den Winter anschaffen, und seine Reise nach Bauerbach bestreiten konnte. Um nicht in Mannheim mit dem Postwagen abfahren zu müssen, kamen Streicher und Meier nebst einigen andern Freunden Schiller's überein,

ihn von Oggersheim nach Worms zu begleiten, wo er den andern Tag abfahren könne.

Als die Freunde am bestimmten Tage sich in seinem Gasthofe einstellten, fanden sie ihn eben beschäftigt, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke und einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über seine Zukunft beruhigen konnte. Dann fuhr man bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms, wo man noch zeitig genug ankam, um die Ariadne von Naxos von einer wandernden Truppe aufführen sehen, und belachen und verspotten zu können. Schiller aber sah mit ernstem, sinnenden Blicke, ganz in sich versunken, auf das lächerliche Spiel, als ob er noch nichts Besseres gesehen hätte, und auch nachher konnten Meier's Späße und Witzworte ihn nicht aus der Stimmung bringen, die sich wunderbar seiner bemächtigt hatte; Meier vermochte nicht, ihm auch nur ein Lächeln abzugewinnen. Erst beim Nachtessen wurde er etwas heiterer.

Die Freunde schickten sich an, nach Mannheim zurückzukehren. Streicher's Seele war von Schmerz übermannt, als er nun seinen Freund allein im Uglücke zurücklassen mußte. Durch keine Worte vermochte er seine Brust zu erleichtern, durch keine Umarmung wollten die Scheidenden sich noch weicher und weher machen; ein lang dauernder Händedruck war die alleinige Sprache ihrer Empfindung.

Die außerordentlich strenge Kälte in diesen ersten Tagen des Novembers, und der damalige Schneckengang der Posten ließen um so mehr eine unangenehme Reise erwarten, da Schiller nicht mit erwärmender Kleidung versehen war, sondern nur einen leichten Ueberrock an hatte. Zu spät erinnerten sich nun die Bemittelten unter seinen Freunden, mit denen Streicher zurückfuhr, an manche Bequemlichkeiten, durch welche sie ihm diese, einige Tage und Nächte dauernde Reise leicht hätten erträglicher machen können, und bedauerten es, nicht daran gedacht zu haben oder gemahnt worden zu sein.

Wie ein Wort das andere gab, sprachen sie nun auch gegen Streicher ihren harten Tadel über Schiller's leichtsinnige

und unbegreifliche Flucht aus. Man verglich sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte mit der immer ärmlichen Lage auch namhafter deutscher Dichter, welche von dem Ertrag ihrer Feder leben müßten. Auch zweifelte man, ob Schiller die Erwartungen, die er durch sein erstes Schauspiel erregt habe, durch seine folgenden werde befriedigen können. Der einzige Iffland, welcher schon in jungen Jahren seinem bemittelten Vater entflohen war, um sich bei der trefflichen Ekhoff'schen Gesellschaft in Gotha zum Schauspieler auszubilden, konnte Schiller's gewagten Schritt gehörig würdigen, und warf sich zu seinem warmen Vertheidiger auf, indem er zugleich die ängstliche, kleinliche Klugheit und Bequemlichkeitsliebe der Andern in's Lächerliche zog. Man freute sich endlich, daß der Dichter wenigstens auf einige Zeit gegen Mangel und Verfolgungen gesichert sei, bezweifelte es aber, ob sein poetisches Talent und seine dramatischen Arbeiten in völliger Abgeschiedenheit gewinnen würden. Alle aber vereinigten sich in dem herzlichen Wunsche, daß irgend ein glücklicher Zufall ihn recht bald seiner unglücklichen Lage entreißen möchte.

Dreizehntes Kapitel.

„Die Verschwörung des Fiesko“ und „Kabale und Liebe.“

Ungeachtet Kabale und Liebe erst in Bauerbach ganz beendigt wurde, wollen wir dieses „bürgerliche“ Trauerspiel mit der „republikanischen“ Tragödie der Verschwörung des Fiesko doch zusammen betrachten, während Schiller seinem neuen Zufluchtsort entgegeneilt. Wir können nichts Besseres thun, als daß wir die Lücken oder uninteressanten Strecken seines Lebens mit Betrachtung seiner Werke ausfüllen.

Beide Dramen sind auf demselben ethischen Standpunkt, wie die Räuber, gedichtet. Ihre Quelle und ihr Ziel ist ihnen gemeinschaftlich. In allen dreien entledigt sich der Dichter seines socialen Mißbehagens und seiner Ueberworfenheit mit den Weltverhältnissen. Ihre gemeinschaftliche Tendenz ist polemisch. Wie der hartbedrängte Dichter selbst, so ist auch seine Dichtung, das treue Spiegelbild seines Innern, mit der Welt im Kampf begriffen. Wie er sich seiner unglücklichen Verhältnisse zu erwehren hatte, um sein besseres Selbst zu behaupten, und welche Ideen und Gefühle bei diesem Widerstreite in ihm aufsprühten — das hat er in diesen Jünglingsdramen in poetischer Gestalt deutlich enthüllt. Aber ungeachtet dieser gleichen Grundidee und der Einen Gefühls-

Stimmung sind die beiden letzten Dramen von dem ersten und wieder unter einander ihrem Gehalte nach charakteristisch unterschieden, wie sich dieß aus einer Analyse beider Stücke ergeben wird.

In den Räubern wird außerhalb der Gesellschaft ein leidenschaftlicher Angriff gegen die ganze sociale Ordnung gemacht; im Fiesko dagegen wird innerhalb der Gesellschaft nur eine Veränderung der Verfassung versucht. Ein wildes, ausgeworfenes Geschlecht wüthet in den Räubern gleichsam planlos gegen die menschliche Gesittung; dagegen ist im Fiesko die Aufgabe beschränkter, mäßiger und bestimmter. „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen," sagt der Dichter in der Vorrede zum Fiesko selbst, „hier versuchte ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und der Kabale." Dort blinde Leidenschaft, Rachsucht und Verzweiflung — hier berechnete Herrschsucht und starre Freiheitsbegeisterung, die sich an einander aufreiben, so daß die alte, gemäßigte Verfassung in Andreas Doria zurückkehrt, wie in den Räubern das bestehende Gesetz triumphirt. Dort ist die Leidenschaft, hier ist der Verstand im Kampfe mit den bestehenden Verhältnissen. Wenn daher in den kolossalen Räubern rohe Gewalthätigkeit wirkt, so thut in dem civilisirten Fiesko List, Verstellung, kurz die Klugheit das Meiste, durch welche überhaupt im kultivirten Leben allein ein Plan verfolgt und ausgeführt werden kann. Die Räuber sind dem Inhalt und der Form nach mehr aus dem Herzen hervorgewachsen, in ihnen herrscht Drang, Affekt; Fiesko dagegen ist aus dem Kopfe genommen, und daher auch planmäßiger angelegt und künstlerischer ausgearbeitet. Wenn die Räuber ein abgenöthigter Angstruf nach Freiheit genannt werden können, so bildete der Dichter in Fiesko jenes primitive Gefühl zu bestimmtern Ideen und Ansichten aus, und verpflanzte diese in die Geschichte.

Der Verfasser nennt sein Stück ein „republikanisches Trauerspiel[1]." Republikanisch kann es nicht wegen der

[1] In der ersten Ausgabe (Mannheim 1783) führt es als Motto auf dem Titel die Worte des Sallust vom Katilina: „Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate."

Haupttriebfeder seines Helden heißen, denn diese ist Herrschsucht, sondern nur wegen des Geistes, welcher über das Ganze verbreitet ist. Republikanismus ist die Seele des ganzen Dramas. Nicht nur der in seiner Leidenschaft ergraute Verrina und der jugendlich enthusiastische Bourgognino sind von diesem Sinne erfüllt, sondern selbst der ehrsüchtige Fiesko und seine schwärmerische Gemahlin huldigen der frühern freien Verfassung Genua's. „Ein Diadem erkämpfen ist groß; es wegwerfen ist göttlich. Geh' unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklichster Bürger!" So spricht er zu sich selbst, und der Dichter hat Fiesko's grandiose Herrschsucht durch deren Kampf mit einem erhabenen Bürgersinn zu veredeln und uns mit dem zwiefach treulosen durch dessen Vorsatz zu versöhnen gesucht, der beste der Fürsten zu werden. Wie Verrina gegen das Ende des Stückes es dem Usurpator ins Gesicht sagt, daß sich Herrschsucht mit der bürgerlichen Freiheit unmöglich vertrage, so hält auch Leonore dieser Freiheit von ihrem weiblichen Standpunkte eine Lobrede, indem sie sich über die Unvereinbarkeit der Herrschsucht mit der Liebe ausbreitet. „Liebe hat Thränen, und kann Thränen verstehen; Herrschsucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt. Liebe hat nur Ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung; Herrschsucht hungert beim Raube der ganzen Natur. Herrschsucht zertrümmert die Welt in ein rasselndes Kettenhaus; Liebe träumt sich in jede Wüste Elysium. — Selten steigen Engel auf den Thron. Seltner herunter. Wer keinen Menschen zu fürchten braucht, wird er sich eines Menschen erbarmen? Wer an jeden Wunsch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein sanftes Wörtchen zum Geleite zu geben?" (Akt 4, Scene 14).

Auch Kabale und Liebe ist auf die polemisch ausgeführte Freiheitsidee gegründet. Der Dichter selbst sagt in einem Briefe an Dalberg [1], er habe sich in dem Stücke eine vielleicht allzufreie Satyre und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Welche

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 55.

Menschen aus den höhern Ständen führt uns die Tragödie vor! Einen deutschen Herzog, welcher siebentausend seiner Unterthanen nach Amerika verhandelt, und mit der für sie erhaltenen Summe seiner Maitresse Brillanten kauft; einen Ministerialpräsidenten, welcher seinen Vorfahren aus dem Wege räumte, um sich dessen Stelle zu verschaffen [1], einen Kammerjunker Bock, einen Hofmarschall Kalb, einen Sekretär Wurm, welche drei schon durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet sind. So ist denn das Thema der Fabel, die Anmaßung, Verworfenheit und Entartung dieser höhern Stände und ihrer Kreaturen in Kontrast mit dem zwar wenig gebildeten, aber rechtlichen Bürgerstand zu stellen. Zwei Liebende, welche sich über die Schranken ihres Standes die Hände reichen wollen, stürzen beide in den zwischen ihnen sich öffnenden Abgrund, ziehen aber die Urheber ihres Verderbens mit sich hinab.

Hier hat der Dichter seine Ideen mehr zusammengezogen und dieselben in bürgerliche, temporelle vaterländische Verhältnisse eingeführt. Der Fürst bleibt im Hintergrunde; wir lernen ihn nur durch seine Umgebung kennen. Die Angriffe sind viel stärker und der Mißmuth weit unverholener ausgesprochen, als selbst im Fiesko. Der Verfasser war, wie er in einem später mitzutheilenden Aktenstücke selbst sagt, zur Zeit, als er den Fiesko dichtete, noch gewissenhafter und verzagter. „Manche Auftritte dieses Schauspiels," erzählt uns Streicher [2], „und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen, die damals verbreitet waren und deren Aufführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen daraus entstünden." Namentlich gehört hierher der Verkauf deutscher Unterthanen (Akt 2, Scene 2), welche Anspielung wegfiel,

[1] Eben diese Figur ist eigentlich schon in den Räubern (Akt 2, gegen das Ende, Schiller's Werke in E. B., S. 126. 1. u.) genannt: „Der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel" u. s. w.

[2] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 174.

als das Stück in Gegenwart des Dichters in Frankfurt aufgeführt wurde [1]. Aber auch sonst ist überall der Mißbrauch der fürstlichen Gewalt, das Hofleben, die Verdorbenheit der Bevorzugten in das grellste Licht gestellt. Was, wahrscheinlich auch in Erinnerung an Stuttgarter Verhältnisse, meist speziell gemeint ist, spricht der Dichter nach seiner Art, oft schonungslos und ungerecht, ganz allgemein aus. Man muß die ganze eine Hälfte des Dramas für die bitterste Satyre auf die höhern und höchsten Stände der damaligen Zeit ansehen. Vieles erinnert an das heftige Gedicht: An die schlimmen Monarchen in der Anthologie, z. B.: „Sie sind verschanzt, eure Großen, verschanzt vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laster, wie hinter Schwerter der Cherubim" — „Die Wollust der Großen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht" u. s. w. Besonders werden diesen Großen der Tod und die Gränzen ihrer Macht vorgehalten. Nachdem Lady Milford aufgezählt hat, was der elende Herzog, den zu beherrschen sie sich für einen Schimpf anrechnet, alles thun könne, fährt sie fort: „Aber kann er auch seinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu schlagen? Kann er sein darbendes Gehirn auf ein einziges schönes Gefühl exequiren?"

Es ist nicht zu verwundern, warum bei der spätern Aufführung Kabale und Liebe mehr Glück machte, als die Verschwörung des Fiesko. Kabale und Liebe ist ein vaterländisches Zeitgemälde, welches recht dazu dienen konnte, dem Bürgerstand ein stolzes Gefühl seiner selbst zu geben. Der Gegensatz ist hier weit volksverständlicher und auch allgemein menschlicher vorgetragen, als in dem weitentlegenen Fiesko, wo nur eine Staatsverfassung mit einer andern vertauscht werden soll; weßwegen Kabale und Liebe auch als ein frischer Zweig der Räuber, der kältere Fiesko dagegen als die negative Seite des Don Karlos anzusehen ist. Die Sphäre ist kleiner, aber der Gehalt ist größer. In Fiesko liegen nur rohe Gewaltthätigkeit und Herrschsucht mit dem republikanischen Freiheitssinn im Kampf (ein Kampf, welcher nur für ein von

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 67.

politischen Ideen bewegtes Volk Interesse haben kann), in Kabale und Liebe dagegen steht das Bürgerleben dem Hofleben, das Naturgeschöpf dem Staatsgeschöpf, die menschliche Natur überhaupt der Konvenienz, Empfindung, Wahrheit und Moral der Verkünstelung, Hinterlist und Politik entgegen — alles Bedeutende und Schöne des Lebens ist in Kontrast gestellt mit dem, was vor der Vernunft und vor Gott leer oder gemein und schlecht ist. Sogar die jenseitige Welt ist herbeigezogen, um die gemachten Verhältnisse der diesseitigen zu beschämen. „Ich bringe nichts mit mir," sagt Luise, „als meine Unschuld, aber der Vater hat ja oft gesagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt und die Herzen im Preise steigen. Ich werde dann reich sein. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und schöne Gedanken für Ahnen an. Ich werde dann vornehm sein." Und der Werth unserer Kulturzustände wird an der ewigen Natur abgeschätzt. „Ich bin ein Edelmann," ruft Ferdinand aus; „laß doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall? ob mein Wappen gültiger, als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann?"

Nach dieser Exposition der Grundideen beider Stücke werden wir noch einiges über die Charaktere und Behandlung jedes einzelnen zu sagen haben.

Die Verschwörung des Fiesko ist das einzige historische Drama der ersten Periode (denn der nach einem Roman gearbeitete und ganz in eigene Ideen hineingezogene Don Karlos ist kaum als ein solches anzusehen); und weil der Dichter hier durch geschichtliche Studien, laut der Vorrede, wenn auch nur unzulänglich [1], unterstützt wurde, so sind die Charaktere mannigfaltiger und fester gezeichnet, als in einem andern seiner dramatischen Werke vor Wallenstein. Hiermit aber soll nicht behauptet sein, daß er die Personen alle bis zur lebendigen Anschaulichkeit ausgeführt habe: die individuelle Detailzeichnung lag überhaupt nicht in der Art seines Geistes,

[1] Siehe die Exposition dieser Tragödie in dem Taschenbuch Minerva vom Jahr 1817, S. XXXIII. u. folg.

welchen die Denkkraft und das sittliche Interesse immer schwebend im Allgemeinen hielten. Aber bestimmt und charakteristisch unterschieden gedacht hat er sich seine Personen, wie man aus der merkwürdigen Charakterenskizzirung ersieht, welche dem Personenverzeichniß beigefügt ist. Wenn es hier aber z. B. von Kalkagno heißt: „Hagrer Wollüstling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend," so könnte man fragen: Wo sieht man hiervon etwas in dem Stück? Schiller führt seine eigenen Lieblingsideen so weitläufig rhetorisch aus, daß er für die Charakteristik in der Regel wenig Raum mehr behält; er charakterisirt in jedem Stück der ersten Periode — sich selbst immer am meisten, und jene Charakterenskizzirung vor dem Drama ist doch nur ein Surrogat der mangelhaften Charakteristik im Drama. Man kann daher nicht sagen, daß der Dichter in seinem Fiesko ein psychologisches Interesse habe erkünsteln wollen, von welchem Streben er sehr weit entfernt war. Die bestimmtere Charakterzeichnung kommt hier von dem historischen Objekt der Dichtung, keineswegs von dem dichtenden Subjekt.

Besonders sind ihm seine Frauenfiguren nicht gelungen. Er erkennt dieß in einem Briefe an Dalberg [1] zum Theil selbst an: „Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen sehr wahr; vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Aktes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet habe, der nun dem feinern Leser nur zu sichtbar geworden ist." Wer möchte dem widersprechen! In der That ist die Julia — gleichsam der rohe Stoff, aus dem nachher der Dichter die Prinzessin von Eboli herausarbeitete — die Unnatur selbst. Wo diese Gräfin Imperiali beleidigen will, wird sie bäuerisch grob, und wo sie beglücken und beglückt werden will, wird sie im höchsten Grade unweiblich und beinahe widerlich. Schiller ist scharfsinnig in der Analyse der Empfindungen und Denkweisen, schlagend und oft bis zur Unverständlichkeit spitzfindig in einzelnen Bemerkungen und Antworten, aber von dem feinen, leichten Ton

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 58.

der vornehmen Welt und von der Grazie der weiblichen Natur weiß er noch gar nichts. Er kann seine Weiber nicht anders liebenswürdig machen, als daß er sie sentimental macht. So scheint mir die schwankende Figur seiner Leonore nur der Komplex mehrerer Affekte seines Herzens zu sein.

In der Person seines Fiesko hat der Dichter seinen eigenen großen politischen Charakter niedergelegt, welcher nach dem Urtheile des Generals Scharffenstein sich mit seinem Dichtertalent um den Vorrang stritt, und hierdurch eine höchst bedeutende, wenn auch zum Theil rhetorisch gehaltene und mit sich nicht ganz übereinstimmende Figur auf das Theater gebracht. „Der Genueser Fiesko," sagt er selbst in dem schon oben erwähnten Aktenstück, „sollte zu meinem Fiesko nichts mehr, als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten." Wir kennen in unserm Schiller schon die Riesenplane und kolossalen Entwürfe, in denen sein Geist schwelgte — sie gähren auch in Fiesko's brennendem Busen. Der große praktische Charakter aber ist der politische Charakter, und für diesen gibt es nur zwei Ideen, die weit genug sind, seine Leidenschaften zu erschöpfen: die Herrschsucht und die Freiheit. Auf diese Höhe des menschlichen Daseins stellte der Dichter seinen Helden und ließ die Herrschsucht in ihm obsiegen — in einer spätern Ueberarbeitung, wie wir an einem andern Ort melden werden, ließ er ihn sich für die Freiheit entscheiden. Es ist klar, daß Fiesko der Vorgänger des Posa ist; besonders hört jener ungeformte Fiesko genau da auf, wo Posa anfängt. Aber Fiesko ist dadurch lebendiger und konkreter geworden, daß ihn der Dichter in den Weltstoff verwebt hat, während Posa ein Instrument ist, welches nur Einen Ton hat. Dem Verfasser ist hier seine eigene ausgezeichnete Verstandesbildung sehr zu statten gekommen, welche er in Gestaltung des Fiesko zur Verschlagenheit, Intrigue, Verstellung und berechnetsten Klugheit ausspann.

Unter den übrigen Charakteren verdient der drollige Bandit Hassan, der Mohr, noch einer besondern Erwähnung. Auch in den Räubern sprudelt eine reiche Ader des Witzes und der Laune, und in Kabale und Liebe sind der Geiger Miller und der Hofmarschall Kalb solche komisch gestaltete

Figuren. Von dem Don Karlos an hat er diese Einmischung des Komischen in das Tragische gänzlich vermieden, weil sein trennender, alles unter Gattungen ordnender Verstand, welcher sich immer mehr in ihm hervorthat, diese Barbarei des Geschmackes, wie er sich ausdrückte, bald nicht mehr vertragen konnte. Im Wallenstein stellte er daher die lustigen Bestandtheile zu einem eigenen Vorspiel zusammen. Ich stehe aber nicht an, Schillern ein weit größeres Talent für das Komische, Satyrische, Witzige, Lustige zuzuschreiben, als es Goethe besaß, obgleich er es beinahe nur in den genannten Gedichten und den Xenien ausgesprochen hat. Statt sich zu verwundern, wie er Wallenstein's Lager habe dichten können, hätte man nur einen Blick auf seine drei ersten Dramen und auf die Xenien werfen sollen. Mit wie vielen launigen Situationen, guten Einfällen, schlagenden Antworten, treffenden Witzen sind diese durchwebt! Gewiß würde er ein vortreffliches Intriguenstück haben liefern können, wenn ihn nicht Ernst und Tiefe in der Sphäre der Tragödie gehalten hätten.

Der Plan dieser Tragödie ist außerordentlich überdacht und berechnet, wie überhaupt in keinem der Dramen der ersten Periode so viel Verstand ist, als in diesem. Dessen ungeachtet läuft der Faden durch manche Unwahrscheinlichkeiten hindurch, wozu besonders Fiesko's Bekanntschaft und ganzes Verhältniß zu dem Mohren, und namentlich die dumme Art gehört, wie Fiesko ihn in einem Moment verabschiedet, wo er ihm am gefährlichsten werden kann (Akt 3, Scene 6). Jenes schnelle, blinde Vertrauen zu einem Banditen und diese Unbesonnenheit widersprechen dem Charakter des Fiesko ganz und gar, dessen Geistesgegenwart und Großmuth im vierten und fünften Akt um diesen Preis etwas theuer erkauft ist. So ist auch der Tod der Leonore und das nachherige Rasen ihres Gemahls, von welchem Wüthen er zum Gipfel menschlicher Größe aufsteigt, durch Leonoren's unglaubliche Schwärmerei gewaltsam herbeigeführt. Dieß Alles und Aehnliches ist mehr gemacht, als daß es sich selbst machte, und wir sehen im Gedicht allzusehr den mit aller Anstrengung Dichtenden. Das Werk ist ein dünnes Gewebe, hinter welchem die imposante Gestalt seines Urhebers steht.

Wie unser Verstand, so trifft auch der gebildete Geschmack und das feinere Gefühl auf Manches, was ihm eben so anstößig ist, wie dem Auge etwa orthographische Fehler eines Buches. Aber das einzelne Herbe, Verletzende, Unanständige wird durch die Vorzüge des Stückes überwogen. Originelle Gedanken, eine kurz gedrängte Sprache, herrliche Kernsprüche, unvergleichliche Charakterzüge, meisterhafte Situationen, eine große Kraft und vorzüglich eine hohe Denkart und Gesinnung zeichnen es aus. Alle Werke Schiller's der ersten Periode sind allgemein gehaltene Selbstbekenntnisse. So auch dieses Drama. Wie Leonore den Wollüstling Kalkagno abweis't (Akt 2, Scene 3) — auf welchen Adel der Gesinnung des Dichters weis't es hin! Oder was der in seinen Ideen erstarrte Verrina dem Fiesko in die Ohren raunt (Akt 5, Scene 16) — glaubt man nicht die Strafworte eines ächten Bürgers der französischen Republik gegen den ehrsüchtigen Konsul Buonaparte zu hören? Man könnte es sich schwerlich erklären, wie der Jüngling seine uns wohlbekannte Ueberzeugung zu diesen Ansichten ausspinnen konnte, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Einflüsse des nordamerikanischen Freiheitskampfes sich auch auf ihn erstreckten. Freilich repräsentirt jede vorangeschrittene Zeit mehr oder weniger die ganze Menschheit, so daß beinahe in jedem Zeitalter alle menschlichen Ansichten und Richtungen sich hervorthun und Eine Geschichtsperiode den Inhalt der ganzen Geschichte in sich faßt; und eine geniale Natur verkündigt aus innerm göttlichen Drange, was in Kurzem an die Tagesordnung kommen soll, und hat es dann schon hinter sich. Warum sollte der Gottbegabte, der auf den Gipfeln der Menschheit wandelt, nicht jede am Horizont aufsteigende Erscheinung zuerst erblicken?

Hat Schiller in den Genueser Fiesko nur einzelne große Züge aus seinem Innern verweben können, so hat er den fingirten Charakter des Ferdinand in Kabale und Liebe ganz aus seiner Seele konstruirt, nur daß es der Plan des Stückes nothwendig machte, ihn zuletzt unter sich herabsinken zu lassen. Stolz, Ehrgefühl, Freiheit des Geistes von allen Konvenienzen, Seelenadel sind die Grundideen, in denen Ferdinand athmet. „Meine Ehre, Vater — wenn Sie mir diese

nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmenstück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater, wie den Kuppler verfluchen." — Seine Ehre wurzelt in seiner Menschenwürde, nicht in seinem Stande, und die adelige Geburt verachtet er als ein lächerliches Vorurtheil. Schiller's Glücksideal ist auch das Ferdinand's. „Neid, Furcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers belächelt. Thränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Mahlzeit, woran diese Gepriesenen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen, und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln. Mein Ideal von Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück. In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben" (Akt 1, Scene 7). Auch ein solcher Weltstürmer, wie der Räuber Moor, welcher Alles durch seinen Willen durchsetzen zu können meint, ist Ferdinand, nur in einer engern Sphäre. „Aber ich will seine Kabalen durchbohren," spricht er, aufspringend, voll Entschlossenheit von seinem Vater (Akt 2, Scene 5), „durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils — frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln."

In allem diesem ist überall der leibhaftige Schiller, so daß wir dessen Charakter aus dem des Ferdinand sogar vervollständigen könnten. Wie der hochgeborne Ferdinand seine Luise, mit so stolzem Sinne liebte der arme Schiller Lottchen Wolzogen in Bauerbach. Warum sollte der Edelste nicht nach dem Besten langen dürfen? In unserer Würdigkeit liegt unsere Berechtigung. — In der Mitte des Schauspiels aber bis zu Ende verirrt sich Ferdinand von unserm Schiller und — von sich selbst. Um die Katastrophe des Stückes herbeizuführen, erlaubte es sich der Dichter den Charakter seines Helden gewaltsam zu behandeln, und ihn schlechter werden zu lassen, als er eigentlich sein kann. Um den Major von seiner Geliebten zu trennen, wird ihm ein seiner Luise erzwungener Liebesbrief an den einfältigen Hofmarschall in die Hände gespielt, welcher den Wüthenden, sich betrogen Wähnenden bis zur Ermordung der Unschuldigen und zum Selbstmorde hinreißt. Man muß es dem Dichter zugeben, daß er alles

Mögliche gethan hat, um uns diese Auflösung annehmbar zu machen. Aber alle aufgebotene Kunst und Rhetorik vermag die in diesem Plan liegende Ueberhüpfung der Wahrheit und Natur nicht zu verhüllen, und es wird dem Leser nicht wohl, weil er es fühlt, daß auf diesem Wege, den ihn der Dichter führt, Ferdinand — unvermerkt ganz zurückgeblieben ist, und sich unter dessen Namen eine ganz andere Person eingestellt hat. Wie kann jener wahrhafte Ferdinand einem solchen plumpen Betrug zur Beute anheimfallen? Er, der ideal Gesinnte, mußte seinem Herzen mehr trauen, als selbst seinen Augen. Der Dichter hat Ferdinand's Bethörung, daß Luise in einem geheimen Verständniß mit dem lächerlichsten der Menschen stehe, durch eine frühere Scene im dritten Aufzug zu motiviren gesucht, wo er ihr den Vorschlag zur Flucht macht, und Verdacht gegen ihre Treue schöpft, als sie in diesen Vorschlag nicht eingeht. Aber es ist eine peinigende Scene! Luise sagt: „Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden," worauf er antwortet: „Schlange, du lügst. Dich fesselt was anderes hier." Wie konnte er sich so vergessen? — Gesetzt aber auch, diese Leichtgläubigkeit und Eifersucht gewann in seiner Seele Raum, mußte dann nicht sein ganzer Stolz in ihm erwachen? Mußte er nicht die Elende sich selbst und ihrer eigenen Strafe überlassen? „Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!" So ist er gegen Lady Milford gesinnt, und wegen der vermeintlichen schändlichsten Betrügerin, welche sich an einen Kalb weggeworfen hatte, ermordet er sich selbst? Das läßt sich durch keine Uebereilung, keine Leidenschaft, keine Wuth entschuldigen oder erklären. So handelt nur der allergewöhnlichste Mensch. Gewiß, Argwohn hätte Ferdinand's Seele nicht beflecken sollen; war er aber einmal von Luisen's Betrug überzeugt, so konnte sich sein Schmerz nur durch Verachtung äußern. Der Ausgang eines Stückes muß sich nach dem Charakter der Personen desselben bestimmen; Ferdinand's Charakter aber ändert sich, leider! nach dem Plan der Tragödie um.

Eben so inkonsequent scheint mir der Charakter des Sekretärs Wurm gehalten zu sein, bloß um dem Schauspiel durch

seine und des Präsidenten Walter Bestrafung einen moralischen Ausgang zu geben. Wie konnte der kalte, berechnende, schleichende, versteckte Bösewicht auf das bloße Wort des Präsidenten: „Du, du gabst den Schlangenrath — über dich die Verantwortung — ich wasche die Hände" — wie konnte er so plötzlich gegen seinen Herrn herausplatzen, und durch die wahnsinnigste Veröffentlichung ihrer gemeinschaftlichen Verbrechen sich selbst mit ihm ins Verderben stürzen? Wir sehen nicht, wie das habe geschehen können. Dagegen ist der Charakter des Musikanten Miller besonders gut durchgeführt, und der feine Zug im letzten Auftritt, wo er dem Major den von ihm erhaltenen Beutel vor die Füße wirft: — „Giftmischer! behalt dein verfluchtes Gold! Wolltest du mir mein Kind damit abkaufen?" — macht auch dem Herzen des Dichters Ehre.

Nach allen Seiten hin scheint mir die Katastrophe des Stückes erzwungen zu sein. Denn ich sehe auch nicht, wie der Präsident und sein Gehülfe den sichern Plan machen konnten, durch die Gefangennehmung des alten Miller dessen Tochter so einzuschüchtern, daß sie sich, um ihn zu befreien, den gewünschten Liebesbrief diktiren ließ (Akt 3, Scene 1). Diese Befreiung konnte ja der Major durch dasselbe Mittel bewirken, wodurch er die Gefangennehmung Luisens verhütet hatte. Er hatte seinen Vater durch das Mitwissen seines Verbrechens ganz in seiner Gewalt; warum sollte er sich dieses Vortheils nicht bedienen, um ihn von neuen Freveln abzuhalten und die Unschuld zu schützen? — Wenn eine poetische Darstellung auf so vielem Unwahrscheinlichen und Widersprechenden ruht, so schwankt gleichsam ihr Boden, und ist weit davon entfernt, einen vollbefriedigenden Eindruck zu hinterlassen. Die vollkommene poetische Darstellung läßt gar keine Einwendungen, Vergleichungen und Zweifel aufkommen, so konsequent in sich selbst ist sie durchgeführt. Sogar die Wunderwelt muß in sich einen so festen Bestand haben, daß man in ihr die wirkliche ganz vergißt. Der geringste Einspruch des Verstandes ist ein Erwachen aus dem poetischen Traum an das deutliche prosaische Tageslicht.

Von den Frauengestalten ist die Lady bei weitem besser gelungen, als die schwache Heldin, nach welcher die Tragödie

zuerst benannt werden sollte. Luise hätte als Repräsentantin des Bürgerstandes und im Kontrast mit der vornehmen Welt durchaus naiv dargestellt werden müssen. Aber für eine naive Darstellung der weiblichen Natur fehlte es Schillern ganz an der gehörigen Gleichgültigkeit. Sein überwiegendes sittliches Interesse verwebte immer seine Zuneigung oder seinen Widerwillen gegen den Charakter der Personen auch in die Darstellung derselben; seine Charaktere sprechen seine sittlichen Affekte aus. Und auch durch seine immer mitdichtende Reflexion zog er leicht das Objekt in sich selbst hinein und verwickelte es in seinen Bildungszustand. Bei diesem Unvermögen, die Dinge rein (d. h. ohne sittliches Interesse und eine Zuthat des Denkens) darzustellen, müssen dann solche Personen am meisten einbüßen, welche ihrem Wesen nach ihren Bestand außer der Seelenwelt des Dichters haben, wie z. B. diese Musikantentochter. Man darf nur an Goethe's Klärchen in Egmont denken, um es mit einem Schlag zu fühlen, wie gänzlich die Luise verfehlt ist. Der Lady gegenüber läßt sie sich in dialektische, scharfsinnige Unterscheidungen menschlicher Denkweisen und Gesinnungen ein (welche übrigens an und für sich zum Theil trefflich sind), und dennoch steckt sie in grobem Aberglauben. Sie hält sich durch einen abgelisteten Eid für gebunden, und um die Sünde des Selbstmordes von sich abzuwenden, will sie in den Fluß springen und im Hinuntersinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten (Akt 5, Scene 1)! Schiller hätte sie als ein reines Naturkind darstellen, und sie nicht dem Ferdinand in die Schule geben, oder vielmehr sie nicht selbst in die Schule nehmen sollen — in die Schule, wo dem Menschen nur das verstümmelt wiedergegeben wird, was er schon ganz und voll mitbringt. Was hat sie denn noch außer ihrer schwachen, weinerlichen Liebe? und was thut sie? Ihr Ferdinand will sie entführen, aber sie bleibt und gibt lieber alles auf. Ihr eigener Vater hätte es ihr besser sagen können: „Das Mädel muß lieber Vater und Mutter zum Teufel wünschen, als ihren Geliebten fahren lassen."

Man verdenkt es dem wackern Ferdinand ordentlich und zürnt ihm, daß er seine Tugendsame nicht verabschiedet, und

nicht dem hochherzigen, ihm geistesverwandten, unglücklichen Weibe, der Lady Milford, seine Hand reicht. Dieß ist ein höchst bedeutsamer Charakter, welcher deßwegen so gut gelang, weil er auf Ideen ruht, welche damals schon in unserm Dichter ihre volle Ausbildung erlangt hatten. Wenn Luise das Geschöpf seines Herzens, so ist die Engländerin die Verwandte seines Geistes und seines Schicksals. Im Kampfe mit dem Unglück hat sich in der Heimathlosen eine stolze Gesinnung ausgebildet; sie hat Sinn für's Allgemeine, für's Politische, und die glühende Liebe des schönen, geistreichen Weibes ist charakteristisch ausgeführt. Es ist trefflich, daß man ihrer Leidenschaft für Walter immer den Stand einer Maitresse ansieht. In dieser Parthie des Trauerspiels ist alles interessant. Es war eine kühne Idee, den Werth eines Weibes von seiner äußern Ehre zu trennen, und die Beischläferin eines Fürsten noch achtungswerth darzustellen. Wie in der ganzen Tragödie die Natur mit dem Konventionellen in Streit ist, so ist dieser Gegensatz hierdurch auf eine sehr bedeutungsvolle Weise auch in das Schicksal der Lady eingeführt. Nur ihr plötzlicher Aufbruch von Hof und Land ist phantastisch und zu wenig motivirt. Wie Schiller häufig das Ende seiner Schauspiele nicht recht finden kann, so gelingt es ihm auch nicht immer, seine Personen mit gutem Geschick von der Bühne zu bringen.

In diesen beiden Jugendschöpfungen Schiller's ist die Katastrophe, wie in den Räubern, moralisch; denn in der Verschwörung Fiesko's unterliegt die plumpe Tyrannei des Gianettino zugleich mit der berechneten Herrschsucht des Fiesko, und in Kabale und Liebe wird der Bösewicht mit seinem Gehülfen als Sühnopfer der Ermordeten zum Blutgerüste abgeführt. Dessen ungeachtet ist der sittliche Eindruck, den sie zurücklassen, eben so wenig beruhigend, als der ästhetische ganz befriedigend ist. Der sie durchdringende und erfüllende Schmerz des Dichters zerreißt auch die Seele des Lesers. Es wird uns nicht wohl in Gesellschaft der Menschen, unter welche wir geführt werden, und häufig graut uns vor ihnen. Besonders wird unsere Empfindung durch die ganze zweite Hälfte von Kabale und Liebe hindurch wahrhaft gequält.

Weil diese Tragödien so ganz subiektiv sind, so ist es nothwendig, daß wir alle Zerrissenheit des Herzens, mit der sie gedichtet wurden, an uns selbst mit erfahren. Der Dichter macht uns zu Theilnehmern seiner innern Leiden, seines Haders mit der ganzen Welt: versöhnt, besänftigt, erhoben können wir nicht werden. Einzelne treffliche Stellen und Scenen, eine höchst überdachte Anlage des Ganzen, überraschend wahre Ideen, tiefe Griffe in die menschliche Natur, eine gewaltige Kraft, eine großartige Lebensansicht und andere Tugenden können jene allgemeine Unvollkommenheit nicht ersetzen, welche der Ausfluß einer innern Unvollkommenheit ihres Schöpfers ist. „Kein noch so großes Talent," sagt er später selbst [1], „kann dem Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht."

Aber wenn sich das mehr geläuterte Gefühl und Urtheil mit diesen ersten Versuchen eines übersprudelnden, schmerzerfüllten Genius nicht ganz befreunden kann, so regen sie auf einer niedrigern Entwickelungsstufe alle Kräfte der Natur auf, und ziehen besonders unverdorbene jugendliche Herzen allgewaltig an. Auch das vorgerückte Alter hören wir nicht selten über diese Dramen günstig urtheilen, weil das Alter sehr häufig die frühesten Eindrücke seiner Jugend nachspricht, und weil Alt werden und Fortschreiten eben keine Wechselbegriffe sind. Und so könnte beinahe gesagt werden, daß wir bei Kunstwerken eben so wenig, als bei Naturprodukten bestimmt angeben können, was sie *an sich*, sondern nur, was sie *für uns* sind. Wenigstens thut die Kritik wohl, außer dem Gegenstande der Betrachtung und des Genusses auch die Betrachtenden und Genießenden im Auge zu behalten.

Wie sehr aber Schiller damals in den polemischen Grundideen seiner Trauerspiele lebte, sieht man auch daraus, daß er sie sogar in einem — *Hochzeitgedichte* anbrachte, dem einzigen kleinern Gedichte, welches er in dieser ganzen Zeit verfertigte. Es ist an ein in dem Wolzog'schen Hause, in welches wir ihn im nächsten Kapitel einführen werden,

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1274. 2. u.

erzogenes Mädchen gerichtet[1]. In diesem Hochzeitgedichte heißt es z. B.:

„Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend auf. —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Hast du auch schon an sie[2] gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den hass' ich, den sie mitgebracht)."

Mit solchem entschiedenen Selbstgefühl stellt sich hier der Bürgerliche seiner adeligen Wohlthäterin gegenüber, welcher er übrigens die wärmste Verehrung zollt. Wie der Verschwörung Fiesko's, so fühlt man auch dem Drama Kabale und Liebe an, wo es entstanden ist. In der ersten, in Stuttgart geschriebenen Tragödie, sind die Angriffe gegen die Fürstengewalt gerichtet, in Kabale und Liebe sucht er sich besonders des Adels zu erwehren, mit dem er es in seinen neuen Verhältnissen vorzüglich zu thun hatte.

Später nach seiner Rückkehr nach Mannheim legte er seine Gesinnung noch bei einer andern Gelegenheit an den Tag. In Stuttgart hatten ihm gewisse Festivitäten, die er hatte mitfeiern müssen, für immer den Geschmack an dergleichen Festlichkeiten verdorben[3]. Nun bat man ihn, zur Feier des Namenstages der Kurfürstin eine öffentliche poetische Rede

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 133 u. fg.
[2] An Frau von Wolzogen nämlich.
[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 121.

zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater sollte vorgetragen werden. „Ich mache sie," fährt er zu erzählen fort[1], „und nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schicke ich sie Dalberg — er ist ganz davon entzückt und bezaubert, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird das ganze Lumpenfest eingestellt."

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, S. 181.

Vierzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Bauerbach. Frau von Wolzogen und ihre Tochter. Reinwald in Meiningen. Rückreise nach Mannheim.

Bauerbach, das Gut der Frau von Wolzogen, lag bei dem Dorfe gleiches Namens, in der Nähe von Meiningen, und gehörte zum fränkischen Ritterkanton Röhn und Werra. Die Häuser des kleinen Ortes waren am Fuße der Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen. Hier kam unser Reisender, nachdem er einen Weg von sechsundfünfzig Stunden zurückgelegt hatte, im November des Jahres 1782 an. Tiefer Schnee bedeckte die ganze Gegend, es war spät am Abend, die Nacht sank schon auf das abgelegene, einsame Waldthal; aus den einzelnen Häusern des Dorfes, hingestreut in einem Thale, welches von düstern Fichtenwäldern eingeschlossen und in weiterer Ferne von öden Bergen umgeben war, begrüßte den müden Wanderer das Flimmern der Lichter, ihm freundlich das Ziel seiner Abenteuer und die ersehnte Ruhe versprechend. Er gab seine Briefe ab und wurde sogleich in die herrschaftliche Wohnung eingeführt, wo er schon alles zu seinem Empfange vorbereitet fand. „Endlich bin ich hier," schreibt er den 8. Dezember an Streicher, „und bin glücklich und vergnügt,

daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Hoffnungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeiten, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfs auf das vollkommenste und willigste besorgt." In derselben Weise äußert er sich an demselben Tag auch gegen Schwan: „Jetzt erst kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüthe schreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie sehr benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich für eine Zeit für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden. Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, nur Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken. Bei meiner neulichen, schnellen und heimlichen Abreise war es mir unmöglich, von Ihnen, mein bester Freund, Abschied nehmen zu können. Ich thue es jetzt, und sage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme meinen aufrichtigsten Dank. Meine damalige Verfassung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu stellen, und so unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufstießen, so bin ich doch durch die Bewährung einiger Weniger genug schadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich für keinen Alltagsmenschen interessirten."

Von den frühesten Jahren an waren ihm Einsamkeit, das Landleben und die freie Natur über alles werth. Jetzt aber machten ihm das getäuschte Vertrauen, die vereitelten Hoffnungen und das beleidigte Selbstgefühl eine stille Zurückgezogenheit doppelt erwünscht. Alle seine Briefe aus dieser Zeit sprechen die Bitterkeit aus, welche sich seinem innigen, liebenden Gefühle beigemischt hatte. „Was Sie thun, lieber Freund," schreibt er in dem oben angeführten Briefe an Streicher,

„behalten Sie diese Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, muß man ein H.....t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man kann sich nicht unter ihnen halten.“ Und in einem spätern Briefe vom 4. Januar 1783 an seine Pflegemutter sagt er: „Auf die Bekanntschaft ihres Freundes freue ich mich, wie auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich wieder mit dem ganzen Geschlechte versöhnen, mit dem ich mich beinahe überworfen hatte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, in den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte.“ Wer fand sich aber auch so bitter getäuscht, als Schiller! Er hatte Dalberg durch das Vollgewicht seines Vertrauens und durch die Noth, in welche er sich begeben hatte, moralisch zwingen wollen, ihm beizustehen, und Dalberg hatte ihn in dieser Hülflosigkeit, soviel an ihm stand, theilnahmlos umkommen lassen. Das Unbegreifliche dieser Begegnung beunruhigte ihn noch mehr. Denn darauf konnte der weltunkundige Jüngling kaum verfallen, daß er von dem Hofmann deßwegen wie ein Verpesteter fern gehalten wurde, weil noch der Verdacht der Ungnade seines Fürsten auf ihm ruhte.

In dieser menschenfeindlichen Stimmung mußte es ihm in der ersten Zeit in dem einsamen Bauerbach, unter einfachen Landleuten wohl gefallen. Unsere sittlichen Leiden vernarben allmählig, wenn es uns physisch wohlgeht. Zwar machte die wilde Natur dieser Gegend, welche ihren Bewohnern nur einen kümmerlichen Unterhalt gewährte, mit dem gesegneten, milden Schwaben einen großen Kontrast. „Diese Gegend,“ schreibt sein späterer Freund und Schwager Reinwald[1], „welche nur im Sommer ein wenig von Einer

[1] Schiller's Flucht von Streicher, S. 152.

Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Irion's Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichterinsel." Doch was er hier fand, ließ den Unglücklichen anfangs nichts vermissen. Selbst die Einöde über den schroffen Felsenabhängen stimmte zu den dunkeln Bildern seiner Phantasie.

Doch sollte sich auch hier seine Stimmung bald trüben, und die Zeit war noch sehr fern, wo er zur äußern und innern Ruhe gelangte.

Im Januar 1783 kam Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart auf kurze Zeit nach Sachsen. Sie scheint aber nur etliche Tage in ihrem kleinen Haus in Bauerbach gewesen zu sein, die übrige Zeit verweilte sie bei ihrem Bruder auf dem Stammgut der Familie, Walldorf, welches drei Stunden von Bauerbach entfernt und nahe bei Meiningen lag. Mit der größten Ungeduld erwartete er seine Wohlthäterin, flog er ihr entgegen! Und als sie wieder nach Walldorf abreis't, begleitet er sie dahin und trennt sich von ihr nur, um eiligst zu ihr zurückzukehren. „Ich bin ungewiß," schreibt er ihr sogleich nach seiner Rückkehr nach Bauerbach, „ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto häufiger an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe. Ich kam wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen: sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon abgewandt." Und nun spricht er von seinem Besuche in Walldorf: „Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben." Mit warmer kindlicher Liebe ist er ihr ergeben; er sucht die kurze Zeit ihrer Anwesenheit wöglichst zu genießen, und beklagt zum voraus ihre Entfernung. „Es ist schrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man,

weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß.

Dessen ungeachtet drohte ein Mißverständniß und Schiller's menschenscheue Empfindlichkeit dieses Verhältniß zu zerreißen. Seine Wohlthäterin war eine zärtliche Mutter, deren Lebensaufgabe eigentlich das Wohl ihrer Kinder war. Erfuhr der Herzog von Würtemberg, daß sie seinen flüchtigen Diener aufgenommen hatte und ihn verborgen hielt, so konnte er diese Großmuth ihre vier Söhne, welche in der Akademie erzogen wurden, auf eine Weise entgelten lassen, wodurch deren ganze Erziehung gestört und vielleicht ihr Lebensglück vernichtet wurde. Sie war es also ihren Kindern schuldig, ihren Schützling zu ermahnen und zu bitten, seinen Aufenthalt möglichst geheim zu halten. Schiller scheint sie ganz mißverstanden, oder nicht einmal ausgehört zu haben. „Die gnädige Frau," schreibt er sehr gereizt an Streicher am 14. Januar 1783, „versicherte mir zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog Wind bekäme; das war mir genug." — Hätte sie wirklich auf seine Entfernung gedrungen, so würde der edle Stolz des Dichters es keinen Augenblick länger ertragen haben, seiner Beschützerin einer so gegründeten Besorgniß auszusetzen. Er blieb aber noch ein halbes Jahr in seinem stillen Zufluchtsort.

Im ersten Augenblick aber machte jene so natürliche Mittheilung einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie sogleich in den oben angeführten Worten Streichern meldete, indem er beifügte, die Freundschaft der Menschen sei das Ding, das sich des Suchens nicht lohne; es sei ihm schrecklich, sich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ihm dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens sein müsse. Er habe in Meiningen einen jungen Herrn von Wurmb kennen lernen, der seine Räuber auswendig wisse, und vielleicht eine Fortsetzung liefern werde. „Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn

ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr, oder vielmehr ist das für mich eins. Ich soll mit diesem Wurmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben, und was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß es eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll. Schreiben Sie mir nicht, bis Sie meine neue Adresse haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sei nicht mehr in Bauerbach, das ist alles, was Sie sagen können."

Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, und die rapide Freundschaft mit dem Edelmann war und blieb eine Phantasie. Mit seiner Pflegemutter erfolgte eine Verständigung, welche nur dazu geführt zu haben scheint, ihn noch inniger mit ihr zu befreunden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Held unserer Geschichte in dem Jahre, wo er mit Streicher zusammen war, eine festere, ruhigere Haltung zeigte, als hier in Bauerbach. Streicher scheint auf seinen leidenschaftlichen Ungestüm und seine excentrischen Ansichten einen mäßigenden Einfluß ausgeübt und zwischen ihm und dem socialen Leben eine Mittelsperson gewesen zu sein. Heroische Gemüther sind eigentlich für das Unglück gemacht, und verlieren in glücklichen Verhältnissen. Im Gebrauche der Freiheit noch ungeübt, mußte er manche Mißgriffe machen. Der Uebertritt zur Selbstständigkeit ist bei Einzelnen, wie bei Völkern, von manchen unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten begleitet; aber im Genuß und in der Ausübung der Freiheit, die er sich eigenmächtig genommen hatte, sollte er allmählig auch reif für sie werden. Auch das verschob ihm die wahre Lage der Dinge, daß er diese zu rigoristisch nach seinen sittlichen Ideen beurtheilte; die Rücksichten der Klugheit, welche auch die sittliche Güte zu nehmen hat, kamen bei Beurtheilung Anderer nicht in Betracht.

Um etwaige Nachforschungen des Herzogs nach Schiller's Aufenthalt irre zu leiten und um verbreiteten Gerüchten zu begegnen, schrieb er, nach getroffener Verabredung, zwei

ostensible Briefe, von welchen die Frau nach ihrer Zurückkuuft in Stuttgart Gebrauch zu machen gedachte. Der eine ist von Frankfurt am Main datirt und an Wilhelm von Wolzogen geschrieben, und sagt aus, daß Schiller auf dem Wege nach Amerika sei; in dem zweiten Briefe an Frau von Wolzogen, von Hannover aus datirt, spricht er davon, wie er seinen Reiseplan geändert habe und vorläufig nach England reisen wolle. „Wenn aber Amerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll."

Doch waren hierdurch seine Befürchtungen noch keineswegs gehoben. Wenn der Herzog von seinem Aufenthalt nur das geringste erfuhr, konnte er nicht bleiben. Seine Lage war ungewiß und beängstigend. Er schrieb an seine älteste Schwester, und setzte sie sowohl, als die ganze Familie, welche sich freuten, ihn geborgen zu wissen, in die größte Verlegenheit und Unruhe. Die Antwort seiner Schwester ließ Schiller den Bibliothekar und Rath Reinwald in Meiningen lesen, welcher sich veranlaßt fühlte, selbst an sie zu schreiben und sie wegen ihres Bruders zu beruhigen. Dieser Briefwechsel ward fortgesetzt und führte einige Jahre später eine eheliche Verbindung herbei.

Reinwald, mit welchem ihn die Frau von Wolzogen bekannt gemacht hatte, war der einzige, welcher um die Verhältnisse des unerkannten Fremdlings wußte. Er soll ein von Herzen vortrefflicher und sehr kenntnißreicher, aber immerwährend kränklicher, höchst bedächtlicher Mann gewesen sein, der sich schon als Schriftsteller bekannt gemacht hatte, und der unserm Schiller bald die vollste Achtung und Liebe abgewann. Er versorgte ihn mit Büchern, und sie sahen sich zuweilen in ihren Wohnsitzen oder auch an einem dritten Orte. Häufige Briefe mit ihm und seiner mütterlichen Freundin wurden gewechselt, und mußten ihm den Mangel menschlicher Gesellschaft ersetzen. In Bauerbach hatte er Niemand, mit dem er umgehen konnte, außer den Verwalter des Gutes, mit welchem Mann er bisweilen Schach spielte, auf die Jagd ging oder einen Spaziergang machte. Er lechzte ordentlich in seiner

Einsamkeit nach einem Freundesherzen. „Liebster Freund," schreibt er, „ich wünsche Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahin geben." Der strenge Winter erschwerte die Kommunikation; und sogar die Briefe, welche Schiller an seinen neuen Freund schrieb, wurden ihm bisweilen von den Boten zurückgebracht, welche auf dem unwegsamen Pfade nach Meiningen nicht immer fortkommen konnten. Wie sehnte er sich dem Frühling entgegen! — „Jetzt, bester Freund," ruft er aus, „fangen die herrlichen Zeiten an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! — Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüthes, wenn ich so reden darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff' ich, auf's neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir in einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse, halb Wegs nach dem Kocytus, wieder einholen."

Auch an seine Beschützerin, welche schon Ende Januars wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war, schrieb er in diesem traurigen Winter häufige Briefe voll innigen, kindlichen Gefühls [1]. Kaum kann er ihre Ankunft in Stuttgart vermuthen, so schickt er ihr einen Brief zu, und dankt Gott, daß von den vierzehn Wochen ihrer Abwesenheit Eine überstanden sei. Im Verlaufe hofft er von jedem Briefe, daß derselbe der letzte sein werde für lange Zeit, denn „im neuen Testament hören die Opfer auf." In seinem Vaterlande beruhigt unterdessen Frau von Wolzogen Schiller's Eltern, deren Bekanntschaft sie schon früher gemacht hatte, über ihren Sohn durch Erzählungen und Nachrichten gewiß mehr, als er selbst es durch seine immer überspannten Briefe vermochte. Sie

[1] Diese Schiller'schen Briefe sowohl als die an Reinwald stehen in: Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 71 fgg.

erfreut ihn durch gute Nachrichten von den Seinigen und besonders von der Wiedergenesung seiner Mutter. Auf ihre langersehnte Zurückkunft im Mai 1783 läßt er dann ihr Haus auf das beste in Stand setzen, eine neue Anlage im Garten machen, vom äußersten Ende des Dorfes bis zu ihrem Gute eine Allee von Maien anlegen, und veranstaltet es, daß von den Einwohnern des Dorfs ihr Einzug feierlich begangen wird — Festlichkeiten, „dergleichen in dem barbarischen Bauerbach noch nie stattgefunden hatten."

Aber bemerkt muß werden, daß diese zärtliche Liebe zu der wohlgesinnten Frau genährt wurde durch eine keimende Neigung zu ihrer aufblühenden Tochter Charlotte. Sie spricht sich in den Briefen an die Mutter häufig und deutlich genug aus. Er erhielt die Nachricht, daß ein gewisser Herr von Stuttgart Absichten auf Lotte habe, und deßwegen nach Meiningen kommen wolle. Er fühlte sich hierdurch höchst unangenehm betroffen, zumal da er diesen Bewerber selbst von nicht ganz vortheilhaften Seiten kennen gelernt hatte. Einen glücklichen Nebenbuhler, auf den er nicht viel hielt, neben sich, dem dürftigen Flüchtling, ertragen, das litt seine Ehre nicht! Und dazu kam noch die Gewißheit, entdeckt zu werden, selbst wenn jener Herr in Meiningen blieb und gar nicht nach Bauerbach kam, denn man wußte dort, daß sich in Bauerbach ein Würtemberger aufhielt und suchte diesem verkappten Ritter schon längst auf die Spur zu kommen. Seine Wohlthäterin einer solchen Gefahr auszusetzen, verboten ihm sein Gewissen und seine heiligsten Verpflichtungen. Auch machte er sich lächerlich, wenn man muthmaßte, wer der war, welcher unter einem fremden Namen sich zu verbergen suchte. „Es liegt mir an dem Respekt, der meinem Namen gebührt; diesen muß ich nothwendig behaupten." Er erklärte sich auf das bestimmteste, nach Berlin gehen zu wollen, wenn sich jener Herr nicht davon abbringen ließe, nach Meiningen zu kommen. „Das wird zwar einen Riß in meinem ganzen Schicksal zurücklassen," sagt er, „aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Mit seinen eigenen Wünschen tritt er aber nun schnell

zurück, ja er ertheilt dem Manne, gegen den jetzt in seinem Urtheile unbillig zu sein so natürlich und verzeihlich gewesen wäre, mehr Lob, als er vielleicht verdiente. „Ich kenne den Herrn von ***," schreibt er an Lottens Bruder. „Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt, dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann."

Der Bewerber kommt nicht nach Meiningen, und Schiller bleibt in seiner Freistätte. Als sich der Heirathsplan jenes zu zerschlagen scheint, da tritt Schiller's Neigung stärker, ja leidenschaftlich hervor. Wie er des Mädchens Bild aufgefaßt hatte, sieht man aus einem Briefe an ihren Bruder. „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüthes — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, welcher eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht." Das Fräulein wurde von ihrer Mutter, welche in ziemlich beschränkten Glücksumständen lebte, in ein Institut in Meiningen gebracht, wo sie die Herzogin von Gotha auf ihre Kosten erziehen ließ. Es gefiel ihr aber in dieser Anstalt nicht. Wie drängte es da ihren liebenden Freund, sie heraus zu bringen! Die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsen und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies wünscht er ihrer Mutter, um bei einer Zusammenkunft mit der Herzogin ihre Entlassung zu bewirken. Er wolle dann, sagt er halb im Scherz, jährlich ein Trauerspiel mehr schreiben, und auf dessen Titel solle stehen: Trauerspiel für Lotte. Diese solle die Pränumeration davon erhalten! Er war in dem leidenschaftlichsten Zustand. „Ach, meine Beste," schreibt er an Frau von Wolzogen, „in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war

ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder rede ich darin zu wenig, oder mehr, als Sie hören sollten und ich verantworten kann. — Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu sein. Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: „Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieses prahlende Nichts" u. s. w. — Mit meinen vormaligen Planen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen Planen gelten sollte. Daß ich bei Ihnen bleibe und, wo möglich, begraben werde, versteht sich. Ich werde es wohl auch bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß, ich überwinde sie." Am Ende des Briefes sagt er, ein Junge sei da gewesen und habe ihm gemeldet, daß in Meiningen ein Stuttgarter Herr angelangt sei, und sich nach ihm erkundigt habe. „Sollte das der Herr von *** sein, so schicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar!"

Bei einer solchen wilden, tollen Leidenschaft, so vorübergehend sie auch sein mochte, mußte es seiner Wirthin angst und bang werden. Sein Gemüth konnte sich in seiner jetzigen Lage überhaupt nicht beruhigen: die Unbestimmtheit seiner Aussichten verfolgte ihn unaufhörlich. Reinwald meinte[1], wenn er noch einen Winter in Bauerbach zubringe, werde er völlig hypochondrisch werden, er scheue beinahe die Menschen und stelle sich allerhand Unangenehmes von ihnen vor. Zu dem allem kam nun noch diese Leidenschaft, welche ihn von seiner ruhmvollen Thätigkeit ganz abzuziehen drohte! Und welche Hoffnungen konnte er seiner Liebe machen? Er durfte sie nicht

[1] Streicher a. a. O., S. 152.

einmal aussprechen, um das Glück des liebenswürdigen Kindes nicht in Gefahr zu bringen. Nur eine baldige Entfernung konnte ihn dieser Unruhe entreißen.

Ganz unvermuthet knüpfte Dalberg wieder an. Der Herzog von Würtemberg traf nämlich nicht die geringste Anstalt zur Verhaftung seines Zöglings; er ignorirte Schiller's Flucht. Vielleicht erinnerte sich der Herzog Karl seiner frühern Liebe zu seinem talentvollen und wohlgesitteten Zögling, und sah nun ein, daß es Kräfte im Menschen gibt, welche durch keinen militärischen Zwang gebrochen werden können; vielleicht scheute er die öffentliche Meinung, welche damals zuerst einen Einfluß auf die Handlungsweise der Regierenden zu gewinnen begann und die sich in ganz Deutschland laut und nachdrücklich gegen die Mißhandlung Schubart's aussprach; oder er war aus Rücksicht auf den verdienstvollen Vater und aus Antheil an dem Kummer der achtungswerthen Familie milde. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß die Gräfin von Hohenheim, auf die Fürsprache der Frau von Wolzogen, den Herzog zu besänftigen wußte. Kurz, er gab der ganzen Sache nicht die geringste Folge.

Jetzt, nachdem Schiller die politische Quarantaine überstanden hatte, konnte Baron von Dalberg mit der vollkommensten Sicherheit und ohne sich der geringsten Gefahr oder dem leisesten Verdacht auszusetzen, wieder mit ihm anknüpfen. Die Mitglieder des Theater-Ausschusses sprachen wiederholt den Wunsch aus, daß Fiesko auf die Bühne gebracht werden möchte, und redeten auch von der Luise Millerin, deren Anlage und Vortrefflichkeit ihnen der in Mannheim zurückgebliebene Streicher oft genug umständlich und lebhaft auseinandergesetzt hatte.

Dieses Schauspiel war gegen Ende Februars 1783 in Bauerbach fertig geworden, und er hatte sich mit Weigand in Unterhandlungen wegen des Verlages eingelassen. Gerade zu dieser Zeit, im März, erhielt Schiller ein Schreiben von Dalberg, in welchem dieser sich erkundigte, ob sein neues Stück sich nicht vielleicht zur Aufführung auf der Mannheimer Nationalbühne eigne. Er erwiederte ihm, nachdem er ihn eine Weile auf eine Antwort hatte warten lassen, unter Anderm:

„Daß Ew. Excellenz mich auch noch in der Entfernung in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders, als schmeichelhaft sein. Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? — Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. — E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuches, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünsche nichts mehr, als solches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen."

Im Folgenden spricht er von „einigen Fehlern des Schauspiels", die dasselbe für das Theater unbrauchbar machen könnten, in welchem Falle er es lieber zurückbehalten wolle. Zu Gunsten seines Werkes sagt er nicht ein einziges Wort. In der That, ohne gerade unhöflich und zurückweisend zu sein, konnte sich der schwer Gekränkte nicht stolzer und vornehmer benehmen. Wie er sich früher beworben hatte, wollte er jetzt um sich werben lassen! Dessen ungeachtet wurde von Dalberg der Briefwechsel fortgesetzt. Schiller konnte an Frau von Wolzogen schreiben: „Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Weise über seine Untreue Entschuldigungen gemacht."

Nichts mußte unsern Schiller so sehr beängstigen, als daß seine Einsamkeit seiner poetischen und besonders seiner dramatischen Produktion so ungünstig, als möglich war. Er schreibt darüber an Reinwald: „Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es helfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweis't meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die

mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt."

Er mußte fort! Eine anregende Umgebung, die Nähe eines guten Theaters war ihm Bedürfniß, sonst war es um den dramatischen Dichter geschehen. Durch seine Anwesenheit in Mannheim konnte er bei Dalberg's zurückgekehrter Neigung hoffen, Kabale und Liebe und vielleicht auch seinen Fiesko auf die Bühne zu bringen und dadurch seine ökonomischen Verhältnisse wesentlich zu verbessern. Ueberhaupt mußte eine selbstständige Existenz den größten Reiz für einen jungen Mann haben, in dem ein so reges Ehrgefühl lebte. Ein wie unheimliches, drückendes Gefühl, von der Güte Anderer abzuhangen! und mußte er nicht befürchten, seiner nicht sehr bemittelten Wirthin auf die Dauer zur Last zu fallen? — — Sollte und konnte er sich aber von seiner Lotte trennen? — Doch wie lange blieb denn diese noch in Bauerbach! Ihre Mutter wollte sie ja bei ihrer bevorstehenden Abreise wieder mit sich fortnehmen.

Endlich schlug man einen Mittelweg ein. Auf einem Spaziergange wurde von Frau von Wolzogen wie von Ungefähr der Gedanke ausgesprochen, daß Schiller in seinen Angelegenheiten nach Mannheim reisen möchte. Es sollte nur eine Reise anf kurze Zeit sein, und Schiller, welcher sich durch ein so starkes Interesse an seinen einsamen Aufenthaltsort gebunden fühlte, gab, wohl aus eigenem Antrieb, sein Ehrenwort, sich in Mannheim nicht selbst anzubieten und in keinem Fall den ersten Schritt zu einem Engagement zu thun[1], wodurch er sich, den Abreisenden, wenigstens eben so sehr tröstete, als die Zurückbleibenden.

So sehen wir denn unsern Freund von seiner Pflegemutter und deren Tochter in der zweiten Hälfte des Julius 1783, nachdem er sich über sieben Monate in Bauerbach aufgehalten hatte, einen eiligen Abschied nehmen, dessen Schmerz nur durch die Hoffnung einer baldigen Rückkehr gelindert wurde. Von seinen wenigen Effekten nahm er nur das Nothwendigste mit sich, und schickte seinem Freunde Reinwald auch die

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 194 u. 160.

geliehenen Bücher vor seiner Abreise nicht zurück. Wir begleiten ihn auf seinem Wege über Frankfurt am Main, wo er Extrapost nimmt, „um nicht durch Verzögerung und Mangel an Gelegenheit in dieser Stadt viel zu verzehren," und sehen ihn unterwegs an seine Freundin zwei Briefe schreiben voll des kindlichsten und innigsten Gefühls. „Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthsstimmung Gotteslästerung. — Bis zu meiner Ankunft in Mannheim werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche."

Doch ehe wir ihn in Mannheim ankommen lassen, erwähnen wir noch, daß er nach Beendigung der Luise Millerin einige Zeit zwischen den tragischen Stoffen Imhof und Maria Stuart schwankte, und daß auch an Konradin von Schwaben gedacht wurde, bis er sich endlich gegen Ende des März für Don Karlos entschied, auf welches Sujet er von Dalberg noch in Stuttgart aufmerksam gemacht worden war. Der Freund in Meiningen versorgte ihn mit Büchern zu dieser Arbeit; unter andern schickte er ihm die Novelle Don Karlos von St. Real, aus welcher er seine Tragödie zu bearbeiten anfing.

Fünfzehntes Kapitel.

Ankunft in Mannhem. Anstellung als Theaterdichter. Krankheit. Fiesko und Kabale und Liebe auf der Mannheimer Bühne. Reise nach Bretten und Frankfurt. Medizin.

Abends am 27. Juli 1783 kam Schiller, nur von Meier und seiner Frau erwartet, matt und erschöpft in Mannheim an. Seinem Streicher war absichtlich von der ganzen Unterhandlung nichts gesagt worden, weil er über das unzuverläßige Betragen Dalberg's allzu entrüstet war, als daß er den Entschluß Schiller's, sich wieder mit ihm einzulassen, hätte billigen können. Durch diese Verheimlichung war ihm eine freudige Ueberraschung bereitet. Denn als er zur gewöhnlichen Stunde zu Meier kam, wollte er seinen Augen kaum trauen, als ihm der in weiter Entfernung geglaubte Schiller mit heiterer Miene und blühendem Ansehen entgegentrat.

Meier hatte ihm neben dem Schloßplatze für einen billigen Preis Wohnung und Kost ausgemacht, womit er um so zufriedener war, da er von seinem Zimmer eine schöne Aussicht hatte. Er legte von seiner Baarschaft Geld zur Rückreise zur Seite und hoffte von dem übrigen drei Wochen in Mannheim leben zu können.

Aber Dalberg war von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, Iffland war in Hannover, und auch andere Schauspieler hatten Urlaub; viele Familien hatten ihren Aufenthalt auf dem Land genommen. In dieser Sommersaison wurden wenig bedeutende Stücke gegeben; auch trug die Anwesenheit der Kurfürstin und des Herzogs von Zweibrücken dazu bei, daß lauter „Alltagskomödien gegeben wurden, weil diese nach ihrem Geschmacke waren[1]." Dazu kam eine unerträgliche Hitze und Zerstreuungen aller Art, welche Schillern vom Arbeiten abhielten. Es war eine verlorne Zeit.

An seine mütterliche Freundin schrieb er die zärtlichsten Briefe. Sie athmen alle eine idyllische Sehnsucht nach dem stillen Bauerbach. Schiller war damals ganz Liebe, ganz Gemüth, ganz Gefühl und Zärtlichkeit. Das Innigste seiner Seele, bisher durch Zwang und Noth niedergehalten, trat hervor. Seine Herzensforderungen überwogen sein Freiheitsgefühl. „O meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsere Hütte im Garten ein — wäre ich doch schon wieder dort! — — Gestehen muß ich Ihnen, daß alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben möchte ich sagen, — daß ich den lebhaftesten Vergnügungen der großen Welt beinahe verschlossen bin. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, sechshundert Gulden jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürchte ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspornen, bald, recht bald wieder bei Ihnen zu sein, und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken, und will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen."

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 151.

Freilich entlehnte diese dankbare Freundschaft zu der Mutter den größten Theil ihrer Wärme von der Liebe zu ihrer Tochter. Aber welches Frauenherz könnte eine so wahre Empfindung, die ihr dargebracht wird, zergliedern? Die Frau, welche etwas sentimentaler Natur gewesen zu sein scheint, ging auf seine Stimmung ein. Sie wird dem liebekranken, weichen jungen Mann gegenüber ganz melancholisch und traurig. Er tröstet sie und tröstet sich durch die immer erneuerte Hoffnung der Rückkehr zu seiner Freundin und durch die Versicherungen seiner Liebe bis in den Tod — „und wo möglich, noch über diesen hinaus." Nichts in der Welt soll ihn in Mannheim festhalten!

Endlich am 10. August kam Dalberg zurück. Schiller traf ihn im Theater, wo er von ihm mit Auszeichnung behandelt wurde. Den andern Tag war er lange bei ihm, und mußte sich durch den Wunsch des Gönners, ihn am Theater anzustellen, geschmeichelt fühlen, wenn er gleich in seiner augenblicklichen Stimmung ganz andere Wünsche hegte. „Der Mann ist ganz Feuer," schreibt er, „aber leider! nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indessen glaub' ich herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. — Rücksichtlich meiner Aussichten auf das hiesige Theater und meine Stücke, kann Ihnen dieser Brief nicht das Geringste bestimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreise; denn nichts in der Welt wird mich fesseln."

Aber von Bauerbach langte die Schreckensnachricht an, daß der Stuttgarter Herr, welcher vermuthlich seine Bewerbungen um Fräulein Lotte wieder anknüpfen wollte, sich dort zwei Monate aufzuhalten gedenke. Dieser Herr hätte Schiller, wenn er in Bauerbach gewesen wäre, von dort vertrieben; wie konnte er jetzt dahin zurückkehren! Zu gleicher Zeit kam ihm Dalberg aus eigenem Antrieb mit Anerbietungen entgegen, welche einzugehen er jetzt um so weniger Bedenken trug, da er sich seiner ökonomischen Verlegenheit zu entreißen, seine theuern Eltern zu erfreuen, Lob und Ruhm einzuerndten und sich durch das Theater in seiner Kunst zu vervollkommnen

hoffen konnte. Er engagirte sich (ungefähr am 20. August 1783), vom ersten September des laufenden Jahres an auf ein Jahr, wobei er sich die Erlaubniß ausbedung, während der heißesten Sommerzeit seiner Gesundheit wegen anderswo (d. h. in Bauerbach) zuzubringen. Innerhalb der Vertragszeit sollte er dem Theater drei Stücke, nämlich außer dem Fiesko und der Luise Millerin noch ein drittes, zu dichtendes, liefern. Dafür wurde ihm ein Jahrgehalt von dreihundert Gulden, wovon ihm sogleich zweihundert ausbezahlt wurden, zugesagt, nebst der Einnahme einer, von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung von jedem Stücke [1]. Nichtsdestoweniger sollte jedes das Eigenthum des Dichters bleiben.

Er war über diesen Kontrakt, welchen zu verlängern ihm freigestellt wurde, sehr vergnügt. „Danken Sie Gott," schreibt er an seine mütterliche Freundin, „daß er mir einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesseruug meiner Umstände mich aus dem Wirrwar zu reißen und ein ehrlicher Mann zu bleiben." Um seine gute Stimmung zu erhöhen, welche er zur Theatralisirung seines Fiesko nothwendig hatte, ließ Dalberg die Räuber aufführen, bei gedrängt gefülltem Hause, zur größten Zufriedenheit Schiller's.

In vollem Feuer, in erneuerter Liebe zum Theater wollte er Hand an seinen Fiesko legen. Aber — schon den folgenden Tag warf ihn leider! ein kaltes Fieber auf das Lager nieder. Die ungewöhnliche Hitze dieses Sommers entwickelte aus dem mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgraben eine so verdorbene Luft, daß in der Stadt an sechstausend Menschen an dieser gallichten Seuche erkrankten, welche um so gefährlicher war, als die hohen Wälle dieser Festung jede Strömung der frischen Luft verhinderten. Er erlitt durch diese Seuche einen empfindlichen Verlust: der redliche Meier ward das Opfer der Krankheit oder vielmehr der falschen Behandlung des Theaterarztes, deren üble Folgen Schiller aber vorausgesagt hatte. Meier's hinterlassene Witwe versorgte jetzt ihren kranken Landsmann mit dem Krankenessen. Er

[1] Darauf verzichtete er später und erhielt dagegen im Ganzen ein Fixum von 500 Gulden. Streicher a. a. O., S. 181.

ward auf das sorgsamste gepflegt; selten war sein Zimmer von Besuchenden leer, so großen Antheil bezeigte man ihm, und weil sein Kopf sehr angegriffen war, übergab er sich einem andern Arzte. Aber erst nach drei Wochen war er so weit hergestellt, daß er seiner besorgten Freundin wieder schreiben konnte. Seine Leiden hatten ihn sehr weich, ja religiös gestimmt; die Gefahr, welcher er sich entrückt fühlte, und die Hoffnung, mit des Himmels Willen sich bald seinem Elend entreißen zu können, erhob sein dankbares Herz zu Gott. Er hoffte in den Stand zu kommen, einen beträchtlichen Theil seiner Einnahme auf Tilgung seiner Schulden verwenden zu können. Er erheiterte sich auch durch den Gedanken an die Freude seiner Eltern, die sehr vergnügt waren, ihren Sohn wenigstens einigermaßen versorgt zu wissen. Dabei beschäftigte ihn der Plan, sich in der Medizin zu vervollkommnen, und durch deren Ausübung sein Glück zu sichern.

Aber eine Schwäche und Mattigkeit, welche die Krankheit besonders in seinem Kopfe zurückließ, verhinderte ihn am Arbeiten. Und doch konnte die kontraktmäßige Abänderung des Fiesko, für welche er schon längst die betreffenden Wünsche und Bemerkungen eingereicht erhalten hatte, nicht länger hinausgeschoben werden. Der noch nicht Genesene mußte sich also endlich, besonders da sich Dalberg gegen Ende Septembers vom Lande aus, wo er einige Zeit zubrachte, erkundigte, wie weit er vorgerückt sei, zur Arbeit zwingen. Zur Erholung und Ausspannung wurden Ausflüge in die Umgegend und neue Bekanntschaften gemacht.

Es trat ein Recidiv des traurigen Fiebers ein. Unruhen, Zerstreuungen und Geschäfte ließen ihn zu keiner Besserung kommen. Der Trieb zur Thätigkeit war wieder in ihm erwacht; er wollte das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen und seine Verbindlichkeiten erfüllen; und überdieß drängte ihn Dalberg wegen des herrannahenden Karnevals, wo der Fiesko gegeben werden sollte. Der Arme war in einer verzweiflungsvollen Lage! Wenn das Fieber auch auf einige Tage nachließ, so stellte es sich mit erneuter Stärke wieder ein. Er beschränkte sich auf die magerste Kost. „Schon vierzehn Tage," schreibt er (am 13. November 1783), „habe

ich weder Fleisch noch Fleischbrühe gesehen. Wassersuppe heute, Wassersuppe morgen, und dieses so Mittags wie Abends. Allenfalls gelbe Rüben, oder saure Kartoffeln oder so etwas dazu. Fieberrinde esse ich wie Brod, und ich habe sie mir expreß von Frankfurt aus verschrieben." Die Aussicht, seine Schulden auf den bestimmten Termin zu bezahlen, war nun dahin; er gibt in dem eben angeführten Briefe den Schaden, welchen er durch seine acht bis neun Wochen lange Krankheit während seines Aufenthalts in Mannheim erlitten habe, auf dreißig Dukaten an.

Freilich konnte er sich auch nicht so in Acht nehmen, als es seiner Gesundheit zuträglich gewesen wäre, ungeachtet er seinen Umgang so viel als möglich auf das Dalberg'sche und Schwan'sche Haus zu beschränken suchte. Er durfte sich dem Verkehr mit den Schauspielern nicht entziehen, er ward von manchen Bewohnern der Stadt und von Fremden aufgesucht, eine Bekanntschaft und Zerstreuung bot der andern die Hand, und der junge Mann sah sich unvermerkt in manche Vergnügungen und Verführungen hineingerissen. Gegen solche Verlockungen schützten ihn besonders die Eindrücke, die er von Bauerbach mitbrachte, die er der Freundschaft und Liebe zu zwei edeln Frauen verdankte. In der unschlüssigen, unthätigen und kränkelnden, unbefriedigten Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand, und die er nachher in den Charakter des spanischen Prinzen niederlegte, erinnerte ihn alles, was ihn störte und belästigte, an die seligen Tage in Bauerbach. Auch nach den unbedeutensten dortigen Verhältnissen und Menschen erkundigte er sich; wie sein Genie, wußte auch sein Herz aus dem Kleinsten Etwas zu machen. Was er aber der Frau von Wolzogen zu verdanken habe, das erkannte er auf das lebendigste. „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Besserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben." Und an einer andern Stelle sagt er: „Flehen Sie Gott um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundschaft —

wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein."

So vereinigten sich Krankheit, Unannehmlichkeiten jeder Art, endlich Freundschaft und Liebe, sein Herz weich und krank zu machen, bis er später, veredelter und gemäßigter, den hohen Stolz der Freiheit wieder fand.

Häufige Ausflüge in die Umgegend, nach Oggersheim, Schwetzingen, Speier, unterbrachen und vereitelten die häusliche Zurückgezogenheit. Mit der Gesundheit wurde bei dergleichen Aufforderungen wenig Rücksprache genommen. Nach Speier fuhr er mit Schwan und dessen Tochter, um die Frau von la Roche kennen zu lernen, und er fühlte sich zu der geistvollen Frau so hingezogen, daß er den Weg acht Tage nachher noch einmal machte, wo er sie jetzt ganz genoß, und mit Bezauberung von ihr schied. Er hoffte durch solche Fahrten den Unmuth los zu werden, der im Gefolge einer lähmenden Krankheit ist, aber es wollte ihm nicht gelingen. Als aber gar in der Mitte Novembers Landsleute und Freunde, der herzlich geliebte Professor Abel und ~~Bach~~ Bazr., ein anderer seiner Freunde, bei ihm auf ihrer Rückreise von Frankfurt einsprachen — wie floß ihm da unter Fragen und Erzählen die Zeit hin! wie freute er sich, sie beim Mittag- und Abendessen auf seinem Zimmer mit einigen Flaschen Burgunder, die er zu seinem Geburtstage zum Geschenk erhalten hatte, bewirthen zu können! wie ließ er sich da, trotz seines Uebelbefindens, nicht zurückhalten, sein Zimmer zu verlassen und seine Landsleute in der Stadt herumzuführen! „Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde," schreibt er, „habe ich doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt!" So sehr war Liebe seinem Herzen Bedürfniß, daß er für einige flüchtige Stunden bei seinen Freunden seine Gesundheit und mit ihr das Glück von Wochen und Monaten, ja seine ganze nächste Existenz in Gefahr brachte. Aber der hat nie geliebt, dem die Liebe nicht alles war. Was ist an einem Affekte, wenn er nicht den ganzen Menschen erfüllt! — Auf diese Weise schleppte er sein Uebel noch in das nächste Jahr hinein. Wer vermöchte folgende Stelle eines Briefes an Frau von Wolzogen ohne tiefe

Rührung zu lesen? „Denken Sie sich meine äußerst angestrengte Situation. Um mit Anstand leben zu können, um die mir vorgesetzte Summe Geldes zur Bezahlung meiner Schulden herauszubringen, um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit meinem Kopfe arbeiten und durch starke Portionen China meine Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht Zeitlebens einen Stoß versetzt." Der übermäßige Gebrauch der China belästigte und schwächte den Magen im höchsten Grade, und der größte Hunger und Durst durfte nicht genugsam gestillt werden, um die Krankheit nicht zu unterhalten.

In dieser qualvollen Lage wurde Fiesko und später Kabale und Liebe für die Bühne eingerichtet, und auch der erste Akt des Don Karlos gedichtet. Der Augenzeuge Streicher versichert, er habe es später nie über sich gewinnen können, eines dieser drei Stücke vorstellen zu sehen; so oft er es versucht habe, hätten sich seiner schon beim ersten Auftritte ein Schmerz und eine Wehmuth bemächtigt, die er nur im Freien habe stillen können [1].

Manche Scenen des Fiesko, z. B. die zwei ersten im zweiten Akt, fielen in der neuen Umarbeitung ganz weg, die langen Monologe wurden abgekürzt, die blühende Sprache wurde der Prosa möglichst genähert, und der fünfte Akt erlitt eine Hauptveränderung. Als die Arbeit fertig war, wurde ihm ein Regimentsfourier zur Verfüguug gestellt, der eine sehr deutliche und hübsche Handschrift schrieb, welchem der Dichter seine umgestaltete Tragödie zu diktiren gedachte. Er fand dieses bisher noch nicht geübte Verfahren sehr bequem, indem er nach Behaglichkeit bald sitzend, bald gehend die Worte vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er nicht nur die Eigennamen falsch geschrieben, den Fiesko in Viesgo, die Leonore in Leohnohre, Calcagna in Kallkahnia verwandelt, sondern auch in andern Worten die eingeführte Rechtschreibung schrecklich verletzt fand. Er beklagte sich bitter, und in einer

[1] Streicher a. a. O., S. 190.

Weise, daß man sich des Lachens kaum enthalten konnte. Es war ihm unbegreiflich, daß Jemand, der so schöne Buchstaben mache, nicht auch jedes Wort sollte richtig schreiben können. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, nachdem er den Mann vorher alle Eigennamen hatte richtig aufschreiben lassen. Aber als dennoch dieselben oder ähnliche Fehler vorkamen, da verlor er die Geduld, und er entschloß sich, selbst das ganze Stück ins Reine zu schreiben. In der Mitte des Decembers konnte er das Manuskript Herrn v. Dalberg überreichen. Untergeordnete Geister, die sich durch die Aeußerung, daß es ihnen unmöglich sei, ihre selbstverfaßten Sachen noch einmal abzuschreiben, in den Schein der Genialität bringen wollen, könnten aus solchen Beispielen lernen, daß diese Originalität durch jenes angebliche Unvermögen noch keineswegs bewiesen ist, indem auch die größten Genies ihre Werke sogar oftmals mit eigener Hand abschrieben.

Die Ungewohntheit des republikanischen Trauerspiels und die Ungelenkigkeit der Schauspieler machten viele Proben nothwendig, welche dem Theaterdichter vielen Aerger, manche Zerstreuungen und auch Aufheiterung verursachten. Die Bahn, die er eingeschlagen hatte, war eigentlich ganz neu, der Dialog überstieg den Konversationston, an welchen die Schauspieler gewohnt waren, so daß es ihnen sehr schwer fiel, diese immer schwungvolle und poetische Prosa würdig auszudrücken. Bei den Räubern war den Schauspielern der überwältigende Stoff zu Hülfe gekommen, bei dem kältern, verstandesmäßigen Inhalt des Fiesko dagegen hätte eine selbstständige, vollendete mimische Kunst aufgeboten werden müssen, wenn die noch immer langen Monologe, die Intriguen und die verwickelten Plane des Helden der Verschwörung eine gleich genügende Wirkung hätten hervorbringen sollen, wie die mächtige Empfindung in den Räubern.

Das Schauspiel wurde zuerst am 17. Januar 1784 bei der Eröffnung der Karnevalsbelustigungen dargestellt. Schiller ließ wieder, wie er es schon bei den Räubern gethan hatte, eine „Erinnerung an das Publikum" neben den Anschlagezettel drucken. Dieses wichtige Aktenstück, welches damals an den Straßenecken und Pfeilern Mannheims prangte, verdient

um so mehr in unsere Biographie aufgenommen zu werden, je wichtiger die Aufschlüsse sind, welche es uns über die uns sonst unbekannte Theaterbearbeitung des Fiesko gibt. Jenes Avertissement lautete also:[1]

„Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt. — Dennoch setze ich einen zu großen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände."

„Fiesko ist der große Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikurischen Müssiggangs in stiller geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenpläne und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziel unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als seines Gleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger, als der Fürst seines Volkes zu sein."

[1] Blätter für literarische Unterhaltung vom 1. Oktober 1836, Nr. 285.

„Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesko gegen die historische Wahrheit — ja meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowohl, als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko nichts, als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben; doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist, als der wahre — wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlös't, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.“

„Ueber die moralische Beziehung dieses Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zum Großen und Guten unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln, so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden

Funken des Heldenmuthes belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fiesko's Verschwörung."

„Heilig und feierlich war mir immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhause, wo die Herzen so vieler Hunderte wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe nach der Phantasie eines Dichters beben — wo, herausgerissen aus allen Masken und Winkeln, der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen, einem Ball gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens."

„Weniger konnt' ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebte und dem alle meine künftigen dramatischen Produkte gewidmet sind."

Man sieht aus dieser Ankündigung, daß die umgeformte Tragödie einem ganz andern Ziele zugeführt wurde, als die früher gedruckte, welche in die Werke Schiller's aufgenommen worden ist. Der Held in Uebereinstimmung mit den republikanischen Lieblingsideen Leonoren's besiegt seinen Ehrgeiz, er will nicht der edelste Fürst, sondern der beste Bürger eines freien Volkes werden, und stirbt also nicht durch Verrina als ein Schuldiger, sondern er kommt schuldlos um durch eine Fügung des Schicksals. Die Tendenz und Moral beider Bearbeitungen sind also ganz verschieden; die frühere ist blos niederreißend, diese letztere ist auch aufbauend; dort ist Bestrafung des Ehrgeizes, hier ist das Unterliegen des hochherzigen Unternehmens, der Befreiung des Vaterlandes, unter das unbegreifliche Schicksal die Krone des Stückes. Die Nemesis waltet in der frühern Bearbeitung, in der letztern dagegen war die Resignation der menschlichen Tugend die

vorherrschende Stimmung, welche der Zuschauer aus dem Theater mitnahm.

Betrachten wir nun diesen Unterschied näher, so bemerken wir einen sehr merkwürdigen Fortschritt in der Ideenentwickelung des Dichters. Diese Umarbeitung, sieht man, fällt in die Zeit, in welcher Don Karlos sich allmählig aus der Seele Schiller's entwickelte. Das Vorhandene wird nicht mehr allein getadelt, bekämpft und umgestürzt, wie in den bisherigen Stücken, sondern es wird auch an dessen Stelle das gesetzt, was dem Dichter das Höhere und Vernünftigere zu sein schien. Das Prinzip der Freiheit wollte positiv aus seinem Busen hervortreten; da aber Fiesko in seiner ersten Anlage schon ein negirendes Moment hatte, so konnte der umgestalteten Tragödie nur eine Doppelgestalt gegeben werden, so daß sie gleichsam den Uebergang von dem polemischen und revolutionären Standpunkt des Verfassers zu der affirmativen Konstituirung seiner Ideen machte, wie sie uns nachher in Don Karlos entgegentreten. Der Fiesko sollte das Gemälde einer noch in ihrem Untergang entzückenden Selbstständigkeit des Menschengeistes im Dienste der über den Ehrgeiz siegenden Bürgertugend sein.

Wie es der Dichter selbst andeutet, war an dieser Veränderung nicht allein seine veränderte Gemüthslage, sondern auch die Rücksicht auf das Publikum Schuld. Das Stück sollte hierdurch belebter und ergreifender, und der unwirksame und willkührliche Schluß sollte besser werden. Aber die Dichtung blieb auch in dieser neuen Form hinter der Wirkung, welche die Räuber gemacht hatten, weit zurück. Immer herrschte das Verständige, das künstlich Angelegte vor. Der historisch getreu gehaltene Ausgang, zu dem der Dramatiker sich jetzt bequemt hatte [1], trat auch viel zu überraschend, unvorbereitet, losgetrennt dastehend und zufällig ein, als daß er eine tragische Wirkung hätte hinterlassen können. Die Katastrophe war da, ehe sie der Zuschauer im mindesten befürchtete, und das Mitleid für den Helden war auf einen Moment koncentrirt. Die plötzlich und unerwartet in nichts

[1] S. oben Kap. 12, S. 170.

ausschlagende Unternehmung schien eher lächerlich, als rührend zu sein. Endlich lag auch der ganze Gegenstand der Tragödie, eine Verschwörung, in jenen harmlosen, unschuldigen Zeiten den deutschen Zuhörern so fern, daß sie den Sinn des Gedichtes kaum verstanden. Schiller sagt das selbst in einem Briefe an seinen Freund Reinwald vom 5. Mai 1784: „Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie[1].“

Uebrigens wurde das Schauspiel dieses erste Mal und auch nachher noch öfters mit aller äußern Pracht gegeben, deren die beschränkten Mittel des Theaters nur fähig waren. Indem Böck den Fiesko, Iffland den Verrina und Beil den Mohren vortrefflich darstellten, erndteten wenigstens einzelne Scenen eine ungetheilte Bewunderung und einen rauschenden Beifall ein.

Nach einigen Wochen Erholung legte er seine letzte Hand an die Luise Millerin[2]. Diese Tragödie war schon früher in Folge einer Vorlesung in einer großen Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hatte, für theaterfähig erklärt worden, und sie brauchte nur abgekürzt, in einzelnen Zügen und Ausfällen gemildert, und von ihrer hochgehenden Sprache herabgestimmt zu werden. Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein Verbrechen aus Ehrsucht auf die Bühne, welchem Familienstück Schiller den Namen gab, und das durch die musterhafte Darstellung einen so außerordentlichen Beifall fand, daß die Freunde Schiller's besorgt wurden, sein bürgerliches Trauerspiel möchte hierdurch in den Schatten gestellt werden.

Nicht lange nachher, etwa im Monat April, wurde Kabale und Liebe, wie der Dichter die Luise Millerin nach

[1] Streicher a. a. O., S. 183.

[2] Gedruckt wurde das Stück zuerst 1784 bei Schwan, und Sr. Excellenz dem Freiherrn von Dalberg unterthänig gewidmet.

dem Vorschlage Iffland's benannte, auf die Bühne gebracht. Das Stück wurde ungewöhnlich günstig aufgenommen, und ihm ein entschiedener Vorzug vor ähnlichen bürgerlichen Schauspielen eingeräumt, die jetzt erst recht in Schwung kamen. Schiller wohnte der Vorstellung in einer Loge bei, sein Freund Streicher an seiner Seite. Ruhig und heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrollen des Vorhanges. Als die Handlung begann, wer hätte da seinen tiefen erwartenden Blick, das Spiel seiner Lippen, das Zusammenziehen seiner Augenbraunen, wenn etwas mißlang, und den Blitz seiner Augen, wenn eine bedeutende Stelle eine entsprechende Wirkung hervorbrachte — wer hätte das alles beschreiben können! Kein Wort entschlüpfte ihm während des ganzen ersten Aufzugs, und erst am Schlusse desselben erleichterte er sich durch die Worte: „Es geht gut.“ Der zweite Akt ward besonders gegen den Schluß mit so hinreißendem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, als der Vorhang niedergelassen wurde, die Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben, und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Händeklattschen ausbrachen. Schiller ward hiervon so überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In Miene und Haltung drückte sich sein stolzes Selbstgefühl und zugleich seine dankbare Zufriedenheit aus.

Mit kummervollen Jahren hatte er diesen einzigen Moment erkauft; aber wiegt ein solcher Augenblick nicht viele kummervolle Jahre auf? — — Eine ehrenvolle und sorgenfreiere Zukunft schien sich vor ihm zu eröffnen. Nur der Unglückliche hat einen regen Sinn für das Glück.

In seiner Freude dachte der fromme Sohn an seine Eltern auf der Solitude. Seine gute Mutter kränkelte fortwährend, und ein schleichender Gram spottete aller Arzneien. Von Natur mehr für die sich aufopfernde Sorge als die selbstsüchtige Freude geschaffen, fühlte sie ihr Mutterherz schwer belastet. Der Vater machte den Vorschlag, bei dem Herzog um seines Sohnes freie Wiederkehr nach dem Würtembergischen einzukommen. Aber dagegen sträubte sich das Ehrgefühl unseres Schiller auf das entschiedenste. „Wie kann ich mich,“ schreibt er

an seine Schwester [1], „ohne Konnexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen, gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg, wieder da blicken lassen? Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte gibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Würtemberg unterzukommen, vermuthen. Wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Rückkehr gesucht! Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Vater es dennoch thut — nur dieses sage ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Würtembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen."

Jetzt, nachdem seine beiden letzten Trauerspiele seinen Ruf von neuem begründet hatten und seine Lage sich aufzuklären schien, konnte er mit einem gewissen Selbstgefühl den Seinigen, welchen er früher kaum ohne Beschämung hatte schreiben können (so sehr war sein Schicksal hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben) unter die Augen treten. Und wie drängte ihn sein Herz dazu! Der Geburtsort Melanchthon's, Bretten, nahe an der würtembergischen Gränze, ward zur Zusammenkunft mit der Mutter und der ältesten Schwester bestimmt, und Schiller begab sich zu Pferd dahin. Welch ein Willkomm, als die lang und durch ein so ungewöhnliches Schicksal Getrennten, an einem dritten Orte, in einer so zweifelhaften Lage, sich wieder zusammenfanden! Welche Innigkeit

[1] Streicher a. a. O., S. 167.

des Gefühls, wie viel Mutter=, Kindes= und Geschwister=liebe, und welche mannigfaltigen Gespräche drängten sich in die wenigen Stunden zusammen, die man bei einander bleiben durfte! Wie mischten sich die verschiedenartigsten Empfindungen, wie viel hatte man zu erzählen, zu fragen, einander zu bemitleiden, wie suchte man alles auf, um sich zu trösten, zu befestigen! Und als man wieder von einander schied — welch ein Abschied war es, da die Mutter ihren Liebling wieder in die weite Welt gehen lassen mußte, als einen Verbannten, ohne feste Aussicht, und da der Sohn das Lebewohl vielleicht auf lange Zeit, durch kein Wort des reellen Trostes versüßen konnte. Wehe in ruhigen Zeiten dem Glücke des Menschen, der den Muth hat, sich der eingeführten Gewohnheit und der vorgeschriebenen Ordnung zu entreißen, und seinen eignen Gang zu gehen! Die in geistigen Dingen einen neuen Weg einzuschlagen wagen, haben die Macht der Menschen und die Gewalt des Schicksals gegen sich. Was das folgende Geschlecht beglücken soll, muß dem jetzigen abgerungen werden. Schiller, könnte man sagen, hatte gut ein großer Tragiker sein; sein eigenes Leben war ja eine Tragödie. Solche Beispiele müssen aber auch den Spätern ermuntern, in dem Grade an sein Lebensglück wenige Ansprüche zu machen, als er Großes zu leisten gedenkt.

Kaum zurückgekehrt, reis'te er in Gesellschaft von Iffland und Beil nach Frankfurt, welche von Großmann eingeladen worden waren, bei dessen Schauspielergesellschaft Gastrollen zu geben. Schiller spricht in einem Brief an Dalberg von dem außerordentlichen Glücke, welches die vortrefflichen Abgesandten der Mannheimer Bühne in Frankfurt eingeerndtet hätten: „sie ragten unter den besten Schauspielern hervor, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten.“ Publikum und Schauspieler wurden warm, und letztere spielten mit einer Begeisterung, wie sie dieselbe früher noch nicht gezeigt hatten. Verbrechen aus Ehrsucht, und Kabale und Liebe wurden aufgeführt. Iffland ward als Verfasser und Schauspieler mit lärmendem Händeklattschen herausgerufen, und um unsern Dichter drängten sich viele Bewunderer, besonders junge Leute, die ihn beinahe vergötterten und denen alle gleichzeitige

Produkte geringfügig und nichtssagend vorkamen, im Vergleich mit seiner ideenvollen und gewaltigen sittlich-rhetorischen Dichtung. Die Mannheimer Künstler wurden von einem Gastmahl zum andern gezogen, und Schiller lebte gleichsam in einem fortwährenden Taumel. Hier lernte er auch Doktor Albrecht und seine Gattin kennen, beide Freunde Reinwald's in Meiningen, und schloß sich besonders an Frau Albrecht schnell und mit ganzer Seele an. Sie war ganz ein Weib nach seinem damaligen Sinn: „Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edeln, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet; und dabei eine gefühlvolle Dichterin." Vergebens suchte sie Schiller, um, wie er sagt, der Menschheit eine schöne Seele zu retten, von ihrer Lieblingsidee abzubringen, auf das Theater zu gehen; sie trat wirklich später als Schauspielerin auf.

Sobald er wieder in Mannheim war, schrieb er auch einen langen Brief an Reinwald, dessen Andenken durch jene Freunde in ihm wieder recht lebendig geworden war [1]. Geschäfte, dichterische Träume, Unordnung und Zerstreuungen ließen ihn selten zum Briefschreiben kommen. Auch nothwendige oder durch das Herz gebotene Briefe an verehrte, theure Personen wurden häufig verschoben und versäumt.

Im Andenken an das Versprechen, welches er seiner Mutter in Bretten gegeben hatte, daß er sich um eine dauernde Anstellung bewerben wolle, und bei der Erwägung seiner unsichern Lage kam ihm eine Aufforderung Dalberg's sehr gelegen. Das Frühjahr 1784 war verflossen, und noch immer war Schiller noch nicht einmal für den Stoff des neuen Trauerspiels entschieden, welches er kontraktmäßig dieses Jahr noch zu liefern hatte. Diese Unentschlossenheit machte Dalberg um die Erfüllung des Vertrages und um Schiller selbst besorgt. Die Produktivität dieses schien unzuverlässig und nicht in jedem Augenblick sehr ergiebig; es war mißlich, den Kontrakt mit ihm zu erneuern. Dalberg ließ ihm daher um diese Zeit

[1] Streicher a. a. O., S. 179.

durch seinen Hausarzt, Hofrath Mai, den Rath geben, zur Sicherstellung seines äußern Lebens wieder zu seiner Medizin zu greifen. Er war leicht zu überzeugen, daß dieß das einzige Rettungsmittel sei, aus seinem sich täglich mehr verwirrenden Zustand zu kommen. Und da ihm Dalberg selbst diesen Vorschlag gemacht, so zweifelte sein vertrauendes Herz keinen Augenblick, daß sein Gönner ihm eine kleine Summe vorschießen würde, um Michaelis auf die Universität Heidelberg gehen und daselbst das in seinem Fache Versäumte oder Vergessene innerhalb eines Jahres wieder nachholen zu können. Nur mit Ehren wollte er öffentlich als Arzt auftreten! Er bat daher, ohne sich durch die Bedenklichkeiten seines Freundes Streicher irre machen zu lassen, welcher ihm die kalte, ablehnende Antwort des Hofmannes voraussagte, in einem noch erhaltenen Briefe, um einen Vorschuß auf ein Jahr. Er fügte die Worte bei: „Lange schon zog mich mein eigenes Herz zur Medizin zurück; lange schon habe ich nicht ohne Ursache befürchtet, daß, früher oder später, mein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie meine Brodwissenschaft bliebe, und daß sie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, sobald ich sie nur als Erholung gebrauchte und nur meine reinsten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthusiasmus Dichter sein, dann nur hoffen, daß meine Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern werde.“ Dalberg erfüllte diese Bitte nicht, und so war es denn offenbar, daß er den Rath ihm mehr ertheilt hatte, um sich seiner zu entledigen, als aus Theilnahme an seinem Schicksal. In der That wäre Schiller eines Gönners würdig gewesen, der seinen Werth besser zu schätzen verstand und ein weiteres Herz hatte.

So zerschlug sich denn dieser, auch später noch bisweilen wieder aufgegriffene Plan. Die zurückweisende Antwort Dalberg's aber hatte auf sein gutes Vernehmen zu ihm und auf seine Achtung vor den sonstigen Verdiensten des Mannes keinen Einfluß. Auf eine bewundernswürdige Weise vereinigte er mit seinem jugendlichen sittlichen Ungestüm Schonung und Nachsicht im Urtheil über andere Menschen.

Sechszehntes Kapitel.

Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Abhandlung über das Theater als moralische Anstalt. Theatralische Preisaufgaben. Plan einer Dramaturgie.

Schon vor der Aufführung seiner beiden Trauerspiele war es eingeleitet worden, daß Schiller zum Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, deren Präsident Dalberg war, vorgeschlagen wurde. Am 10. Februar 1784 langte die kurfürstliche Bestätigung seiner Aufnahme an. „Dieses," schreibt er an Frau von Wolzogen, „ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement; denn jetzt bleib' ich hier." Durch diese Ehrenbezeigung konnte er sich als kurpfälzischen Unterthanen betrachten, und durfte, im Fall einer Verfolgung vom Herzog von Würtemberg, wenigstens einigen Schutz von Seiten des Kurfürsten erwarten. Auch sah er sich jetzt in Verbindung mit den angesehensten Männern und besten Gelehrten der Stadt und des Landes. Jedes Mitglied konnte von der kurfürstlichen Bibliothek Bücher nach Hause bekommen, und den Ankauf neuer Bücher veranlassen. Der gedruckte Bogen von den Aufsätzen der Gesellschaft wurde seinem Verfasser mit drei Dukaten honorirt, und die Gesellschaft setzte jährlich für eine goldene Medaille, vom Werth von fünfzig Dukaten, eine Preisfrage aus.

Zu seinem Eintritt in die Gesellschaft schrieb er den Aufsatz: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? welchen er den 26. Juni 1784 in einer öffentlichen Sitzung vorlas, und der nachher zuerst im ersten Hefte der Rheinischen Thalia gedruckt erschien. Es ist dieß dieselbe Abhandlung, welche unter dem Titel: „Die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet," in Schiller's Werke aufgenommen ist, nur daß hier die Einleitung und einige Stellen wegblieben [1].

Der frühere Aufsatz: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater [2], hat eine untergeordnete, temporelle Bedeutung und ist eigentlich nur abwehrend und negativ. Jetzt erhob sich der unabläßig fortschreitende Dramatiker zu einer allgemeinen, freiern und positiven Würdigung der Schaubühne, und schrieb diese Abhandlung, welche zu jener frühern gerade in einem solchen Verhältniß steht, wie Don Karlos zu den drei ersten Dramen. Ja dieser Aufsatz ist ein Vorläufer des Don Karlos; der Dichter weihte sich durch ihn zu dieser neuen Tragödie ein. Wie er in dem Don Karlos die Weltansicht seiner ersten Entwickelungsperiode bejahend und in dem edelsten Style entfaltet, so stattet er in dieser Vorlesung sich und Andern auf eine hinreißende Weise Rechenschaft über die erhabene Kunst ab, die er sich zum Lebenszwecke gewählt. Was ihn bisher in der Ausübung und in der Theorie nur dunkel und beschränkt geleitet und was er mehr verfochten als positiv begründet hatte, das spricht er jetzt in dieser Untersuchung wie nachher im Schauspiel, über alle Polemik erhaben, freimüthig und glänzend aus.

Schon aus der später unterdrückten Vorrede sieht man die nahe Beziehung dieser Vorlesung zu ihrem Verfasser. „Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werthes — in keinem Verhältnisse des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage

[1] Diese später unterdrückte Einleitung steht jetzt in Döring's Nachlese, S. 78.

[2] Siehe oben Kapitel 9, S. 127.

beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unserer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unseres Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt." Und nachdem er im Folgenden davon gesprochen, wie so häufig die Ansprüche der Gelehrten und Beamten sich in dem Grade verdoppeln, als sich ihr Einfluß auf die Gesellschaft vermindert, fährt er fort: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist? — Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter, und nichts reicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste herunter sehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit, als zwo versöhnte Geschwister umarmen."

Schiller selbst war einer von denen, welche diese Barbarei in unserm Vaterlande aufhören machten, und das Bestreben, Wahrheit und Schönheit mit einander zu vereinigen, ward das Regulativ seiner historischen und sittlich-ästhetischen Darstellungen.

Ist uns die angeführte Stelle aus diesem Gesichtspunkte sehr merkwürdig, so machen wir noch auf eine andere Idee aufmerksam, deren Ursprung sich schon in der Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," findet, welche aber hier deutlicher ausgesprochen ist, nämlich, daß das ästhetische Gefühl, und

folglich auch die Kunst, in einem harmonischen Spiele und mittlern Zustand der sittlichen und geistigen Kräfte der Menschen liege[1] — eine Idee, auf welche er später seine ganze Theorie des Schönen erbaute. So laufen unsere Systeme und unsere reifste Weltansicht auf unsere frühesten Gedanken und Erfahrungen zurück, und der Gehalt unseres ganzen Lebens ruht in der Entwickelung unserer Kindergefühle.

Wie sehr sich aber der Aufsatz über die Würde der Schaubühne von der Skizze über das gegenwärtige deutsche Theater unterscheiden mag, so hängen beide doch in dem Hauptpunkte zusammen. Dort hatte Schiller nur furchtsam eine Vergleichung des Schauspiels mit der Moral und Religion gewagt, hier führt er unverholen und unverzagt diese Idee weiter aus, und weis't dem Theater seinen Rang neben den ersten Anstalten des Staates, der Kirche und Schule, an. Wie die positiven Staatsgesetze durch Moral und Religion ergänzt werden, so wird die Wirksamkeit dieser beiden letztern, und somit die Bildung des Menschen, nur durch die Kunst, und namentlich die Schaubühne vollendet. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als jedes Moralsystem. „Wer von uns sah ohne Beben zu," sagt der Redner, nach einigen andern Beispielen, die er anführt, in einer nachher ausgelassenen Stelle[2], „wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als aufgeschreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichtes umgeben, Franz Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? — — Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in Eins zusammenfließen, und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 711. 2. u.

[2] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 11.

Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abscheu vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: der Mensch ist ein Franz Moor. Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschreckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen, wie aus dem Grabe auf. Und auf ähnliche Weise wirkt bei der Religion auf den Menschen eigentlich nur das Sinnliche so unfehlbar, und ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen. Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle vernichten — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist u. s. w."

So diente nach seiner Ansicht das Theater unmittelbar den höchsten Interessen des Menschen auf die wirksamste Weise. Es war ihm, in weiterer Wortfassung, ein sittlich-religiöses Institut, ein Hauptmittel zur allseitigen Belebung und Veredlung des Menschen. Schiller war gewaltsam von der Kanzel und dem Lehrstule verdrängt worden, er flüchtete sich auf die Bühne und verkündigte von hier seine Religion der Humanität und seine Moral der Menschenwürde. Er gestaltete das Theater zu einem Heiligthum, einem Gotteshaus um.

Darnach bestimmt er in dem vorliegenden Aufsatze den Wirkungskreis der Schaubühne. Sie schwellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entschlüssen an und erfüllt sie mit Abscheu vor dem Laster, und, noch weiter wirkend, als Gesetz, Moral und Religion, hielt sie die große Klasse der Thoren durch Scherz und Spott; sie ist dadurch, daß sie uns mit den Menschen bekannt macht, eine Schule der praktischen Weisheit, eine Wegweiserin durch das bürgerliche Leben; sie offenbart uns die dunkel geheimnißvollen menschlichen Schicksale, und bereitet uns vor, unser eigenes würdig zu ertragen; sie predigt uns Nachsicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende, diese schönsten Tugenden der modernen Kultur, und dient eben so sehr der Aufklärung des Verstandes, denn von ihr fließen richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze,

reinere Gefühle durch alle Adern des Volkes. Durch eine gute Schaubühne könnte auch der Nationalgeist am mächtigsten erweckt und entflammt werden: „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch Eine Nation;“ und endlich gewährt die Bühne dem Menschen die edelste Erholung und reinste Freude, indem sie ihn zugleich über den thierischen Genuß und die Abspannung der Arbeit emporhebt, und sie verbrüdert die verschiedenartigsten Menschen miteinander, indem sie von ihnen allen die Fesseln der Konvenienz und der Kultur abstreift, sie verbrüdert einen mit dem andern, durch das Eine sympathetische Gefühl: Ein Mensch zu sein.

Diese Gedanken sind in dem ganzen Aufsatze mit einer hinreißenden Ueberzeugung, mit siegender Kraft und in einer blühenden Sprache entwickelt und dargestellt. Wie man nicht müde wird, dem rauschenden Wellenschlag eines Flusses zuzusehen und zuzuhören, so fällt die rhythmisch bewegte Rede melodisch in unser Ohr, und trägt uns die köstlichsten Ideen und Gefühle zu. Der Aufsatz wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzustrenge in den Dienst der Moral und der Belehrung gestellt würde. Erst später erhob Schiller die Dichtkunst über alle besondere moralische und didaktische Zwecke und erkannte sie in ihrer Selbstständigkeit an. Darin aber scheint diese Vorlesung gegen Schiller's spätere Ansicht Recht zu haben, daß sie für das Drama einen vaterländischen Inhalt oder doch ein patriotisches Interesse fordert, während er in spätern Jahren die Poesie von der Nationalität trennte und die Behauptung aufstellte, der Dichter müsse nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern einzig und allein auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen [1]. Wir werden sehen, wie er durch seinen eigenthümlichen Entwickelungsgang zu dieser Meinung geführt und durch Goethe's patriotischen Indifferentismus in ihr bestärkt wurde. Uebrigens ist es sehr zu bedauern, daß Schiller bei der spätern Ausgabe dieser Vorlesung gerade die Stellen unterdrückte, welche etwas Lokales, Temporelles und auf ihn selbst Bezügliches

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1168. 2. u.

enthielten. So z. B. bezieht sich folgender Ausspruch ganz auf seine sklavische Jugenderziehung: „Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln und es Deukalion gleich zu thun (mit dem Unterschied nämlich, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen), verdiente es mehr, als jede andere Ausschweifung der Vernunft, die Geißel der Satyre zu fühlen [1].“ Auf unserm Wege liegt es, auf solche charakteristische Züge ganz besonders aufmerksam zu machen.

Es ist schon bemerkt worden, daß die deutsche Gesellschaft jährliche Preisfragen bekannt machte. Und da widerfuhr unserm Schiller bei der ihm übertragenen, vorläufigen Durchsicht einiger eingegangenen Aufsätze eine angenehme Ueberraschung: wie erstaunte er, in einem derselben die Hand seines Jugendfreundes Petersen zu erkennen! Schiller schrieb ihm hierüber am 1. Juli [2]: „Eine sonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den seltsamen Lauf unserer Schicksale überlegte, der mich in einem fremden Orte und in solchen Beziehungen auf Dich wirken lassen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Gesellschaft so vertraulich verlebten, alle Gespräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in der Pfalz exuliren, ich mußte Mitglied dieser Gesellschaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das Letztere ist noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Mitgliedern der Gesellschaft bei einem Privatbesuche vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las dann die andere, die Deines Nebenbuhlers, vor. Man zweifelte, schwankte, und der gefällige Styl der letztern, bei gleichem Werthe, entschied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig gestehe ich Dir das, denn ich hasse die lächerliche Sucht, sich eines Verdienstes um Jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es that mir leid, daß meine erste Hoffnung, Dir eine solche Freude zu machen,

[1] Die Stelle stand hinter den Worten: „und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten“ (Schiller's Werke in E. B., S. 714. 1. u.)

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1301.

zu Trümmern ging. Mit vollem Herzen hatte ich schon an Dich einen Brief aufgesetzt, worin ich Dir schrieb, Du würdest den Preis bekommen, aber die zweite Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig. Vielleicht, daß ich nicht die Freundschaft allein, sondern auch die Wahrheit beleidigte, aber genug, ich urtheile nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu sein. Wenigstens hielt ich die andere für die bessere, und die bessere sollte gekrönt werden. So weit habe ich gegen Dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die Deinige vortrefflich, und, im Fall die andere nicht eingelaufen, untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß, den ich allenfalls habe, und allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und (da schon drei Jahre keine Abhandlung gekrönt worden und daher die Summe auf fünfundsiebzig Dukaten gestiegen war) Dir fünfundzwanzig und dem Andern fünfzig Dukaten zuzuerkennen. Die Gesellschaft war unschlüssig; und ich hatte endlich die Freude, durch eine detaillirte Kritik, Auszug und Gegeneinanderstellung beider das Konklusum zu Stande zu bringen, daß Dir von Seiten der gesellschaftlichen Kasse fünfundzwanzig Dukaten extra zugesprochen wurden. Dieß ungefähr ist mein geringes Verdienst, aber ich gestehe Dir ausdrücklich, nicht der Rücksicht auf unsere Bekanntschaft, blos meiner Ueberzeugung hast Du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung ist vortrefflich." Im Folgenden trägt der Briefsteller seinem Freunde noch seine kräftige Verwendung an, wenn er Lust haben sollte, ein Mitglied der Gesellschaft zu werden.

Es gibt ein Kunstgenie der Tugend, wie der produktiven Einbildungskraft. Wenigstens scheinen in dem eben erzählten Ereignisse, so geringfügig es an sich ist, Freundschaft, Aufrichtigkeit und Pflicht zu einem harmonischen Gebilde der sittlichen Schönheit auf das glücklichste verbunden, und dem Herzen scheint eine vollendete ethische Schöpfung gelungen zu sein. Dabei sieht man es den Worten Schiller's an, daß sein Handeln eben so wenig gemacht und angekünstelt, sondern so originell, als sein Dichten ist. Die Tugend und Religion möchte den Vorzug verdienen, welche frei aus der Seele des

Menschen emporquillt und durch deren Ausübung er das edelste Bedürfniß seiner eigenthümlichen Natur befriedigt.

Eine vortreffliche Anregung zum Denken und einen Anlaß zu mannigfachen Diskussionen gewährten die dramaturgischen Preisfragen, auf welche Dalberg, dieser enthusiastische Freund des Theaters, schon vor einigen Jahren verfallen war [1]. Die guten Köpfe der Mannheimer Bühne sollten sich Rechenschaft geben lernen über ihre Kunst und ihr Spiel, und von mechanischen Artisten zu denkenden Künstlern erhoben werden. Für das Jahr 1784 waren sieben solche Fragen gestellt worden, z. B.: Was ist Natur, und wie weit sind ihre Gränzen auf der Bühne? — Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler? — Gibt's allgemein sichere Regeln, nach welchen der Schauspieler Pausen machen soll? — Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande, und wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? — Fünf Schauspieler beantworteten diese Fragen, und der Preis, eine goldne Denkmünze von zwölf Dukaten, fiel Herrn Beck zu. Auf das nächste Jahr ward eine erhöhte Preismedaille von zwanzig Dukaten für die beste Beantwortung mehrerer neuer Fragen ausgesetzt, unter andern folgende: Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen mit Beifall zu sehen gewöhnt ist, dadurch, wenn er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt? — Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von der Karrikatur, und was muß der Schauspieler thun, um im komischen Fache nie die Gränzen zu überschreiten? — Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines Gesetzbuch machen? Wie müßte solches eingerichtet werden, und welches sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben? — Wer eine oder die andere dieser Aufgaben schriftlich beantwortet hatte, las seinen Aufsatz in der nächsten Ausschußversammlung der Schauspieler vor, und übergab dann dem Baron Dalberg sein Manuskript. Wenn auf diese Weise innerhalb einer bestimmten Zeit alle Abhandlungen vorgelesen

[1] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 194. Der hier stehende kleine Aufsatz ist von Schiller geschrieben.

waren, entschied Dalberg mit Zuziehung der kurpfälzischen Gesellschaft und einiger dramaturgischer Schriftsteller.

Für Schiller war diese Preisvertheilung sehr erweckend und belehrend. „Die Beantwortung der dramaturgischen Fragen," schreibt er schon am 29. September 1783 an Dalberg, „wird eine sehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über eben denselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller sein."

Aus diesen Anlässen bildete sich in dem immer nach dem Universellen und Höchsten hinstrebenden Kopfe Schiller's, einige Wochen nach seiner Aufnahme in die deutsche Gesellschaft, ein größerer Plan. Die Mannheimer Bühne war die erste in ganz Deutschland. Wie nun, wenn alles schon errungene Gute in einer Dramaturgie niedergelegt und theoretisch begründet wurde? wo dann auch auf das noch Mangelnde aufmerksam, das zu Erstrebende als Ideal in die Perspektive gestellt werden konnte? Eine solche Dramaturgie mußte die letzte Hand an Dalberg's großes Werk legen, und die Benennung „Mannheimer Nationaltheater" rechtfertigend, dasselbe wirklich zum herrschenden in Deutschland machen — sie konnte ein allgemeines Gesetzbuch für alle deutsche Bühnen werden. Durch ein solches Organ konnte man das deutsche Theater vielleicht jener Würde entgegenführen, welche Schiller ihm in der oben erörterten Abhandlung in ächt antiker Betrachtungsweise vorgezeichnet hatte. Wie war er für diese Idee entbrannt, welche seinen schönsten Traum zu realisiren versprach! Während er ununterbrochen als Dichter für jene Idee thätig sein wollte, war ihm in dieser Zeitschrift, wenn sie zu Stande kam, zugleich ein Magazin geöffnet, zur Niederlegung aller seiner Ansichten über das Drama und die Schauspielkunst, Ansichten, welche sein Interesse so sehr einnahmen, daß sie sogar sein produktives Vermögen beschränkten. Es geschah ihm eine wahre Wohlthat, wenn er sich dieser theoretischen Meinungen entledigen konnte. Damit aber die beabsichtigte Dramaturgie gleichsam ein gemeinschaftliches Werk würde, und mannigfaltige Ansichten in ihr Raum fänden, ersann er sich noch einen andern Plan. Aus der deutschen

Gesellschaft sollte ein Ausschuß von etwa sechs Mitgliedern gewählt werden, welche sich dazu verpflichteten, vorgelegte dramatische Stücke und ihre Vorstellung auf der Bühne schriftlich zu beurtheilen. Zu diesem Ausschuß sollten Dalberg und auch Schiller gehören, weil sich doch natürlich vermuthen ließ, daß sonst schiefe und dem Theater nicht dienliche Kritiken könnten abgegeben werden. Hierbei bat es sich denn Schiller aus, daß er, gleichsam als gegenseitiger Sekretär, die Beschlüsse der deutschen Gesellschaft dem Theaterausschuß und die Antworten und Anfragen des letztern der deutschen Gesellschaft referiren dürfe. Auf diese Weise sollten beide Kollegien in Verbindung gebracht und Kunst und Wissenschaft untereinander vermittelt werden. Welche reiche, vielseitige Aufsätze für die Dramaturgie mußten diese Rezensionen und Antikritiken liefern!

Dalberg war diesem vielversprechenden Plan nicht abgeneigt. Schiller theilte ihm am 2. Juli 1784 den Entwurf zu einer solchen dramaturgischen Monatsschrift mit, welche den ganzen Gang und die innere Beschaffenheit des Mannheimer Theaters dem deutschen Publikum allmählig darlegen sollte[1]. Damit der Herausgeber dieses Werkes, wie er sagt, in die Verfassung gesetzt werde, dasselbe mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und mit freiem, unbefangenem Kunstgefühle zu vollenden, und damit er nicht nöthig habe, vom Eigennutze eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen, erbat er sich von der Intendanz des Theaters eine jährliche Vergütung von fünfzig Dukaten. Aber die Theaterkasse konnte diese billige Schadloshaltung nicht gewähren, und so unterblieb der treffliche Plan. Den Gedanken Dalberg's, diese theatralischen Aüffätze in die Jahrbücher der deutschen Gesellschaft, die jährlich nur einmal in einem Bande erschienen, einrücken zu lassen, verwarf Schiller mit Recht, weil hierdurch wenig oder nichts erreicht werde.

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 81, wo man das Einzelne dieses Planes angegeben findet.

Siebenzehntes Kapitel.

Unentschlossenheit in der Wahl eines neuen dramatischen Stoffes. Entscheidung für Don Karlos. Plan und Ankündigung der Rheinischen Thalia. Subjektiver Ursprung der Charaktere des Don Karlos und des Posa.

„Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging in's Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und sie sprühte Funken."

So spricht Streicher. Dessen ungeachtet fühlte Schiller, seit seiner Ankunft in Mannheim von Bauerbach, seine produktive Kraft durch Krankheit, lästige Geschäfte, Zerstreuungen und Verdrießlichkeiten gelähmt; und als er über das Theater zu theoretisiren anfing, und sich mit dem Plan einer Dramaturgie trug, da wurde ein philosophisches Vermögen in ihm hervorgerufen, und so überwiegend, daß er nicht zum Dichten kommen konnte. Die Reflexion verdrängte die Produktion, und ein unglücklicher Zeitraum der Unentschlossenheit trat ein, wie er bisher noch keine Zeit erlebt hatte. Zwei entgegengesetzte Kräfte, eine intellektuelle und eine poetische, stritten sich um seine Thätigkeit, und bei den immerwährenden Quälereien, welche er in seinem äußern Leben auszustehen hatte, siegte endlich das urtheilende Vermögen über den dichterischen Trieb. Zwar hatte er schon in Bauerbach Hand an den Don Karlos

gelegt; aber nach der langen Unterbrechung wurde ihm dieser Gegenstand fremd, und er holte wieder den Konradin von Schwaben hervor, ohne sich jedoch für diese Idee entscheiden zu können. Auch dachte er häufig an einen zweiten Theil der Räuber, in welchem sich die Dissonanzen des ersten Theils auflösen sollten. Einem Dichter, wie Schiller, welcher an dem gegebenen Stoff nur immer seine Ideen aussprach, mußte die Wahl des Stoffes schwerer werden, als einem andern, welcher den Gegenstand objektiv auffaßte und behandelte. Ihm konnten nur Stoffe dienen, welche zu seiner Ideenwelt in einem günstigen Verhältniß standen. Und wenn er nun bei dieser Unentschlossentheit daran verzweifelte, etwas Eigenes zu produziren, so nahm er sich vor, Shakspear'sche Stücke, namentlich den Macbeth und Timon, für die Bühne zu bearbeiten. Ueber den Timon äußerte er sich in der Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt, in einer später unterdrückten Stelle[1]: „Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung auszustehn, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakspeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und so gewiß ich den Menschen vor allen andern in Shakspeare suche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakspeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als in Timon zu Athen. Es ist ein wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben."

Offenbar beweis't die Unentschiedenheit in der Wahl eines Sujet mehr, als alles andere, die Uebermacht der Reflexion. Es ist aber auch nicht zu bezweifeln, daß ihn seine ideale Dichtungsweise selbst zum Reflektiren anreizte, indem der Dichter durch sie genöthigt ist, das Objekt mit seinem Subjekt in Uebereinstimmung zu setzen, was oft nur auf dem Wege des Verstandes geschehen kann. So meldete sich jetzt schon die Richtung, welche unsern Freund lange Zeit ganz vom Dichten abzog, und welcher er eine ganze Periode seines arbeitsamen Lebens widmen mußte.

[1] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 13.

Endlich, aber erst im Juni 1784, neigte er sich zu Don Karlos. „Ich bin jetzt," schrieb er am 7. dieses Monats an Dalberg, „mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes, historisches Stück, vorzüglich meinen Karlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß gefunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt, niemals von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und Ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem es angehört, schnellern und größern Ruhm, als drei Stücke, wie jenes. Von Ew. Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll? Karlos würde nichts weniger, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause sein; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert ist, müßten, denke ich, interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden."

Dalberg, welcher zuerst auf dieses Sujet aufmerksam gemacht hatte, sprach sich auch jetzt günstig für dasselbe aus. Ihm lag alles daran, daß Schiller nur wieder arbeitete, damit er das noch rückständige Stück liefern konnte. So entschied er sich denn zum zweitenmal für Don Karlos. Er suchte sich von neuem mit der Geschichte, und noch gründlicher, als früher, bekannt zu machen; aber er arbeitete erst von der Zeit an mit aller Kraft an seinem Werke, seit ihm durch Dalberg's oben erzählte Unfreundlichkeit die Hoffnung abgeschnitten war, sich durch die Medizin seine äußere Existenz zu sichern. Was blieb ihm jetzt noch übrig, als einzig und allein seine Muse? Zu seiner eigenen Ausbildung und zur Erholung von seiner Anstrengung las er in Stunden, wo es mit dem Produziren gar nicht gehen wollte, französische Schauspiele

von Racine, Corneille, Voltaire. Sein mächtig in ihm sich regender Verstand unterwarf jetzt die Kunst Gesetzen, welche er bisher, dem englischen Geschmacke ausschließend folgend, gar nicht beachtet hatte, und er hoffte, durch das Studium französischer Muster seinen Geschmack regeln und seine Einbildungskraft zähmen zu lernen. Denn er war durch fortgeschrittene Kultur und fremde Urtheile, wenigstens theilweise, zum klaren Gefühl und zur Einsicht der Fehler und Mängel seiner Stücke gelangt. Er wollte aus dem bisherigen Kreise ganz heraustreten, und etwas ganz Anderes, weit Vollkommneres leisten! Es lag in dem idealen Drang seiner tiefen Natur, immer fortzuschreiten, so daß meistens jedes folgende Werk eine höhere oder wenigstens weitere Entwickelung seines Lebens bezeichnet. Aber er nahm es bei der Lektüre der klassischen Stücke der Franzosen auch in Aussicht, durch Verpflanzung einiger derselben auf deutschen Boden unserer Bühne eine wichtige Eroberung zu verschaffen.

Bei solcher entschiedenen Thätigkeit und bei dem glücklichen Fortgange seines Werkes erfüllte auch bald wieder eine neue Begeisterung und ein erhebendes Selbstgefühl, wie er es lange Zeit nicht empfunden, die Brust unseres Dichters. Der Mensch wird und ist selbst allmählig das, was er thut, und die Freude einer gelingenden Arbeit wird von allen andern Freuden, welche die Erde hat, zusammengenommen nicht aufgewogen. Das höchste Wesen kennt nur die Freude des Schaffens, und welchen Menschen seine Arbeit beglückt, der freut sich auf ähnliche Weise, wie sich Gott freut. Jede andere Lust erinnert uns beschämend an die Schranken unserer Natur, die Lust der Thätigkeit deckt uns deren Unendlichkeit auf. „Karlos," schreibt er am 24. August 1784 an Dalberg, „ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Karlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da

ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

„Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind. Nach dem Karlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dieß ist ein unermeßliches Feld für mich."

„Ew. Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen anfingen; aber wenn Sie abrechnen, wie oft Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen [1]."

Erscheint uns Schiller in dieser Sprache nicht als ein umgewandelter, erneuter Mensch, ganz anders, als wir ihn seit seiner Flucht von Stuttgart und besonders während und seit seinem Aufenthalt in Bauerbach kennen lernten? Gewiß, mit der Mitte des Jahres 1784, wo er seine Künstlerhand an Don Karlos legte, beginnt für ihn eine neue, reinere Lebenserhebung. Mit dieser Tragödie hatte er sich auf einen neuen Grund und Boden gestellt, indem er den bisherigen negativen Kreis seiner dramatischen Dichtung mit der positiven Sphäre derselben — die Abneigung mit der Zuneigung vertauschte. Jetzt erst ward er es inne, daß es der Mühe werth gewesen, aus

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 85. fg.

Stuttgart zu fliehen! Wie er sich bisher unbefriedigt, unsicher, sehnsüchtig, weichherzig zeigte, so machte jetzt dieses krankhafte Wesen, ohne daß sich seine äußere Lage gebessert hätte, einer wahrhaft heroischen Stimmung Platz. Jenen erstern Gemüthszustand hat er im Don Karlos, diesen letztern hat er später, nachdem derselbe noch eine Zeitlang in ihm fortgewirkt hatte, in Posa dargestellt. Denn es ist wohl zu beachten, daß in dem eben angeführten Briefe Posa noch gar nicht unter den Hauptpersonen des Dramas aufgeführt wird. Wider die ursprüngliche Anlage des Stückes hob sich, der vorherrschenden Empfindung des Dichters entsprechend, diese Gestalt allmählig zur bedeutendsten Person der ganzen Tragödie empor.

Sein Landsmann Streicher, der sich immer noch in Mannheim aufhielt, erzählt uns, Schiller's Freude über den guten Erfolg habe seine Lust an der Arbeit, am Leben erhöht; und er habe mit Ungeduld der Abendstunde entgegengesehen, in welcher er seinem enthusiastischen Freunde den poetischen Ertrag des Tages habe vorlesen können. Köstlich seien für Schiller solche Stunden gewesen, in welchen er sein Werk einem reinen, warmen Sinn habe darlegen, und den tiefen, unverfälschten Eindruck habe wahrnehmen können, den es in dem Gemüthe des begeisterten Jünglings hervorbrachte. Denn Streicher, der schon früher keinen höhern Genuß gekannt habe, als Schiller's prachtvolle, gedankenreiche und dennoch so glatt dahinfließende Prosa zu lesen, sei jetzt ganz entzückt gewesen, wenn er die herrlichen Verse in Don Karlos nach den Gesetzen der Tonkunst habe aussprechen hören. Er habe ihn beschworen, bei ähnlichen Gegenständen sich doch nie mehr zur Prosa herabzulassen, da seine erste rhythmische Dichtung schon eine solche Wirkung hervorbringe [1].

Aus diesem erhöhten Lebensgefühl wurde er durch die Mahnung an eine Verpflichtung aufgeschreckt, an die er immer nur mit Bangigkeit denken konnte. Die Stuttgarter Schuld, diese drückendste Last seines frühern und spätern

[1] Streicher's Flucht Schiller's, S. 198.

Lebens, hatte er noch immer nicht von sich abwälzen können. Der Gläubiger wollte sich schlechterdings nicht länger mehr hinhalten lassen, und die Person, welche sich für jene Summe von zweihundert Gulden verbürgt hatte, auf's äußerste gedrängt, entfloh aus Stuttgart nach Mannheim. Man setzte ihr aber nach, bemächtigte sich ihrer hier und hielt sie gefangen. Die Sache konnte für den armen Dichter die nachtheiligsten Folgen haben; seine Ehre und Ruhe waren dahin, wenn dem Menschen nicht geholfen ward. Aber wo sollte er die Summe auftreiben? Seine Eltern, seinen immer noch entrüsteten Vater darum zu bitten, war seinem Stolze unmöglich, seinem Stolze, welcher in seinem Unglücke nur gewachsen war, und der schnelle Rath, der auf der Stelle geschafft werden mußte, ließ kaum eine, vielleicht erfolglose Anfrage auf der Solitude zu. Von dem reichen Dalberg war natürlich keine Hülfe zu erwarten, und so wäre Schiller in die äußerste Verlegenheit gekommen, wenn nicht ein unvermögender Mann sein Retter geworden wäre. Der Baumeister Anton Hölzel, in dessen Haus er wohnte, und welcher ihn sehr hochachtete, verschaffte ihm die erforderliche Summe.

Die Last ruhte aber nichtsdestoweniger noch auf ihm, nur nicht auf einer so empfindlichen Stelle. Um sein Leben nur einiger Maßen von Sorgen frei zu machen, sollte nichts unversucht bleiben! Von dem Theater, das sah er längst, konnte er nicht so viel hoffen, als zur Bestreitung seiner mäßigen Bedürfnisse erforderlich war. Da war er, seit sein Projekt einer Dramaturgie sich zerschlagen hatte, auf den Gedanken gekommen, eine Zeitschrift herauszugeben, die zwar hauptsächlich dem Schauspiel und Theater gewidmet sein, aber auch andere Gegenstände, die den Menschen als Menschen interessiren und mit seiner Glückseligkeit unmittelbar zusammenhängen, in ihren Bereich aufnehmen sollte. Diese Idee ward nun zum Entschluß. Die Rheinische Thalia sollte ihm seine schlimme Lage erleichtern und seine Schulden tilgen helfen. Das Sammeln der Materialien für das erste Heft, für welches er noch keine Mitarbeiter hatte, das Ausarbeiten von Aufsätzen beschäftigte ihn oft bis tief in die Nacht hinein, und sein, durch

den Don Karlos beflügelnder Muth wuchs noch durch die Hoffnung, welche er auf dieses Unternehmen setzte.

Der Herausgeber machte das Publikum mit seinem Plane öffentlich bekannt, und diese am 11. Novbr. 1784 geschriebene Ankündigung, welche er in das deutsche Museum aufnehmen ließ[1], ist ein rechtes Denkmal des neuen Lebens, welches ihn seit der Beschäftigung mit seinem Drama erfüllte und beglückte. Um das Vertrauen des Publikums zum voraus möglichst zu gewinnen, machte er dasselbe mit seiner Jugendgeschichte und seiner Person bekannt. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte." Er spricht nun von seiner Erziehung, seinem Enthusiasmus für Dichtkunst, seinen Räubern, seiner Flucht aus dem Würtembergischen, und fährt dann fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelös't. Das Publikum ist mir jetzt alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinem andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele." Mit demselben erhabenen Sinn und kühnen Ausdruck ist im Folgenden, wo er die Gegenstände seiner Zeitschrift spezialisirt, auch diese Stelle geschrieben: „Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt, und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und — wenn ich mich des Gleichnisses bedienen darf — die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten." Die ganze Exposition, wie er es mit seiner poetischen Zeitschrift zu halten gedenke, ist mit einer Kraft, Entschiedenheit und Prägnanz geschrieben, daß man über den jungen Schriftsteller erstaunen muß. „Ehe

[1] Döring's Nachlese, S. 70 u. folg.

ich schließe," sagt er zuletzt, „noch dieß Einzige. Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war — als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei der Herausgabe dieser Thalia, meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

So legte Schiller in das Literarische immer das volle Gewicht seiner bedeutenden Persönlichkeit. Es ist kein vereinzeltes Talent, was sich in seinem Produziren thätig zeigte, sondern der ganze Mensch tritt uns aus seinen Werken entgegen und spricht wieder den ganzen Menschen in uns an. Nur ein sittliches Verhältniß zu seinem poetischen Stoffe sowohl, als zu seinen Lesern schien ihm das rechte zu sein, und alle seine Charaktere, wenigstens in der ersten Periode, sind mit ethischem Griffel gezeichnet. Das Intellektuelle und Aesthetische bewegte sich ihm nur auf dem Boden des Sittlichen. Die Macht dieser sittlichen Kraft wirkte jetzt, seit er, an Don Karlos arbeitend, das Land, welches er bisher nur im Nebeltraum des Irdischen gesehen, in ätherischem Glanze vor sich schaute, und ihm mit vollen Segeln zueilte, jetzt wirkte die Macht dieser sittlichen Kraft energischer in ihm, als je. Eine so hoch erhabene Stimmung, wie in dieser Ankündigung, findet sich in nichts Früherem, was Schiller geschrieben hat. Alles Frühere ist dagegen nur ein mühevolles Ringen nach der Freiheit des Geistes, in deren freudigem Besitz er sich hier wohl fühlt. Alles Hemmende des Lebens hat er von seiner Natur abgestreift. Sein Freiheitsprinzip hat sich zum Ideal durchgekämpft. Die Kraft hat die Schwäche, das Hochgefühl die Sehnsucht überwunden, und er hat den Gipfel der Richtung erreicht, welche er, seit sein Geist aus den Fesseln der Autorität trat[1], eingeschlagen hatte.

Daß nun dieser Heroismus der Seele die Geburtsstätte des Posa, und daß dieser Charakter nichts anderes ist, als die festgehaltene und durchgeführte Seelenbeschaffenheit und

[1] Siehe oben Kapitel 4, S. 42 fg.

Weltbetrachtung, wie sie allmählig in Schiller sich gebildet hatte, und eben durch dieses Drama in ihm völlig zur Reife kam, das könnte, wenn man es bezweifeln wollte, aus der angeführten Ankündigung bewiesen werden. Denn manche Worte Posa's, z. B.: „Ich kann kein Fürstendiener sein," lesen wir beinahe gleichlautend in dieser Ankündigung; Schiller ist hier ein Kosmopolit, wie Posa im Drama, und beide umfassen die Menschen mit unbegränztem Wohlwollen. Höher steigern konnte der Dichter die von seiner Jugend in ihm treibenden Freiheitsideen nicht, und nachdem er einmal diesen Gipfel erklommen hatte, mußte er Zeitlebens (denn sonst hätte er sich selbst aufgeben müssen) in dieser Sphäre wandeln, nicht zwar äußerlich im Leben, aber seine tiefste Gesinnung war in ihren Grundzügen für immer entschieden. „Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er sein können[1]." Von allen Charakteren, welche er dichtete, hatte Schiller nach der Versicherung derer, welche ihn genau kannten, am meisten Aehnlichkeit mit dem Marquis Posa. Er selbst war gleichsam die lebendige Ausführung zu diesem Charakterumriß. Natürlich und nothwendig, könnte man beifügen, blieb der Dichter selbst bei seinem letzten subjektiven Charakter stehen, den er überhaupt gedichtet hat, und in welchem er zugleich die ihm wesentliche sittlich-politische Denkweise auf die glänzendste Weise manifestirt hatte. Modifizirt mochte noch Manches werden an dieser Ueberzeugung, die Schiller durch die Dichtung dieses Weltdramas erst recht in sich ausbildete und fest begründete, Manches mochte gemildert werden, und das Ganze konnte auch in den Hintergrund treten, oder er mochte in der Folge auch die Anwendung dieser Ideen in Zweifel ziehen oder geradezu läugnen[2] — die Grundlage blieb nichtsdestoweniger um so mehr erschüttert, da Schiller dieselbe später nicht mehr zum Gegenstand seines besondern Nachdenkens gemacht zu haben scheint. Nach außen hin, in's Politische hinein,

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 297.

[2] Hiervon wird besonders in der 4. Abtheilung dieser Schrift die Rede sein.

hatte Schiller hiermit sein sittliches Lebensprinzip ausgebildet; in der folgenden Periode verfolgte er es denkend auch in's Innere, in's Moralische und Aesthetische.

Durch das in diesem Kapitel Gesagte möchte der subjektive Ursprung der Figuren Don Karlos und Marquis Posa hinreichend nachgewiesen sein. „Karlos," schreibt Schiller selbst an Reinwald im April 1783, also vor der obenerwähnten Lebenskrisis, durch welche Posa die Hauptperson der Tragödie ward, „hat den Puls von mir[1]." Aber auch nach dieser Krisis, nachdem der Marquis schon sein Lieblingsheld geworden, verlor Karlos noch nicht alles Interesse für ihn. Denn von den beiden sittlichen Lebensprinzipien Schiller's repräsentirt offenbar Karlos das Prinzip der schönen Menschlichkeit, Posa das Prinzip der Freiheit.

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 106.

Achtzehntes Kapitel.

Neigung. Peinliche Lage. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimarischer Rath. Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern. Aufbruch von Mannheim.

So lange Schiller noch in der zärtlichen, idyllischen Don Karlos-Stimmung war, wurde der Briefwechsel mit seiner Freundin in Bauerbach, deren Tochter er immer noch liebte, fortgesetzt. Der letzte an sie geschriebene Brief vom 7. Juni 1784, der sich erhalten, ist merkwürdig, weil er sich in ihm, ob halb im Scherze? — um Lotte sogar bewirbt. Er müsse gestehen, vertraut er der Frau von Wolzogen, daß er sich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen; nichts in der Welt, als dieß, werde seinem Herzen die glückliche Ruhe und seinem Geiste die zu Kopfarbeiten nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen können; sein Herz sehne sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme: die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten ihm Heiterkeit in seinen Geschäften geben, und seine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die ihn ewig herumzerrten; auch sei er überzeugt, eine Frau glücklich machen zu können, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machten. „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer

genug wäre! oder könnte ich Sie beim Worte nehmen, und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber glücklich gewiß." Diesem Wunsche sind aber in demselben Briefe unter einem andern Datum sogleich die Worte beigefügt: „Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen."

Daß von einer solchen Bewerbung keine weitere Notiz genommen wurde, versteht sich von selbst. Uebrigens war er zu dieser Zeit keineswegs beständig der Meinung, daß er eine Frau glücklich machen werde. In einem Briefe an seinen Akademiefreund Zumsteeg vom 19. Januar 1784 sagt er von sich gerade das Gegentheil, denn er lebe jetzt zwar in einem angenehmen dichterischen Taumel, der ihn vielleicht aber in seinem dreißigsten Jahre nicht mehr sehr reizen werde. „Bedenke selbst," setzt er hinzu, „wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glücke ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewissen Kapricen — doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen[1]."

Aber das Herz nimmt keine Rücksicht auf unsere äußere Lage, und diese selbst erinnerte ihn unaufhörlich durch den schrecklichsten Kontrast an den glücklichen Zustand des häuslichen Lebens, von dem ein poetisch gestimmter Jüngling immer mehr hofft, als er nachher in ihm findet. „An eine Person," ruft er aus, „die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegenkommt, und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu sein — an ihrer Brust unsere Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen, und alle Bitterkeit des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens!" Sein Gemüth war

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 60

so sehr für Liebe geschaffen, daß es ihm Bedürfniß war, an jedem Orte, wo er sich längere Zeit aufhielt, einen Gegenstand seiner Neigung zu suchen. Eine poetische Natur hört nie auf, zu lieben.

An den wackern und gebildeten Buchhändler Schwan hatte sich Schiller längst enge angeschlossen. Er pflegte ihm aus seinen Schauspielen Scenen, die so eben fertig geworden waren, vorzulesen, mit besonderm Nachdruck, wenn seine Tochter zugegen war. Margaretha Schwan soll ein sehr schönes Mädchen gewesen sein, mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Sie hatte eine ausgezeichnete Bildung genossen, lernte aber in dem gastfreien, von Gelehrten und Literaturfreunden besuchten Hause ihres Vaters auch die Kunst, ihre Vorzüge geltend zu machen. Sie war damals neunzehn Jahr alt, und besorgte das Hauswesen, da ihre Mutter vor Kurzem gestorben war. Eine geraume Zeit war das Verhältniß zwischen ihr und Schiller ein bloß freundschaftliches. Durch jene literarischen Unterhaltungen, bei denen aber der Vater immer zugegen war, oder auf kleinen Lustparthien in die Umgegend, bisweilen in größerer Gesellschaft, lernte man sich näher kennen. Als Schiller's Phantasie für Lotte von Wolzogen aber ganz unerwiedert oder vielmehr unbeachtet blieb, und in der Mitte des Jahres 1784 allmählig verschwand — da trat, aber erst im Herbste dieses Jahres, und in dem darauf folgenden Winter[1], die interessante „Schwanin" seinem Herzen nahe und immer näher. Es war trefflich, daß sein neues Drama mit einer neuen Liebe zusammenfiel; die letztere diente dem erstern. Der spanische Königssohn bezeugt den neuen affektvollen Seelenzustand, in welchem Schiller war, als er ihn dichtete.

Mit diesem Dichten und Lieben bildeten dann die täglichen kleinern, aber immer wiederkehrenden Quälereien seines

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 207. Darnach mag man ermessen, was man von der Versicherung zu halten habe, daß die 1781 gedichteten Lauralieder auf Margaretha Schwan gingen — „eine Sache, die aus zuverläßiger Quelle geschöpft und unbestritten wahr ist," wie Döring sagt.

Lebens einen sonderbaren Gegensatz. Es war unserm Künstler beinahe unmöglich, Kleider, Wäsche, Bücher, Schriften in Ordnung zu halten. Die Unordnung in seinem Zimmer war der Unordnung in seinem ehemaligen „Loche" in Stuttgart ähnlich. Sie übertraf alle Vorstellung; nichts Bewegliches war an seinem Platze, selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird. Es würde eine des Pinsels eines Hogarth würdige Aufgabe gewesen sein, das Innere des Zimmers dieses von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes recht getreu darzustellen [1]. Aber je mehr er diese kleinlichen, alltäglichen Dinge ignoriren wollte, desto mehr wurde er von ihnen geneckt und gequält. Er hätte durchaus einer andern, am Besten einer weiblichen Hand bedurft, die ihm alle diese Dinge besorgte. Er verstand eher alles, konnte alles lernen, nur das Gewöhnlichste, das Gemeinste nicht. Wie mußte ihm zu Muth sein, wenn er eben voll von einem poetischen Plan oder im besten Fluß seiner Arbeit war, und jetzt gerade reine Wäsche in Empfang nehmen und nachzählen, oder gebrauchte besichtigen und herbeiholen sollte; wenn er nach spätem Erwachen seine Kleider beschädigt fand, oder wenn sein nur nach Viertelstunden bedungener Diener zur unrechten Zeit eintraf! Es kam dazu, daß er trotz seines Vorsatzes, gut zu wirthschaften, sich doch nicht in seinen Finanzen verbesserte; denn seine Schulden vermehrten sich täglich, geschweige denn, daß er die alten hätte abtragen können. Er ließ sich seine kärgliche Mittagskost, von welcher noch für den Abend etwas zurückbehalten werden mußte, aus einem Wirthshause holen. Dessen ungeachtet reichte sein Einkommen nicht aus, besonders auch wegen der sogenannten Ehrenausgaben, welche ihm durch seine geselligen Verbindungen auferlegt waren; und seine Kasse war so schlecht bestellt, daß er oft nicht allein für den nächsten Monat, sondern auch für die nächste Woche, ja für den nächsten Tag in Sorge war. Nimmt man hierzu noch die mancherlei andern Unannehmlichkeiten, lästige Besuche, Geschäfte als Theaterdichter, Konflikte mit den Schauspielern, so gehörte wirklich ein hoher Geist und jener

[1] Streicher a. a. O., S. 188.

„bodenlose Leichtsinn, mit welchem ihn die Natur beglückt hatte[1],“ dazu, um nicht zu verzweifeln.

Daß er sich in einer solchen verwünschten Situation oft, und nicht allein aus idyllischem Hange, nach Bauerbach zurücksehnte, ist nur allzu natürlich. „Noch immer,“ schreibt er an Reinwald, „trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auch einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume umherwandelte und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft für stillere Freuden zusammen!“ — Der sorgenlose, behagliche Zustand in dem abgeschiedenen Bauerbach war ihm so unvergeßlich, daß er, wie seine Schwester versicherte, noch nach vielen Jahren die damalige Zeit als die schönste und glücklichste seines Lebens rühmte.

Doch traten auch in seine jetzigen Mannheimer Leiden und Zerstreuungen manche erfreuliche Stunden und günstige Vorfälle ein. Seine älteste Schwester besuchte ihn, von seinem Freunde Reinwald begleitet, auf kurze Zeit in Mannheim. Die blühende kräftige Jungfrau war entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, welcher bei seiner Kränklichkeit und Hypochondrie nur ein geringes Einkommen hatte. Erfreulich und fördernd war auch die Bekanntschaft mit der von Kalb'schen Familie. Herr von Kalb hatte als Offizier in französischen Diensten den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgefochten, und wählte etwa im August 1784 mit seiner Gemahlin und Schwägerin Mannheim zu

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 301.

seinem Aufenthaltsort. Die Bekanntschaft mit Frau von Kalb verwandelte sich bald in eine Freundschaft, die für das ganze Leben Bestand hatte. Sie war, nach dem Urtheil der Frau von Wolzogen [1], die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit welcher er in näherm Verhältnisse stand. Während er sich von ihr verstanden fühlte, hatte sie als Frau von Welt einen günstigen Einfluß auf seine Haltung im geselligen Leben. „Ich bin überzeugt," schreibt er an Dalberg über sie, „daß Sie eine vortreffliche Person in ihr finden werden, die, ohne aus ihrem Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichnet." — Als er ihr aber an einem Nachmittag die ersten Scenen seines Don Karlos vorlas, wiederholte sich ein Mißgeschick, welches er früher schon einmal erfahren hatte. Die Blicke der Zuhörerin waren unverwandt auf den mit Pathos deklamirenden Dichter geheftet, ohne daß der leiseste Ausdruck ihre Empfindung verrathen hätte. Als er geendigt hatte und sie bat, ihr Urtheil über den Werth des Gedichts aufrichtig zu sagen, suchte sie erst einer bestimmten Erklärung auf die schonendste Art auszuweichen, endlich aber sagte sie laut lachend: „Lieber Schiller! das ist das Schlechteste, was Sie noch gemacht haben." — „Nein! das ist zu arg!" erwiederte dieser, nahm Hut und Stock und entfernte sich augenblicklich. Als aber die fein gebildete Dame das zurückgelassene Manuskript für sich gelesen hatte, war sie schnell entgegengesetzter Meinung, und ließ den Verfasser zu sich bitten, um ihm eine abbittende Ehrenerklärung zu thun. Sie fügte aber doch auf eine schonende Weise bei, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Weise, mit welcher er sie vortrage, nothwendig verlieren müßten.

Wenn man eine klare Vorstellung davon haben will, wie Schiller dichtete, braucht man ohne Zweifel nur daran zu denken, wie er seine Gedichte vorlas. Er that beides ungefähr mit gleichem Affekt. Es war übrigens ein sonderbarer Zufall, daß seine neuen hochgeschätzten Freunde gerade den Namen führten, unter welchem er in Kabale und Liebe eine „gewisse Narrenart" lächerlich zu machen gesucht hatte. Als

[1] Schiller's Leben, Th. 1, S. 205.

das Trauerspiel wieder aufgeführt werden sollte, hatte er die Aufmerksamkeit, den Namen des Hofmarschalls umändern zu wollen. Doch diesem Vorhaben widersetzten sich Herr und Frau von Kalb, aus einem richtigen Urtheil nnd Gefühl.

Noch ehe er sich an diese Familie in Mannheim angeschlossen hatte, erwarb ihm seine Muse in weiter Ferne andere Freunde, die ihn noch mehr anzogen. Er konnte nicht umhin, die angenehmste und schmeichelhafteste Ueberraschung seines Lebens, die ihm widerfahren war, sogleich seiner mütterlichen Freundin, Frau von Wolzogen, und auch Herrn von Dalberg in den Briefen, die er an sie schrieb, zu erzählen. Im Anfang des Juni 1784 bekam er ein Paket von Leipzig geschickt, in welchem er von vier ganz unbekannten Personen Briefe voll Wärme und Begeisterung für sich und seine Gedichte fand. Sie waren von einer mit dem besten Geschmack gestickten Brieftasche, einem in Musik gesetzten Liede aus seinen Räubern und den vier kleinen Porträten dieser Verehrer des Dichters begleitet, unter welchen sich zwei schöne Frauenzimmergesichter befanden. Es waren L. F. Huber[1], C. G. Körner[2], und Minna Stock, Körner's Braut, nebst ihrer Schwester Dora, von welchen diese Geschenke kamen. Die Schwestern hatten die freundlichen Gaben ausgearbeitet, der musikverständige Körner das Lied komponirt.

Kaum ist es zu sagen, welchen Eindruck diese ehrende Ueberraschung auf ihn machte. Er sprach sich offen darüber aus, aber noch mehr, als seine Gespräche, bezeugten seine erhöhte Heiterkeit, wie erfreulich es ihm war, sich in weiter Ferne von gebildeten Menschen innig verstanden, hochgeachtet und geliebt zu fühlen. Nun mochte er die theilnamslose Kälte seiner Umgebung, in welcher nur sehr wenige den Sinn seiner Dichtungen zu würdigen im Stande waren, schon gleichmüthiger erdulden, da er es wußte, daß in der Fremde unbekannte Herzen mit dem seinigen harmonisch zusammenschlugen, und leichter wurde es ihm, seine Dürftigkeit gelassen zu

[1] Geboren 1764 zu Paris, gestorben 1804 als bairischer Landesdirektionsrath zu Ulm.

[2] Geboren am 7. Juli 1756 zu Paris, eine geraume Zeit Oberappellationsrath in Dresden, starb in Berlin 1831 als geh. Oberregierungsrath.

ertragen in dem herzerhebenden Genuß eines so schönen Glückes. „Sehen Sie," schreibt er an Frau von Wolzogen, „sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenlauf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuten, mich kennen zu lernen; daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß." — Wem fallen hierbei nicht die Verse ein:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre."

Der glückliche Gedanke dieser engverbundenen Menschen, dem edeln Dichter eine kleine Freude zu bereiten, war von dem größten Einfluß auf sein ganzes Leben und erwarb ihm in Körner einen solchen Geistes- und Herzensfreund, wie er bisher noch keinen besessen hatte und auch später einen zweiten kaum wiederfand. Mit Recht sagt Streicher, daß es für denjenigen, der sich der Werke des Unsterblichen erfreue, noch heute eine Art von Pflicht sei, dabei auch Körner's, seines unwandelbaren Freundes, in Liebe zu gedenken. Denn dem, welcher einen Hochbegabten durch seine Theilnahme fördert, gebührt auch ein Antheil an dem Herrlichen, welches

dieser hervorbringt. Ein Briefwechsel ward mit den neuen Freunden eingeleitet und lebhaft fortgesetzt, welcher Schiller's Eifer und seine Thätigkeit in einen lebhaften Schwung zu setzen schien, denn er arbeitete nun ohne Unterlaß an Don Karlos und an dem ersten Heft der Thalia. Es wurde bald die Hoffnung in ihm rege, daß diese neuen Freunde wohl alles zu thun bereit sein würden, um ihn aus seinem trostlosen Zustande zu erlösen und in bessere Verhältnisse zu bringen. Körner, einer ansehnlichen Familie in Leipzig entsprossen, mit allen Vortheilen einer wissenschaftlichen Bildung und einer liberalen Erziehung ausgerüstet, lebte damals, ehe er als Appellationsrath in Dresden angestellt wurde, ganz seiner wissenschaftlichen Muße und dem unverkümmerten Glücke der Liebe. Dem Kreis, den er selbst mit seiner geistreichen, liebenswürdigen Braut, Minna Stock, und deren ähnlicher Schwester bildete, schloß sich Huber, welcher sich später auch durch Schriften rühmlich bekannt gemacht hat, enge an. Die eigene vielseitige Ausbildung, das Lesen der besten Schriftsteller, die Ausübung der Kunst verschafften diesen Menschen die anmuthigste Unterhaltung und den edelsten Genuß.

Doch diese neuen freundschaftlichen Verbindungen gewährten Schillern in seiner unbestimmten, äußern Lage nur eine ideale Zuflucht, keine reelle Abhülfe und Verbesserung, deren er vor allem andern bedurfte.

Zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der regierende Herzog von Weimar, Karl August, werde die landgräfliche Familie in Darmstadt besuchen. Schiller wünschte nichts mehr, als einem so gepriesenen Fürsten persönlich bekannt zu werden und sich ihm als einen solchen zu zeigen, welcher würdig wäre, dem Weimar'schen Vereine von Männern beigesellt zu werden, der damals schon die allgemeine Aufmerksamkeit von Deutschland erregt hatte. Herr und Frau von Kalb bestärkten und ermunterten ihn, sich dem Herzog vorstellen zu lassen, und sie so wohl als Herr von Dalberg versahen ihn mit Empfehlungsbriefen an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen, unter denen besonders auch die Frau Landräthin wegen ihrer freundlichen Begegnung ausgezeichneter Künstler und Dichter gerühmt wurde.

Schiller war durch sein früheres Verhältniß zu dem Herzog von Würtemberg auf den Umgang mit fürstlichen Personen schon hinreichend vorbereitet, daß er es sich, zumal bei seinem jugendlichen Selbstgefühl, wohl zutraute, in die Sphäre der höhern Gesellschaft einzutreten. Frau von Kalb mochte ihn auch mit manchem guten Rath ausgestattet haben, besonders wie er vorlesen müsse, wenn er gefallen wolle. Denn sein Don Karlos sollte ihn in diese erlauchte Gesellschaft einführen. Diese Dichtung, welche den innern Triumph des Menschlichen über den Zwang politischer und konventioneller Formen darstellt, mußte, wie er richtig voraussah, die Herzen edler Fürsten, welche sich in diesen Widerstreit verwickelt fühlten, besonders ergreifen. Der Wunsch, einen Theil des Stücks vorlesen zu dürfen, wurde dem berühmten jungen Dichter gerne gewährt. Der erste Akt des Don Karlos ward auch mit einem so entschiedenen Beifall aufgenommen, daß es bei einer nachfolgenden Unterredung Schiller's mit dem Herzog nur einer leisen Bitte bedurfte, um eine öffentliche Anerkennung seines Talents zu erhalten.

Schiller kehrte als Herzoglich Weimar'scher Rath nach Mannheim zurück.

Dieser an sich leere Titel gestaltete seine ganze Zukunft um und verbesserte sogleich seine Gegenwart. Sein äußeres Leben hatte einen gewissen Anhaltspunkt, und konnte sich jetzt ruhiger fortbewegen. Der Wunsch seiner Eltern, er möchte eine dauernde Versorgung finden, schien sich der Erfüllung zu nähern; seine Tadler in der Heimath waren durch die Anerkennung, die er im Auslande gefunden, gleichsam widerlegt, und auch diejenigen, welche bisher gegen seine Arbeiten gleichgültig gewesen waren, mußten ihm jetzt seine Aufmerksamkeit zuwenden, da sie von einem Fürsten, „welcher an das Vortreffliche gewöhnt war", des Beifalls würdig geachtet wurden. Aber auch auf Schiller selbst hatte dieser Beisatz zu seinem Namen, vielleicht ohne daß er es selbst ganz wußte, einen großen Einfluß. Er wurde in seinem Betragen freier, bestimmter und sicherer. Er sah in der Nacht der Zukunft einen hellen Stern, nach dessen Richtung hin er sein Leben führen konnte. Er gehörte jetzt wieder einem Fürsten, einem deutschen

Staate an, ja er konnte sich als Genosse des edelsten Geistervereines, der sich in Weimar zusammengefunden, betrachten. Seine Thätigkeit war neu belebt; der Flüchtling fühlte sich von dem besten Fürsten wieder in die Gesellschaft aufgenommen. Seine Urtheile über das Theater wurden jetzt schärfer und lakonischer, als früher. Seine Verbindungen mit dem Theater waren gelöst; der Kontrakt ward nicht erneuert. Zwar war Schiller nach dem Vertrag noch ein Theaterstück schuldig. Aber der Vertrag, dessen wir früher erwähnten, wurde vielleicht abgeändert oder der Termin dieses dritten Dramas weiter hinausgeschoben. Wenigstens ward im Jahr 1788 Don Karlos, von Schiller für das Theater eingerichtet, in Mannheim gegeben[1]. Er nahm daher dem Theater gegenüber eine ganz andere Sprache an.

Ueber die Vorstellung von Kabale und Liebe am 18. Januar 1785 war er im höchsten Grade entrüstet. Er schrieb darüber den andern Tag an Dalberg: „Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Konvenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleinste Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einer Periode die bestmöglichste Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das mehr, als sonsten gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläßige Einstudiren der mehrsten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. — — Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat,

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring (Zeitz. 1834), S. 87.

als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall setzen, den Werth meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hiesigen Bühne öffentlich sprechen soll, so konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." Dieser Brief ist kurzweg unterzeichnet: R. (Rath) Schiller.

Das erste Heft der Thalia erschien im Lenzmonat 1785[1]. Die Zeitschrift ist dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, „dem edelsten von Deutschlands Fürsten und dem gefühltesten (?) Freund der Musen" gewidmet. „Sollten Sie, Durchlauchtigster Herr, den Beifall, den Sie mir damals (bei der Vorlesung des Don Karlos) schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu schreiben."

In diesem Journal war dem Mannheimer Theater eine eigene Rubrik gewidmet, wo er seine Unzufriedenheit unverholen aussprechen wollte. Auch werden hier die Schauspieler so wenig, als das Publikum geschont. Es wird von einer schülerhaften Vorstellung des „Günther von Schwarzburg" gesprochen, und von der Madame Rennschüb, der Gattin des Regisseurs der Mannheimer Bühne, wird bemerkt: sie habe die Rolle der Engländerin in Kabale und Liebe zum

[1] Dieses Heft enthält sieben Artikel, welche theils vortrefflich, theils pikant oder interessant genug waren, um allgemeines Aufsehen zu erregen. Zu dem Vortrefflichen gehört die Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt und der erste Akt des Don Karlos. Die Erzählung: Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache, ist aus einer Handschrift von Diderot, welche Schiller von Dalberg erhalten hatte, übersetzt, und nur der Epilogus ist von Schiller. Diese Erzählung hätte daher Döring nicht in Schiller's Nachlese aufnehmen sollen (sonst mußte er auch Schiller's Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika wieder abdrucken lassen). × Dagegen haben alle übrige Artikel Schiller znm Verfasser, nämlich: Der Saal der Antiken zu Mannheim — Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters — Wallensteinischer Theaterkrieg — und Dramaturgische Preisfragen. Keiner von diesen Aufsätzen durfte von Döring ausgelassen werden.

× S/1 von Johan Chrd Schiller † 1815 z. Mainz
(ein Vetter d. alten Schillers)

Theil vortrefflich gespielt, sie sei ihr aber nicht ganz gewachsen. „Dennoch würde Madame Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.“ Herr Beil, heißt es weiter, habe die launige Rolle des Musikus erfüllt — so viel er wenigstens davon auswendig wußte. Im Allgemeinen wird gesagt: „Schiefes Spiel vergibt man dem schwachen Kopfe, aber den Schauspieler, der sich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der dasteht und seinen Dialog um Gotteswillen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen.“

Diese und andere freimüthige Ausstellungen brachten unter den Schauspielern eine um so größere Bewegung hervor, als damals in Theaterkritiken einzelne Schauspieler sehr selten genannt wurden. Schiller schrieb darüber am 19. März an Dalberg: „Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennschüb, und in einigen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühle und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wären Mord und Todtschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne, wenn sie auch nur in die Wochenstube gehörte. Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit Ew. Excellenz, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich aber kaum verschlucken kann, und was ich fest entschlossen bin, zu rügen, ist das Betragen des Herrn Böck. Herrn Böck habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieser Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles dieses habe ich haarklein erfahren.“ — Der größte Theil der Schauspieler schmähte und schimpfte ihn. Es herrschte eine beinahe allgemeine Erbitterung.

Diese Unannehmlichkeiten verleideten ihm den Aufenthalt in Mannheim vollends. Es war seiner Natur zuwider, in Haß und Streit zu leben, so rüstig er auch war, für seine

Ehre und Ueberzeugung mit Wort und That zu kämpfen. Seine höheren Ansichten von der Bühne, gestand er sich nun selbst zu seiner Beschämung und zu seinem Verdruß, ließen sich nicht durchführen. Alle seine Plane waren gescheitert! Er wollte den Theaterdichter aufgeben, um als Rath eine ehrenvolle Laufbahn zu betreten. Es ward daher mit seinen Leipziger Freunden und auch mit Herrn Schwan das Nöthige eingeleitet, daß er Mannheim verlassen könnte. Schon zu Ende des Monats März 1785 ging er nach Leipzig. Seine Abreise wurde durch Wechsel, die er von seinen dortigen Freunden erhielt, ermöglicht oder erleichtert. Seine Schulden konnten nicht alle getilgt werden.

Den Abend vor der Abreise, bis Mitternacht, brachte er noch bei seinem treuen Freunde Streicher zu. Die bittersten Erfahrungen hatten ihn hinlänglich belehrt, daß in Deutschland auch der talentvollste und fleißigste Schriftsteller ohne ein Amt oder sonstige Hülfsquellen darben müsse. Er schien fest entschlossen, die Dichtkunst in Zukunft nur in der aufgeregtesten Stimmung auszuüben und mit allem Eifer die Rechtswissenschaft zu studiren, von welcher er eine ehrenvolle Laufbahn meinte erwarten zu dürfen. Er besprach diesen Plan von allen erdenklichen Seiten. Seinem Talente und Fleiße traute er es zu, daß er sich, unterstützt von der Leipziger Bibliothek, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft würde aneignen können, um in derselben den Doktorhut zu erlangen. Was einem gewöhnlichen Kopfe nur in einigen Jahren möglich sei, das müsse er, der von Jugend auf im Denken Geübte und ernstlich Wollende, in kurzer Frist erlangen können. Mit seinen weitausgreifenden Schritten werde er den Schneckengang anderer überholen, und schnell an einem Ziele sein, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe. Die Ausführung dieses festen Vorsatzes schien ihm so leicht, und eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleinern sächsischen Höfe dünkte ihm so nahe, daß sich die Freunde die Hände darauf gaben, so lange einander nicht schreiben zu wollen, bis Schiller — Minister, und Streicher Kapellmeister sein werde. Mit diesem schwärmerischen Versprechen schieden beide von einander.

So höchst besonnen Schiller über fremde Verhältnisse urtheilte, so phantastisch faßte er damals noch sein eigenes Leben und besonders seine Zukunft auf, indem er an diese letztere seine ungeheure Willenskraft und die Idealität seines Wesens als Maßstab anlegte. Das ist aber ein ewiges Gesetz der Natur, daß der Genievolle nur in seiner Sphäre etwas Großes vermag, und daß ihm außerhalb derselben beinahe alles schwerer wird, als dem gewöhnlichen Menschen. Denn das ist der Unterschied zwischen beiden: dem Genie ist seine Laufbahn durch eine innere Bestimmung mit Nothwendigkeit vorgeschrieben, den Alltagsmenschen bestimmen und machen äußere Zufälle. Wer aber zum Bewußtsein der in ihm wirkenden genialen Naturkraft gekommen ist, verwechselt sie, wenn er ideal gestimmt ist, leicht mit der freien Willenskraft, und wähnt durch diese überhaupt so viel zu vermögen, als er nur im Besondern durch jene zu leisten im Stande ist. Hätte Schiller diese Phantasie nicht bald wieder aufgegeben, so würde er es zu seinem Verdrusse erfahren haben, wie unendlich schwer es in vorgerücktem Alter einem selbstthätigen, philosophischen Geiste wird, sich das unendliche Detail einer trockenen, uninteressanten Berufswissenschaft gehörig anzueignen, und wie das Bedürfniß, über alles zu denken und alles zu verstehen, dieß Geschäft nicht abkürzt, sondern verlängert. Aber es scheint ihm mit diesem Plane selbst nicht ganz Ernst gewesen zu sein oder seine Leipziger Freunde belehrten ihn schnell eines Bessern, denn schon am 24. April desselben Jahres sagt er in einem Briefe an Schwan, daß er sich unvermerkt wieder zur Medizin zu bekehren gedenke. Seine Einbildungskraft war damals noch überreich an Entwürfen für das Leben, wie für die Dichtung.

Neunzehntes Kapitel.

Leipzig und Dresden. Margaretha Schwan. Körner. Das Lied an die Freude nebst einigen andern Gedichten.

Es ist unwahrscheinlich, daß Schiller auf seiner Reise von Mannheim nach Leipzig die Frau von Wolzogen in Bauerbach und seinen Reinwald in Meiningen besucht hat, von dem wir es nicht bestimmt anzugeben wüßten, ob er schon mit der Schwester des Dichters verheirathet war oder nicht[1]. Seine Stimmung war damals eine ganz andere, als zur Zeit seines Aufenthalts in Bauerbach, und vielleicht wollte er sich seinen Freunden auch nicht vorstellen, so lange seine Lage noch immer so schwankend war. Wenigstens erwähnt er dieses Abstechers nicht in dem eben angeführten Briefe an Schwan vom 24. April, in welchem er doch einige andere Reisenotizen mittheilt. „Unsere Hierherreise," schreibt er, „war die fatalste, die man sich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Bach an immer

[1] Der Verfasser der Lebensbeschreibung Schiller's in „Henning's deutschem Ehrentempel" versichert, „Schiller habe sich einige Zeit bei seinem Schwager Reinwald in Meiningen aufgehalten." Aber diese Biographie enthält viele Unrichtigkeiten.

zwei Vorspannpferde gebrauchen mußten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags geschlossen sein sollte, bis auf den Sonntag verzögert."

Die bisher bekannt gewordenen Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Leipzig und bald nachher in Dresden, sind leider! so unzulänglich, daß wir uns von dieser Zeit seines Lebens am wenigsten ein bestimmtes, klares Bild entwerfen können. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf seine literarische Thätigkeit gerichtet haben, und uns nach dieser die Entwickelung seines Geistes zu deuten suchen.

Wenn wir nicht genau angeben können, wie sein äußeres Leben in Leipzig eingerichtet war, so wissen wir wenigstens, wie er vor hatte, es einzurichten, als er dahin abzureisen gedachte. In einem Briefe von Mannheim vom 15. März an Huber, führt er uns, nach seinem Ausdrucke, in das Innere seiner häuslichen Wünsche ein.

„Ich bin Willens," schreibt er[1], „bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt."

„Fürs andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 97 u. folg.

des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen sein, bis ich ihn habe."

„Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend andrer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu sein. Es fragt sich also: Kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?"

„Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Jorik sagt, ihn verbessern nnd aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit."

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr."

„Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speis'te." —

„Ich schreibe Ihnen das Alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt." —

Man sieht, Muth und Entschlossenheit belebten den jungen Herrn Rath, der nicht daran zweifelte, jetzt bald sein Glück in der Welt machen zu können. Von empfindsamer Sehnsucht nach einem Bauerbach'schen Stillleben war er wenigstens für den Augenblick ganz und gar gereinigt. Der erste Akt des Don Karlos war ja schon gedruckt, und die folgenden sproßten in seiner Seele. Es wächs't der Mensch mit seinen Thaten! — In wie weit er aber jene häuslichen Plane in Ausführung setzte, ist uns unbekannt. „Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte," äußert sich ein unverdächtiger Zeuge[1], „aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebe-Geben und Empfangen, darüber hat mir der verstorbene Huber, den ich früher durch Briefwechsel, später persönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Erfreuliche erzählt. — Während man den Dichter im Herzen trug, und ihm auf dem Papier einen Triumphbogen nach dem andern baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer, und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialste Weise nicht bloß zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie. Seit dem Beginn des Don Karlos war ein neues Leben in ihn gekommen, er sah hier eine Arbeit vor sich, die sein ganzes Gemüth befriedigend anregte" u. s. w.

Er war zur Meßzeit in Leipzig angekommen. Das Getümmel der Menschen, so viele ihm neue Gegenstände fesselten seine Aufmerksamkeit und beschäftigten seinen Geist. Er war ganz zufrieden. In dem schon mehrmal citirten Briefe an Schwan rühmt er sich nicht ohne einige Selbstgefälligkeit der unzähligen Bekanntschaften, die er in der ersten Woche seiner Anwesenheit in Leipzig schon gemacht habe; seine angenehmste Erholung sei, Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo sich die halbe Welt Leipzig's zusammen finde, und er seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere. Auch seien ihm von verschiedenen Orten sehr verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht worden, denen er wohl

[1] In einem Aufsatze: „Zu Schiller's Bildungsgeschichte. Andeutungen von Schiller selbst, nebst Beiträgen zur Gesammtausgabe seiner Werke," Blätter für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 285.

schwerlich werde widerstehen können. „Es ist so eine eigene Sache," fährt er fort, „mit einem schriftstellerischen Mann, mein Freund. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar, einiger vollgekleckster Bogen wegen, zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rund geschnittene Haare, Kourierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." Zuletzt bemerkt er noch, daß viele Leipziger Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu kampiren und das Land zu genießen pflegten; so werde auch er einige Monate in einem nahgelegenen Dorfe zubringen.

Der Kreis glücklicher Menschen, in den sich der beunruhigte, umhergeworfene Mann als Mitglied aufgenommen sah, mußte ihm für den Augenblick ein Gefühl der Sicherheit geben, daß er sich wohl mit dem Wahne täuschen konnte, schon in dem Hafen des Glückes angelangt zu sein, oder wenigstens jetzt bald und leicht einlaufen zu können. Diese Zuversicht konnte gesteigert werden durch den Zuspruch und die Hoffnungen, welche manche seiner Verehrer gutmüthig und unbesonnen in ihm rege machten. Auch wogte ja damals in seinem Busen die erhabene Begeisterung des Marquis Posa. Wer einen solchen sichern Schatz in der Fülle seines eigenen Geistes trägt, schmeichelt sich leicht mit der Hoffnung, auch sein äußeres Glück beherrschen zu können! Eine freudige Gemüthsstimmung, welche sich auf edle Freundschaft, auf sittliche Ideen und hohe Hoffnung gründete, mußte sich unter diesen Umständen der Seele unseres Schiller bemächtigen. Aus ihr entsprang das Lied an die Freude. Gedichtet wurde dasselbe in dem eine Viertelstunde von Leipzig liegenden Dorfe Gohlis, wohin ein sehr anmuthiger Spaziergang durch ein Wäldchen, das Rosenthal genannt, von Leipzig aus führt, und wo er einige angenehme Sommermonate verlebte.

Ohne Zweifel ist „dieser unsterbliche Rundgesang an die Freude, welcher mit den Riesenfittigen dithyrambischer Begeisterung alle Geister und alle Welten umarmt," ursprünglich nur für den kleinen Kreis der Edeln gedichtet, in welchen sich Schiller aufgenommen sah und in dem er sich so glücklich fühlte. Er ist die jubelnde Begrüßung des rosigen Morgenlichtes nach einer langen Nacht. Aber die rauhe, mühevolle Lebensbahn, auf welcher Schiller bisher gewandelt, hatte ihn noch ernster, inniger und tiefer gemacht, als er es schon von Natur aus war; die leichte, gedankenleere Freude der Menge konnte ihm unmöglich genügen, der in allen Dingen nach dem tiefern, innern Gehalte und der höhern Beziehung fragte. So entstand denn jetzt, wo er sich dem geselligen Leben wieder hingeben durfte, ein Streben in ihm, welches er erst später, vom Jahre 1802 an, in Weimar wieder aufgriff und mit Bewußtsein verfolgte, nämlich den gesellschaftlichen Gesängen einen höhern Text unterzulegen, und hierdurch die gesellschaftliche Unterhaltung überhaupt zu veredeln[1]. In diesem Sinne ist das hohe Lied an die Freude gedichtet, und von diesem Standpunkte aus muß es aufgefaßt werden. Es ist, als ob der Dichter uns sagen wollte, wie man sich freuen solle. Die Freude, ist der Ideengang, vereinigt brüderlich die durch Verhältnisse und Stand geschiedenen Menschen und führt uns zur allgemeinen Menschen- und Gottesliebe; aber auch schon den beglückt sie, welcher nur Eine Seele liebt; an die verschiedenartigsten Menschen und Wesen theilt sie geringere oder höhere Güter aus; sie erstreckt sich durch die materielle Welt, und zugleich durch das Ideenreich, indem sie sich der Wahrheit, der Tugend und dem Glauben verschwistert; sie macht uns wohlthätig und menschenfreundlich, und erweckt selbst beim Sinnengenuß und im rohen Menschen Milde, Heldenmuth und Dankbarkeit gegen Gott. So knüpft der Dichter die Freude an das Fernste und Höchste, gerade so wie er früher in seinen Liebes- und Freundschaftshymnen Liebe und Freundschaft universalisirte[2]. Doch sind

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 453.

[2] Siehe oben Kapitel 8, Nr. 4.

diese höchsten, alles umfassenden Ideen, welche das Gedicht tragen, dadurch in hohem Grade belebt und veranschaulicht, daß sie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir sich umarmen und spenden, welche wir singen und in den letzten Strophen sich zu allem Herrlichen, was diese Freude anregt, ermuntern sehen und hören. Dazu kommt der Chor, welcher in dieses lebensvolle Gemälde begeistert sprechender und handelnder Menschen, wie der Chor in die antike Tragödie, eintritt, bald verallgemeinend, bald tröstend, bald bekräftigend, und immer die Ideen und Gefühle der Festfeiernden zum Höchsten hinwendend. Deßwegen ist diese Ode auch kein bloßes Lehrgedicht, wie Jean Paul will, sondern es ist ein dramatisch-rhetorisches Gemälde. Schiller will über diese Ideen, von denen er durchglüht ist, nicht allein belehren, aber er will sie auch nicht allein darstellen, sondern er will sie befolgt wissen. Dieses praktische Interesse gibt dem Gedicht einen überwiegend rhetorischen Charakter, wie er sich z. B. auch im Don Karlos findet. Dabei ist aber auch in diesem Gesang das den Dichter überwältigende Gefühl unverkennbar, daß alles Gute im Leben nur in der Freude gedeihen könne: wer hatte das Gegentheil herber an sich sebst erfahren!

Noch bedeutungsloser scheint Jean Paul's Behauptung, daß dieses angebliche Lehrgedicht kein Singgedicht sein könne. Es wird ja jetzt noch häufig und gerne gesungen, „die frische Sprache, die kräftige Gesinnung haben es zum geselligen Volksliede gemacht[1]"; aber zur Zeit, als es gedichtet wurde, „machte es, wie uns ein zuverläßiger Zeuge versichert[2], gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, sinnigen oder phantastisch aufgeregten Mitternachtsgesellschaft, und der Champagner mischte sich gerne mit der trunkenen Begeisterung des Gedichtes." Gewiß ist das Lied mit Ideen überladen, — es umfaßt die ganze Moral des Dichters, ja noch mehr als diese — aber gewiß auch verfehlt es bei Singenden von einiger Empfänglichkeit

[1] Deutsche Dichter von Götzinger, Th. 2, S. 363.

[2] Der Verfasser des angeführten Aufsatzes in den Blättern für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 285.

die hohe Absicht seines Verfassers nicht. Ich möchte in dieser Beziehung sogar die getadelten Verse:

Dieses Glas dem guten Geist
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

in Schutz nehmen. Mehr ist unser plattes, gemeines geselliges Leben anzuklagen, welches auch nicht Eine Form für sittliche oder religiöse Erhebung bei geselliger Freude besitzt, als der Dichter, der einen eingeführten niedrigern Gebrauch zu veredeln und zum Symbol eines religiösen Gefühls zu machen suchte. Deß sollten wir ihm Dank wissen. Wir aber haben unsere Frömmigkeit von unsern Vergnügungen weg in die Kirche gewiesen. Aber sowohl unsere Vergnügungen, als unsere Frömmigkeit sind auch darnach.

Uebrigens vergegenwärtigt uns die Ode sowohl ihres Verfassers innige Empfindung für die sympathetischen Neigungen als seinen stolzen, freien Sinn, also sein ganzes sittliches Ueberzeugungsgefühl. Die letzte, später unterdrückte Strophe begann mit den Zeilen:

„Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Bösewicht" u. s. w.

Wie das Christenthum, predigt dieses sittlich-religiöse Gesellschaftslied eine auf allgemeine Menschenliebe gegründete Weltreligion. Deßhalb soll die Freude die willkührlichen Konvenienzen unter den Menschen vertilgen, was gegen das Ende der Vorlesung über die Würde des Theaters vom Schauspiel gerühmt wird [1]. Die Verse hießen in der ersten Ausgabe:

„Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert getheilt,
Bettler werden Fürstenbrüder
Wo dein sanfter Flügel weilt."

Ueberall suchte der Dichter den reinen Menschen aus dem geschichtlichen Menschen wieder herzustellen.

Sein erhöhtes Selbstgefühl zeigte sich nicht allein in der Dichtung, sondern auch im Leben. Die Zuversicht zu einer gesicherten äußern Existenz war so fest in ihm, daß er gleich

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 715.

nach seiner Ankunft in Leipzig in einem Briefe, aus dem wir schon Einiges mitgetheilt haben[1], bei seinem Freunde Schwan um die Hand seiner Tochter Margaretha anhielt. Schon ein Jahr beschäftige ihn dieser Gedanke[2], umsonst habe er seine Liebe zu bekämpfen gesucht; dem Herzog von Weimar habe er zuerst diesen Wunsch eröffnet. „Dessen zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an anderm Glücke Antheil nehme, brachten mich dahin ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edeln Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden." Seine äußere Existenz dachte er sich dadurch zu gründen, daß er wieder zu seiner Medizin zurückkehrte, damit er seiner Lieblingsneigung nur zum Vergnügen nachhängen könne; mit aller Anstrengung des Geistes wolle er dem gewissen Ziele engegensteuern, der angenehmste Wunsch seines Herzens werde seinen Eifer unterstützen. Noch zwei Jahre, meint er, und sein ganzes Glück werde entschieden sein.

Die jungen Leute selbst schienen unter sich einig zu sein. Margaretha hatte ihrem Geliebten bei seiner Abreise ein schönes Andenken mitgegeben, und ein Briefwechsel war verabredet worden. Aber der Vater gab, ohne auf den Wunsch seiner Tochter Rücksicht zu nehmen, eine abschlägige Antwort, unter dem Vorwande, daß Margaretha wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters sich nicht zu Schiller passe. So lös'te sich dieses Verhältniß. Eine freundschaftliche Verbindung mit Vater und Tochter bestand fort. „Glauben Sie mir," schreibt Schiller später (1788) an Schwan, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüthe unauslöschlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs oder durch Versicherungsbriefe aufgefrischt zu werden." Schiller's Gemüth war zu tief, seine Einsicht in seine eigenen Verhältnisse zu klar, als daß er aus gereizter Empfindlichkeit das

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, f.

[2] Dieß kann nicht richtig sein. Obiger Brief ist am 24. April 1785 geschrieben, aber am 7. Juni 1784 hatte er noch um die Hand der Lottchen von Wolzogen angehalten.

Freundschaftsband mit einer Familie hätte zerreißen können, die ihm so werth war, und welcher er sich dankbar verpflichtet fühlte. Margaretha heirathete später einen andern Mann, und starb im sechsunddreißigsten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Körner mit seiner jüngst angetrauten Frau und Huber zogen gegen Ende des Sommers 1785 nach Dresden, wo der erstere als Appellationsrath angestellt wurde. Schiller folgte ebendahin seinen theuern Freunden.

Er lebte daselbst vom Ende des Sommers 1785 bis zum Juli 1787. Auch hier brachte er wieder, wie in Leipzig, einige Zeit auf dem Lande zu. Bei dem Dorfe Loschwitz an der Elbe besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, wo Schiller im Familienkreise seines Freundes die schönsten Tage verlebte. Er vollendete hier seinen Don Karlos.

Die Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Dresden sind noch dürftiger, als über sein Leben in Leipzig. Briefe, die sicherste Quelle für die Lebensbeschreibung eines Schriftstellers, fehlen uns ganz in diesem Zeitraume. Allgemeine, halbpoetische Schilderungen, die man uns gibt, können uns nicht schadlos halten für bestimmte Thatsachen. Daß das Leben in einer anmuthigen Gegend und in einer schönen, durch Kunstsammlungen und wissenschaftliche Anstalten, durch den Zusammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden höchst interessanten Stadt eine sehr wünschenswerthe Sache war, glauben wir gerne; und daß der Umgang oder die Bekanntschaft mit Freunden, mit Gelehrten und Künstlern, mit höhern Staatsdienern, mit Männern und Frauen, Genuß, Anregung, neue Ansichten brachte, mögen wir nicht bezweifeln. Schiller erinnerte sich auch der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Dresden immer mit Vergnügen. Aber alles, was er außerhalb des engsten Kreises seiner Freunde erfuhr, konnte ihn doch wohl nicht ganz befriedigen: er mußte sich in diesem glänzenden oder behaglichen Leben glücklicher Menschen wie einen Durchreisenden ansehen. Und wie sein Fühlen, so war auch sein Denken der Welt, die ihn umwogte, nicht proportionirt.

Der selbstthätige, ideenreiche Geist ist häufig am wenigsten in der Fassung, fremde Gegenstände ungestört äuf sich wirken, und sich von Andern belehren zu lassen. Schiller war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er sich der Außenwelt hätte hingeben können, und ihn interessirte ohne Zweifel das mehr, was die Dinge in ihm hervorbrachten, als diese Dinge selbst. Der Umgang mit Künstlern und Künstlerinnen z. B., so wie die Kunstsammlungen in Mannheim und Dresden, scheinen keinen bedeutenden Gewinn zurückgelassen zu haben; noch im Jahre 1803 sprach er sich selbst das Interesse und den Sinn für die bildende Kunst ab [1]. Er war einmal nicht für das Anschauliche gemacht. Seinen Freund Körner, diesen redlichen, treuen und klaren Mann, trug er auf jeden Fall als die beste Ausbeute seines Dresdener Lebens davon — einen Menschen, mit dem Schiller sich nicht allein durch ähnliche Ansichten und Bemühungen verbunden fühlte, sondern welcher auch fortwährend einen lautern und wahren Antheil an des Freundes Person und Schicksal nahm. Körner's Einwirkungen waren sicher auch die eindringlichsten. Selbst das Heterogene konnte unserm Schiller durch die Liebe vermittelt werden. — In einem später geschriebenen Briefe schildert er uns seinen Freund durch folgende Worte [2]: „Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte." Was uns Körner schriftlich hinterlassen hat, spricht für die Wahrheit dieser Angaben. In einem nachfolgenden Briefe fügt er bei, Körner sei ein solcher Freund, auf den er sich ganz verlassen könne. „Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und einer solchen instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 449.

[2] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 320.

aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Freier als er von Anmaßung ist Niemand, aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben [1]." Welch ein unendlicher Gewinn war der Besitz eines solchen Freundes!

An jenes unbefriedigte Gefühl, von welchem wir eben gesprochen haben, grenzen zwei bedeutende Gedichte: „Die Freigeisterei der Leidenschaft, als Laura vermählt war im Jahr 1782," und „die Resignation, eine Phantasie." Beide erschienen zuerst im zweiten Hefte der Rheinischen Thalia, mit der Ode an die Freude. Sie sind mit dem Buchstaben J unterzeichnet, gleichsam als gehörten sie den Zeiten der Anthologie an, und es ist dem ersten dieser Gedichte unter dem Text folgende Anmerkung beigefügt: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann, und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen ihre Teufel glückten."

Seit Schiller Rath geworden war und in dem bürgerlichen Leben eine feste Stellung zu gewinnen suchte, trat er behutsamer mit seinen Ansichten hervor. Wir brauchen es nicht weitläufig darzuthun, daß die Freigeisterei der Leidenschaft nicht auf jene Stuttgarter Laura gehen kann, für welche er nur kurze Zeit exaltirt war, und in dem bedrängten Jahr 1782, wo ihm ganz andere Arbeiten und Mühen vorlagen, nicht gedichtet sein konnte. Ich beziehe beide Gedichte auf die tragische Stimmung, welche das gewaltsam durchschnittene Verhältniß mit Margaretha Schwan in dem Herzen des

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen S. 334.

Dichters zurückließ. In dem Lied an die Freude hatte er eine bessere Lage, die sich ihm zu zeigen schien, wenn auch noch mit beklommenem Herzen willkommen geheißen — hier spricht er, als er sich jetzt von dem Ziel seiner Wünsche wieder verschlagen sah, seines Herzens Trauer aus, die sich nach seiner Natur in ihm verallgemeinern und ideal gestalten mußte.

In der Freigeisterei der Leidenschaft, von welchem Klagegesang in unsern jetzigen Ausgaben das Gedicht, der Kampf, nur die ersten Strophen enthält, ist die Situation angenommen, daß die Geliebte des Dichters sich mit einem andern Mann vermählt habe, den sie nicht liebt, und daß sie nun, von der treuen Liebe des Zurückgesetzten und ihrem eigenen Unglück überwältigt, in einer unbewachten Stunde dem Entsagenden durch Kuß und Umarmung ihre liebende Empfindung verrieth. Dieses Augenblickes noch voll, und voll der süßesten Hoffnung weis't der Erhörte in dem Konflikt von Glück und Recht alles zurück, was ihn an der Erreichung seines Glückes hindern kann, so wie Don Karlos im Drama die eingeführten Ehegesetze nicht anerkennt, welche ihm das Weib entrissen haben, das von der Natur und dem Himmel ihm bestimmt ist. Seine Laura, sagt der Dichter, sei ihm nur durch Unrecht entrissen; so wahr Gott ein allgütiges Wesen sei, könne derselbe an qualvoller Entsagung seiner Geschöpfe keine Freude haben. Dieselbe Idee also, welche in der Liebe des Don Karlos zu Elisabeth dramatisch dargestellt wird, findet sich hier lyrisch behandelt. Der allgemeine Gegensatz, welcher beinahe alle Gedichte Schillers der ersten Periode trägt, wird hier gegen die Ehe gewandt, welche nach des Dichters vorausgesetzter Ansicht bei nicht vorhandener Liebe des einen Theils, der Vernunftidee nach, ungültig ist. Der Leser wird in folgenden, später unterdrückten Strophen diesen, der eingeführten Ordnung sich widerstemmenden Geist nicht verkennen:

„Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — Du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch Dich band.
Die Vorsicht kann den überflüssigen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit empfand.

Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!“

Hatte früher der Dichter das Glück als eine Eigenschaft der Seele betrachtet[1], so liegt in diesem Gedichte die Anerkenntniß ausgesprochen, daß dasselbe ein außerhalb der Tugend des Menschen liegendes Gut sei, und er behauptet, daß

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 54.

er nur ersonnene Pflichten verletze, wenn er nach jenem Glücke lange. Nur einen „übereilten Eid“ widerruft er, nur einen schrecklichen Vertrag, den er in unbesonnenem sittlichem Enthusiasmus mit der Tugend geschlossen, als er seiner Laura entsagte. Dessen ungeachtet ist in dem Gedichte keine Versöhnung: in der Wonnetrunkenheit verschmerzt er nur seinen „tiefen Fall“, und sein Glück nennt er ein Verbrechen. Daher schickte er in der Thalia noch ein zweites Gedicht nach, die Resignation, in welchem diese Dissonanzen so weit aufgelöst sind, als es möglich ist. Dieß Gedicht ist Schiller's, mit tiefstem Gefühle ausgesprochenes Glaubensbekenntniß, es ist die Gesammterfahrung seines bedrängten Lebens. Früher glaubte er des äußern Glückes nicht zu bedürfen, es sich machen, es erstürmen zu können. Jetzt, nach den herbsten Erfahrungen, beklagt er die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, welche Glück und Tugend, Genuß und Glaube, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, so daß der Mensch sich entweder für das Eine oder für das Andere entscheiden müsse. Auf diesem hier zuerst hervorbrechenden Ueberzeugungsgefühl wuchs seine ganze spätere Lebensansicht empor. Hatte er bisher seine Angriffe nur gegen die Mißbräuche der Gesellschaft gerichtet, als der gemeinschaftlichen Quelle aller Uebel, so gewahrte er nun, daß in der Natureinrichtung selbst ein ursprünglicher Riß und Mißstand sei. Der ideal strebende Mensch muß den Freuden des Lebens entsagen, und hat für seine Entbehrungen — auch keinen zukünftigen Ersatz zu erwarten. Es gibt keine höhere vergeltende Gerechtigkeit, schon deßwegen, weil es jenseits keine sinnlichen Freuden mehr geben kann. Diese Ideen hat der Dichter an die Leiden eines Individuums geknüpft, in welchem jeder sinnige Leser das Lebensschicksal des Verfassers deutlich genug angedeutet finden wird. Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommt, so nimmt er hier nach kurzer Selbsttäuschung schon wieder Abschied von ihm.

Diese drei Gedichte, das Lied an die Freude, die Freigeisterei aus Leidenschaft und die Resignation, welche alle drei das Glück entweder an und für sich, oder in seinem Widerstreit mit dem Recht und der Sittlichkeit zum Gegenstand

haben, gehören zu dem Mächtigsten, Ergreifendsten, was Schiller gedichtet hat. Die Gedichte der dritten Periode sind gegen diese immer grünen Zweige der unmittelbaren, wahrsten Empfindung meistens minder frisch und blätterreich. Denken und Fühlen gehen hier noch in Eins auf. Sie fanden auch einen solchen ungeheuern Beifall, daß sie noch vor dem Druck in hundert Abschriften in Deutschland umhergingen, und daß es bald weder ihres Druckes, noch der Abschriften bedurfte, so tief hatten sie sich in das Herz und das Gedächtniß der deutschen Jugend geprägt! Vergebens mühte sich die nüchterne Kritik des Tages ab, die Flammen zu löschen, die sie angefacht hatten.

Von geringerm Belang ist der in dieser Zeit gedichtete Menschenfeind, oder, wie dieses Fragment im eilften Hefte der Neuen Thalia (1790) benannt ist, der versöhnte Menschenfeind. Schiller selbst schreibt 1789 von Jena aus über diese dramatischen Scenen[1]: „Da ich diese Zeit her alles Interesse an Arbeiten verloren, die nicht durch sich selbst es erzwingen, so bin ich darauf verfallen, ein altes Schauspiel wieder hervorzusuchen, wovon schon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glücke retouchirt. In der Thalia wirst Du sie lesen, oder auch hier im Manuskripte.“ Diese umgearbeitete Scene ist vermuthlich das letzte Gespräch zwischen Hutten und seiner Tochter Angelika im Park; wenigstens bildete sich die hier vorgetragene Idee, daß die äußere Welt dem Menschen nur das gebe, was er vorher in sie getragen, erst später unter dem Einfluß des Kriticismus mit dieser Strenge in Schiller aus. Wenn wir nun erwägen, daß der hier vorgeführte Menschenfeind Hutten mit der zartesten, innigsten Liebe die Natur umschließt, aus deren ungetrübtem Spiegel ihm überall das Bild des göttlichen Geistes entgegentritt, — daß er nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern die Menschen haßt, welche seinem liebenden, von allem Guten und Schönen überfließenden Herzen so tiefe Wunden schlugen: so ist uns das Original zu einem solchen Charakter nicht unbekannt. Schiller

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 62 f.

durfte sich nur manche erlebte Stimmungen in Mannheim und Bauerbach vergegenwärtigen, um ihn zu zeichnen. So ist auch diese Figur eine Seite von unserm Dichter selbst. Er erfüllte hier, wie auch sonst, was er in der Rezension über Bürger's Gedichte von jedem Poeten fordert, daß dieser nur aus der mäßigenden Erinnerung dessen, was er an sich erfahren habe, dichten solle, niemals aber im Augenblicke des herrschenden Affektes. Das Bruchstück liegt ganz in der moralisch-rhetorischen Manier, und läßt uns seine unterbliebene Vollendung wenig bedauern.

Zwanzigstes Kapitel.

Don Karlos. Schiller's Briefe über Don Karlos nach ihrem Inhalt. Bemerkung über die Tragödie im allgemeinen.

Das Hauptwerk, welches in Dresden zur Vollendung gedieh, war Don Karlos, mit welchem sich die erste Periode von Schiller's Leben ruhmvoll abschließt. Als in diesem kosmopolitischen Drama seine uns bekannten sittlichen Grundüberzeugungen zu ihrer Blüthenkrone sich entwickelt hatten, war sein poetisches Interesse, welches sich ganz aus sittlich-politischen Ideen nährte, erschöpft, und das spekulative Prinzip seines Geistes ergriff von nun an den Zügel seines Lebens. Es trat die zweite, die historisch-philosophische Periode ein, in welcher er sich in der wirklichen äußern Welt umsah und zugleich sich über die höchsten Lebensfragen wissenschaftlich zu verständigen suchte, bis er endlich nach erlangter Selbstläuterung zu einer gereiften Kunstdichtung in seinem letzten Lebensabschnitte zurückkehren konnte. Die philosophischen Briefe, der Geisterseher, und einige historische Arbeiten, die er meistens unmittelbar nach dem Don Karlos unternahm, gehören schon, als Vorläufer und Vorstudien seiner historischen Darstellungen und philosophischen Aufsätze, in den folgenden Lebensabschnitt, welchen die nächste Abtheilung dieser Schrift umfassen wird.

Indem wir diesen ganzen fremdartigen Stoff hier absondern und in den Herbst 1786 den Grenzpfahl stecken, sehen wir die ganze erste Periode durchgängig unter sittlich-poetischen Ideen stehen, indem hier auch des Dichters Denken immer nur in dieser Sphäre erscheint. Von den philosophischen Briefen an weicht das poetische Interesse dem wissenschaftlichen, und wir treten auf eines andern Herrn benachbartes Gebiet. Wie ist nun dieß Hochland beschaffen, welches den Horizont der poetischen Landschaft begrenzt und von dem wir jenseits auf einigen Abdachungen in die Ebene der Prosa hinabsteigen werden? Das muß uns eine Charakteristik des Don Karlos lehren.

Dieß Drama ward in Dresden nicht allein beendigt, so daß es im Jahr 1787 in Leipzig vollständig erscheinen konnte, sondern die bisher schon in die Rheinische Thalia eingerückten Akte wurden auch bedeutend abgeändert. Bis zum achten Auftritt des dritten Aktes, bis dahin, wo der Marquis Posa sich der Handlung bemächtigt, erschien nämlich das Stück zerstückelt und zerstreut in den vier ersten Heften dieser Zeitschrift.

Es möchte höchst interessant und belehrend sein, diese drei Akte mit dem jetzigen Texte im Einzelnen zu vergleichen, und sie müßten in einer guten Gesammtausgabe der Werke Schiller's zum Behufe dieser Vergleichung vollständig mit abgedruckt werden. Sie unterscheiden sich von der jetzigen Ausgabe schon beim ersten Anblick durch ihre unmäßige Breite. Wieland sagt mit Recht[1]: „Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse, als des Don Karlos erster Akt.“ Der Verfasser hatte hier so viel zu sagen, daß er sich unmöglich durch das Theaterbedürfniß, oder durch hergebrachte dramatische Ansichten beschränken lassen konnte! Er äußert sich daher auch selbst in einer Anmerkung im dritten Hefte der Thalia, Don Karlos sei kein Theaterstück, die dramatische Einkleidung sei von einem weit allgemeinern Umfang, als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entreißen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze

[1] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 221 im 53. Theil seiner sämmtlichen Werke (Leipz. 1828).

der Schaubühne beschränken wollte. Auch in ihrer nachherigen Bearbeitung hielt Schiller diese Tragödie in theatralischer Hinsicht für verfehlt [1].

Eine beiläufige Ursache dieser Breite waren auch die Jamben, welche er nach dem Vorgange Lessing's in seinem Nathan und auf den Ausspruch Wieland's hin, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben sein müsse [2], — noch mehr aber aus innerm Drange, für sein Gemälde gewählt hatte. Es war dieß ein glücklicher Griff, welcher für die dramatische Kunst in Deutschland entscheidend wurde, wie denn auch Göthe in seiner Iphigenia alsbald seinem Beispiele folgte. Schiller, welcher damals seit zwei Jahren nichts mehr in gebundener Rede gedichtet hatte, mochte sich, um in diesem Drama seinem poetischen Triebe vollständig zu genügen, gedrungen fühlen, den dramatischen Dialog auch nach den Gesetzen des Rhythmus zu gestalten, für welchen er ein so äußerst empfängliches und feines Gefühl hatte. Die Jamben wurden alsbald der sprachliche Ausdruck seiner Gemüthlichkeit. Die sanften Regungen seines Herzens fanden in ihnen eine Form, in welcher sie sich bequem in alle Theile der Dichtung ausbreiten konnten, und der ungestüme Heroismus seiner Seele wurde durch diese rhythmische Form gemäßigt, welche alles Rohe und Widerliche abwies. Da er aber des neuen Versmaßes noch nicht sogleich Herr war, so konnte es in Don Karlos an manchen unbedeutenden, ja beinahe nichtssagenden Versen und Halbversen nicht fehlen, welche nur die Geltung haben, das Metrum nothdürftig auszufüllen.

Unsere jetzige Ausgabe enthält bis zur siebenten Scene des dritten Aktes beinahe nur halb so viele Jamben, als die Thalia. Manche rhetorische Ausführungen, Reflexionen, Uebertreibungen der Leidenschaften, Rohheiten, besonders aber viele Angriffe sind weggelassen, ganze Scenen sind gestrichen, z. B. im zweiten Akte ein Monolog der Prinzessin Eboli, in welchem ihre Hingabe an den König trefflich motivirt wird [3].

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 87.

[2] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 99.

[3] Ebendaselbst, Heft 3, S. 67.

Auch manche einzelne schöne Züge und tiefe Gedanken sind der Idee des Ganzen geopfert worden. So fährt Karlos z. B. nach dem Worte (Akt 1, Scene 2): „O, der Einfall war kindisch, aber göttlich schön; vorbei sind diese Träume", in der Thalia mit den Versen fort:

„Ein verborgener Wurm
Frißt an dem Herzen dieser stolzen Staude;
Auf ewig ist ihr Wuchs dahin."

Der Marquis sagt in seiner Unterredung mit Karlos in dem Karthäuserkloster zur Charakterisirung der Tugend der Eboli:

„Nur kleine Seelen knieen vor der Regel,
Die große Seele kennt sie nicht."

Karlos spricht von seinem Vater in jener Unterredung, in welcher er ihn mit sich versöhnen will:

„Sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib.
Was Wollust aus der Marter preßt, was selbst
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menschen
Noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
Zur Sterblichkeit herunter locken könnte,
Des Weinens süße Freuden, kennt er nicht;"

und bald darauf sagt Karlos zu dem König, der gegen ihn selbst, sein eigenes Kind, erzürnt ist, die schönen Worte:

„Was trennt uns noch? O eilen Sie, es mir
Zu nennen! — Welche traurige Gewalt
Treibt der Natur noch nie verirrte Wellen
So seltsam gegen ihren Strom?"

Solche bedeutungsvolle Aussprüche dürfen bei Kunstwerken, deren Werth mehr in dem Inhalt, als in der Form, und mehr im Einzelnen, als im wohlgeordneten Ganzen besteht, nicht unbeachtet gelassen werden.

Manche Stellen in unserer jetzigen Ausgabe sind nicht recht verständlich oder doch räthselhaft und anstößig, weil sie sich auf etwas jetzt Ausgelassenes beziehen. Wir brauchen aber nicht bei solchen Einzelnheiten stehen zu bleiben: der Geist des Ganzen ist durch die neue Ueberarbeitung sehr verändert. Die erste Anlage ist unbeholfener, ungemessen in

Inhalt und Ausdruck, sie ist aber auch jugendlicher, frischer, kühner, charakteristischer, die kecke Polemik hat etwas Pikantes, und was wir uns jetzt häufig hinzudenken, was wir errathen müssen, ist im frühern Texte meistens ausführlich dargestellt. Das Ganze hängt in seinen Tugenden und Fehlern inniger mit den ersten drei Dramen zusammen, und offenbart den Geist des Dichters bei weitem ächter, als die nachherige gereinigte und abgekürzte Ausgabe. Besonders scheint der spanische Prinz durch seine Wiedergeburt zwar manierlicher, aber auch unbedeutender geworden zu sein. Er ist in der Thalia wohl excentrischer und leidenschaftlicher, dafür aber auch entschiedener und stolzer; die spätere Kritik hat ihm mit seinen Mängeln auch seine Vorzüge genommen, und ihm gar wenig übrig gelassen. Seine Erbitterung in der Thalia gegen seinen Vater und dessen Kreaturen, die Heftigkeit, mit welcher er sich gegen das Hof- und Mönchswesen ausläßt, passen ganz zu seiner Lage. Nur die häufige Erwähnung seiner Ahnen, seiner Erstgeburt, gehört nicht recht in sein Gedankensystem; und wenn er in der ersten Zusammenkunft zur Königin spricht:

„Ich bin Fürst,
Der Erbprinz Spaniens, der einz'ge Sohn
Des Mächtigsten auf dieser Hemisphäre — —
Was müssen sei, erfuhr der Knabe nie,
Wird sich der Jüngling an das Wort gewöhnen?"

so hat er ganz vergessen, was er dem Marquis von seiner „viehischen Erziehung" (Akt 1, Scene 2) erzählt hat. Der Prinz repräsentirt in der Thalia einen edlen Fürstenstolz, wie sein Freund den hohen Bürgerstolz darstellt. Der Stolz war in unserm Dichter eine so vorherrschende Empfindung, daß er ihn überall an werthe Personen austheilte. Der Page Henarez, welcher der Fürstin Eboli die süße Botschaft von Karlos bringt, weis't das mit Brillanten besetzte Wehrgehänge zurück, womit sie ihn beschenken will und belohnt sich kühn — mit einem Kuß, was die Eboli eben so gut charakterisirt, als es diesen Pagen zu einem ächten Schiller'sjungen stempelt[1].

[1] Rheinische Thalia, Heft 3, S. 32.

Nach diesen vorläufigen Angaben werde ich demnächst, mich an frühere Andeutungen anlehnend, die Stellung des Don Karlos zu den bisherigen Dramen unseres Dichters kurz anzugeben haben. In den Räubern, im Fiesko und in Kabale und Liebe ist, wie ich bewiesen habe, eine aus dem sittlichen Unmuthe des jugendlichen Schiller hervorgehende, nur verschieden modifizirte Auflehnung gegen das Bestehende die gemeinschaftliche Idee[1]. Don Karlos liegt ganz und gar in derselben Richtung, und darf von den früheren Dramen durchaus nicht getrennt und in eine andere Periode gesetzt werden. Er verhält sich nämlich zu jenen, wie das Ziel zum Weg. Eine ethische Gedankenbildung ist in den frühern Stücken eingeleitet und fortgeführt, im Don Karlos aber vollendet und abgeschlossen. In jenen nämlich wird niedergerissen und weggeräumt, in diesem soll das neue Gebäude des menschlichen Daseins gegründet und aufgeführt werden. Dort ist ein Kampf gegen bestehende Verhältnisse, hier ein Kampf für bestimmte Ideen. Die drei ersten Trauerspiele haben daher einen negirenden, polemischen, das vierte hat einen affirmirenden, positiven Charakter; jene sind revolutionär, dieses konstitutiv; aber alle sind nach Einem ethischen Vorurtheil geschrieben. Was er nicht will, hat der Dichter zuerst mit blutendem Herzen in mehrern Weisen auseinandergesetzt, und dann, was er will, mit befreiter, begeisterter Seele in Ein großes Gemälde zusammengefaßt.

Wegen dieses verschiedenen Charakters des Don Karlos von seinen Vorgängern und wegen der entgegengesetzten Stimmung, in der sie gedichtet sind, ist auch der Eindruck so

[1] Dieß ist längst anerkannt. „In den Räubern lief Schiller einen poetischen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung.“ Ueber Schiller's Genie und Schriften, in der Leipziger Literaturzeitung 1805, Nr. 92. Dieser Aufsatz wäre in jeder Beziehung vortrefflich, wenn es dem geistreichen und sachvertrauten Verfasser in manchen Hauptpunkten nicht an Klarheit gefehlt hätte. Ich führe nur ein Beispiel an. Weil den Schiller'schen Dramen „eine allgemeine Ansicht des menschlichen Lebens“ — „ein philosophischer Ueberblick des ganzen menschlichen Lebens“ zu Grunde liegt, deßwegen, wird geschlossen, sind sie Schicksalstragödien. Dieser letztere Satz folgt aber aus jenem erstern gar nicht und ist auch, wie ich unten zeigen werde, in Bezug auf alle Dramen der ersten Periode durchaus unrichtig.

unendlich verschieden, den sie auf den Leser machen. Die drei negirenden Tragödien zerreißen unser Herz, und lassen, trotz ihres moralischen Ausganges, in unserm sittlichen Gefühl eine schmerzhafte Wunde zurück; Karlos dagegen zaubert uns in eine höhere Ordnung der Dinge, in ein Erdenparadies der Bruderliebe und der Bürgerfreiheit, dessen Vorstellung immer auf unsere edelsten Kräfte eine wohlthätige und erhebende Wirkung haben wird, auch wenn der berechnende Verstand einen solchen höchst glücklichen und vernunftgemäßen Zustand der menschlichen Gesellschaft nur für einen schönen Traum halten sollte. Sittlich empfängliche, jugendlich frische Gemüther wird diese Tragödie unfehlbar immer ergreifen. Sie hat aber zwei naturgemäße Gegner: gemeine Erfahrungsmenschen, welche sie aus demselben Grunde tadeln, weßwegen junge Leute enthusiastisch für sie glühen, und strenge Kunstrichter, welche sich durch sittliche Ideen über die mannigfachen ästhetischen Gebrechen des Stückes nicht täuschen lassen. Ein allseitig motivirtes Urtheil wird sich von jener sittlichen Befangenheit, zeige sie sich nun lobpreisend oder wegwerfend, ferne zu halten wissen, andererseits wird dasselbe aber dem Antheil und der Neigung auch da, wo es sich ästhetisch nicht ganz befriedigt findet, noch einen Spielraum übrig lassen.

Mit dem bloßen Kampfe ist immer ein hartes, bitteres Gefühl verbunden, aber in dem Gemüth, welches sich zur Idee erhoben hat, waltet die begeisterte Liebe vor. Wenn wir bisher immer zwei sittliche Lebensgrundtriebe in Schiller unterschieden, von denen an den drei frühern Dramen beinahe nur der Eine Trieb, die Freiheitsliebe, sich bethätigte, so sehen wir an diesem Stücke beide Triebe einstimmig arbeiten, Schiller's hohen Freiheitssinn und seines Herzens schöne Menschlichkeit. Diese Tragödie hat treffliche, sich ergänzende Eltern: einen heroischen Vater und eine zärtlich liebende Mutter. Hierin steht bei aller sonstigen Verschiedenheit unser Drama doch noch den Räubern am nächsten. Denn in den Räubern ist nicht nur eine umfassendere Idee, als in den beiden andern polemischen Schauspielen, sondern auch mehr Totalität und Harmonie der sittlichen Kräfte, mehr Innigkeit und Wahrheit des Gefühls. Schiller's mannigfache und lange

Bedrängnisse und Noth nach seinem Austritt aus der Karlsschule unterdrückten seine feinern Gemüthskräfte, und wenn wir den Fiesko und Kabale und Liebe lesen, wird es uns eben so beklommen zu Muthe, als es dem Verfasser beim Dichten unbehaglich war. Erst Don Karlos gibt uns den ganzen Schiller geläutert wieder.

Schiller beabsichtigte, wie früher berichtet worden, einen zweiten Theil der Räuber zu schreiben, in dem sich die Dissonanzen des ersten Theils harmonisch auflösen sollten — aber der Idee nach ist eben Don Karlos dieser zweite Theil der Räuber. Denn die Welt, welche in den Räubern in Trümmer zerschlagen worden ist, wird in Don Karlos auf idealem Fundament wieder aufgebaut. Und da sich dem Auge des Betrachtenden mehrere Arten von Mißständen in der wirklichen Welt zeigten, so mußte diese unterschiedene Mannigfachheit den poetischen Tadel in mehrere Formen — in mehrere Stücke auseinander treten lassen; da aber nur Eine Vorstellung in der Seele des Dichters lebte von dem, was sein sollte, so konnte auch nur Eine kosmopolitische Tragödie von positivem Charakter gedichtet werden. Schiller konnte in der Art des Don Karlos, ohne sich zu wiederholen, kein zweites Stück schaffen; dieser ganze Kreis war abgeschlossen und in ihm das Höchste erreicht. Wenn er wieder ein Drama dichten wollte, mußte er entweder, dem Gehalte nach, von einem neuen Prinzip ausgehen, oder er mußte bei demselben materiellen Prinzip, der Form nach, diese ganze sittlich-subjektive Gattung der ersten Periode aufgeben, und zur objektiv-individuellen Darstellung überschreiten. Wir werden später sehen, daß er den ethisch-politischen Standpunkt ganz verließ, und in dem Schicksal ein neues Prinzip für seinen Wallenstein fand.

Wenn wir nun dem Don Karlos im Gegensatz der andern Stücke dieser Periode einen positiven Charakter zuschreiben, so meinen wir damit nur so viel, daß seine Haupttendenz nicht eine ernste Satyre oder poetische Kritik, sondern eine begeisterte Enthüllung der Idee ist. Mit diesem idealen Uebergewicht können aber einzelne polemische Ausfälle recht gut bestehen, so wie diese ganze Tragödie überhaupt,

wie auch die frühern, auf den Gegensatz des realen Gesellschaftszustandes zu einem idealen gegründet ist.

Die herbsten polemischen Angriffe finden sich, wie schon erwähnt wurde, in später unterdrückten Stellen der Thalia, und sind vorzüglich gegen das Kirchliche, und namentlich gegen den verschlechterten Katholicismus gerichtet. Nachdem Schiller sich seines politischen Gährungsstoffes glücklich entledigt hatte, und sich in den Ländern milderer Fürsten, in der Churpfalz und in Chursachsen, wieder behaglicher fühlte, wandte seine strafende Muse ihren Unwillen vorzugsweise gegen mißfällige Formen des Christenthums. Im Don Karlos, im Gedichte Freigeisterei aus Leidenschaft, im Geisterseher bis zu „den Göttern Griechenlands" spricht sich das deutlich genug aus. In der ersten Scene des ersten Akts sagt der Prinz zu dem Pater Domingo:

„Ich kenne dich.
Du bist der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte. Bin ich irre?
Bist du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heißen Durst nach fremdem Golde kühlte,
Die Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist du der Henker nicht, der übermorgen
Zum Schimpf des Christenthums, das Flammenfest
Des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gastung gibt?
Betrüg' ich mich? Bist du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geschrei des Volkes,
Des Volkes, das sonst an Henkerbühnen sich
Belustigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menschheit
Aus dem entweihten Orden stieß?" —

Dieser Priester sagt von Karlos (Akt 2, Scene 10[1]), er tauge nicht auf den spanischen Thron, denn

[1] Thalia Heft 3, S. 79.

„Kaum ist er Spanier — die kluge Schranke
Der Majestät, die glücklichste Erfindung,
Von Königen die Menschheit abzuwehren,
Versteht er nicht — will er nicht versteh'n.
Umsonst versucht' ich, diesen trotz'gen Muth
In dieser Zeiten Wollust abzumatten.
Er überstand die Probe — das Geheimniß,
Durch Indulgenzen Sünden zu erleichtern
Und Seelen durch die Sünde zu zerstören,
Mißlang bei dem Infanten" u. s. w.

Durch solche Stellen und durch den Charakter und die Handlungen dieses Menschen, der zugleich Beichtvater, Kuppler und Verführer ist, so wie durch den Charakter des Königs und des Alba hat der Dichter das Wort erfüllt, welches er an Reinwald schreibt: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — —[1]"

Die Grundidee der ganzen Tragödie ist demnach der Konflikt eines mit Vorliebe in seiner Herrlichkeit geschilderten neuen Alters der Menschheit mit einer veralteten Zeit und der temporelle Sieg des Schlechtern über das Bessere. Schiller selbst sagt, es habe sich unter den beiden Freunden ein enthusiastischer Entwurf gebildet, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, welcher der menschlichen Gesellschaft erreichbar sei, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheine, handle das Drama[2]. Bei dieser Erklärung können wir nur dem Zusatze nicht beistimmen, daß diese kosmopolitischen Ideen in Gegensatz zu der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen gestellt seien. Nein! vielmehr ist die Liebe dem Drama gar nicht wesentlich und nur aus der ersten Anlage in der

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Th. 1, S. 106.
[2] Briefe über Don Karlos in Schiller's Werken in E. B., S. 781 1. m.

Thalia mit herübergenommen, und sie greift nur dadurch in die Grundidee des Dramas ein, daß sie selbst dem Kontrast der Idee mit den bestehenden Einrichtungen einverleibt und ihm untergeordnet ist. Die Elisabeth war ja dem Don Karlos „zuerkannt von Himmel und Natur" —

„Und Philipp, Philipp hat sie mir gestohlen;
Gestohlen — o das ist das wahre Wort" u. s. w.

Sie ist ein Opfer der Konvenienz; sie ist, wie Karlos von ihr sagt [1]:

„Zum Unterpfand gebrechlicher Verträge,
Für einen Frieden schändlich hingeschlachtet —
Im Kabinet und bei verschloss'nen Thüren,
Durch einen Klubb von Räthen und Prälaten
Zu seiner Ranggehülfin ausgewürfelt,
Auf Krämerart gefeilscht, und dann dem Käufer
Nach abgeschloss'nem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!"

Er selbst nennt „die Rechte seiner Liebe" älter als „die Formel am Altar", und die Königin, in der letzten Scene gleichsam ihre bisherige Rolle mit der des Karlos vertauschend, deutet es an, daß sie ihr Herz nicht mehr durch eine aufgenöthigte Pflicht wolle beschränken lassen. In dem Reich eines Marquis Posa gibt es vermuthlich auch andere Ehegesetze! Die Liebe des Don Karlos zu seiner Stiefmutter ist daher übereinstimmend mit seiner ganzen Richtung.

Das Morgenroth des neuen Zeitalters erkennt Domingo, der schlausichtige Priester, in dem Prinzen. „Der Infant," sagt er zu dem Herzog von Alba,

„Hegt einen schrecklichen Entwurf, Toledo,
Den rasenden Entwurf, Regent zu sein,
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren.
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die stolz und sicher und sich selbst genug
Von keinem Glauben betteln will. — Das Laster
Erhält der Kirche Millionen. Er
Verachtet es und braucht sie nicht. Er denkt,
Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen
Chimäre: er verehrt den Menschen."

[1] Thalia Heft 1, S. 142.

Als Posa seinen Freund in sehnsuchtsvolle Liebe aufgelöst und unfähig, in seine philanthropischen Heldenideen einzugehen, wiederfindet (Akt 1, Scene 2), ruft er ihm zu[1]:

„Hier kenn' ich meinen Karl nicht mehr. Spricht so
Der große Mensch — vielleicht der einz'ge, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffenthums, von welchem schon das zweite
Jahrtausend sich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde stieß? — der gegen Priesterblitze
Und eines Königs schlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rauch die Rechte
Der unterdrückten Menschheit geltend machte,
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
Der Santa Kasa für die Duldung stimmte? —
So fliehe denn aus dem Gebiet, aus dem Gebiet der Christen,
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
Bekehre dich zur frommen Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh unter, freies Flandern! — Dein Erretter
Verlor den Muth, den Wahnwitz zu bekriegen!"

Durch solche und ähnliche Stellen ist die Unabhängigkeit des Sittlichen von kirchlichen Ueberlieferungen deutlich genug ausgesprochen, die Kantische Moralphilosophie ist poetisch gegründet. In der letzten Scene des dritten Aktes aber, wo die politische Tragödie erst recht anhebt, legt Posa, wie ein Kritiker sagt[2], dem König Philipp die **magna charta** selbst zur Unterschrift vor; von einem deutschen Dichter werden hier zuerst (1786) Ideen vorgetragen, welche später jenseits der Ardennen auf einer ganz andern Bühne wieder zum Vorschein kamen. Der eben angeführte Kunstrichter nennt die Tragödie daher „eine großartige und geniale, aber ungemessene und unkorrekte Aeußerung der Zeit, die sich hier in tausend Stücken, die sie will und die sie nicht will, ausspricht." Ich möchte das Drama näher und unmittelbarer

[1] Thalia Heft 1, S. 120. Mit Fleiß hebe ich solche, nachher unterdrückte Stellen der Thalia aus. Sie sind für den damaligen Schiller gerade die am meisten charakteristischen.

[2] Blätter für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 286.

eine Aeußerung seines Verfassers nennen, welcher in ihm seine höchsten Ueberzeugungen niederlegte. Schöne Menschlichkeit und erhabene Freiheit sind hier die laut proklamirten Kardinaltugenden. Eine auf Ideen gegründete Freundschaft, eine sich zum Höchsten veredelnde Liebe, Aufopferung, Seelengröße, Menschenwürde glänzen an dem Himmel dieser neuen Welt, und diese Tugenden sind von den wärmsten Gefühlen durchdrungen, welche ich die Religiosität im Drama nennen möchte. Denn was ist Religiosität anders, als die Auffassung der Tugendgebote durch das reinste, innigste Gefühl? — Sonst kommen nur wenige ausdrückliche Hinweisungen auf das Ueberirdische vor, wie z. B. wenn der Prinz die Hand einer erhabenen Vorsicht in den menschlichen Dingen anerkennt (Akt 1, Scene 2), wenn der Marquis den Zufall selbst ein Geschenk der Vorsehung nennt und noch in der Lästerung des Freigeistes ein Lob Gottes findet (Akt 2, Scene 9), oder wenn er in der Stunde, wo er für ihn in den Tod geht, spricht (Akt 5, Scene 3):

„Du verlierst mich, Karl,
Auf viele Jahre, Thoren nennen es
Auf ewig."

Doch, was bedarf es auch solcher religiösen Hinweisungen, da die ideale Handlung selbst gleichsam in den Himmel hineinreicht? Der Erde wenigstens ist sie ganz entrückt. Als Don Karlos seinem Roderich einen ewigen Freundschaftsbund anträgt, antwortet dieser in der Thalia:

„O Ueberlegung, theurer Prinz. Wir wagen,
Was seit Erschaffung dieser Welt noch nie
Zu Stande kam — Sie ein Monarchenkind,
Ich Ihr Vasall, und wollen Freunde werden?"

Auf diese, weiter ausgeführte, Zurückhaltung des Marquis antwortet Don Karlos unter Anderm:

„O steh', ich bringe diesem Bürgerkinde
(Das erste Beispiel von den Fürsten allen)
Das Herz von einem Königssohn — der
Bürger will Stolz mit Stolz beschämen, überlegt,
(Das erste Beispiel von den Bürgern allen)
Ob er's auch nehmen will."

Und als endlich Posa nachgibt, endigt die Scene in der Thalia mit folgenden Worten:

„Karlos.
So tritt herunter, gute Vorsehung,
Laß dich herab, ein Bündniß einzusegnen,
Das neu und kühn und ohne Beispiel ist,
Seitdem du oben walteſt.
(Er faßt Rodrigo's Hand und hält sie gegen den Himmel).
Hier umarmen,
Hier küssen sich vor deinem Angesicht
Zween Jünglinge, voll schwärmerischen Muths,
Doch ed'lern, bessern Stoffs, als ihre Zeiten,
Getrauen sich den ungeheuern Spalt,
Wodurch Geburt und Schicksal sie geschieden,
Durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,
Und größer, als ihr Loos zu sein — hierunten
Nennt man sie sonst Monarch und Unterthan,
Doch droben sagt man Brüder.

Marquis.
Lächle freundlich
Auf dieses schöne Hirngespinnst herab,
Erhab'ne Vorsicht! — die Vernunft der Weisen
Sprach deiner Allmacht dieses Wunder ab!
Beschäme sie und mache wahr und wirklich,
Was nimmer sein wird, nie gewesen war,
Laß dieses Bündniß dauern.

Es ist in der Tragödie eine andere, zum Theil wunderliche, umgekehrte Ordnung der Dinge. Der Prinz erzählt seinem Freunde, wie er ihm als Knabe seine Freundschaft angetragen habe:

— „Du aber,
Du schielteſt mich bedauernd an: Nimm du
Mit deinem Thron vorlieb — Monarchenknabe[1]!"

Nach der Grunddifferenz des Dramas treten auch die Personen in zwei Parthien auseinander, und wie Posa, Don Karlos[2] und auch die Königin eigentlich nur symbolische Figuren für Schiller'sche Tugenden sind, so sind auch die

[1] Thalia Heft 1, S. 124.

[2] Man siehe oben Kapitel 17, S. 248 f., und besonders S. 252 ff.

Charaktere des andern Gebiets nur als Gegenbilder seiner Ideale gezeichnet. Wie Franz Moor in den Räubern, wie Gianettino Doria im Fiesko, so verdanken auch sie ihre poetische Gestaltung dem Kontrast. Dießmal aber sollte in der Charakterzeichnung alles Herbe und Wilde vermieden, Philipp durfte daher nicht als ein Ungeheuer dargestellt werden [1], sondern er erscheint als höchst bemitleidenswürdig. Der mächtigste Monarch der Welt jammert, daß er keinen Menschen habe, der ihn liebe, und in ihm selbst darf sich, nach den Worten des Großinquisitors, kein menschliches Gefühl regen! Von allen, die um ihn sind, sieht er sich nur geschmeichelt, oder gehaßt oder verachtet oder getäuscht, und seinen einzigen redlichen Diener, den Grafen Lerma, verkennt er, so daß auch dieser sich von ihm ab zu Karlos wendet. Der mächtigste Herrscher der Erde ist ein Sclave seiner Inquisition, doch empfindet er den Wellenschlag des neuen Jahrhunderts an seiner bebenden Brust, und beweint in dem Tod seines Verräthers und Verächters, des Posa, seine erste Liebe zu einem menschlichen Wesen. Dieß alles ist höchst erschütternd und mit einer unendlichen Empfindung dargestellt. Aber der König Philipp ist nicht durch Motive aus seinem Gebiete entschuldigt und menschlich gehalten, sondern der Dichter bringt ihn uns dadurch näher, daß er ihn in seine eigene Ideenbewegung mit hineinreißt und ihn zum sentimentalen Tyrannen macht. Dieses ganze Bild predigt uns eine große furchtbare Wahrheit und es soll uns eine solche predigen! Der allgemeine Kontrast der Tragödie wiederholt sich in diesem Charakter. Eben so subjektiv sind auch die übrigen Charaktere behandelt. Der tapfere, blutige Alba ist hier als Gegenfigur des Posa ein verächtlicher Höfling, und der Beichtvater und Großinquisitor tragen, ersterer besonders in dem Texte der Thalia, den unverholenen Abscheu des Dichters, sie sind ebenfalls allgemeine Figuren. In der Thalia [2] schildert den erstern die Fürstin Eboli mit folgenden Worten:

[1] Thalia Heft 1, S. 98. Döring's Nachlese S. 122.

[2] Ebend. Heft 3, S. 52.

„Ein Stellvertreter des Allreinsten,
Ein Ordenspriester lästert seine Sendung,
Mißbraucht der Gottheit Siegelring, das Gift
Der Hölle sichrer in mein Herz zu legen,
Des Heiligthums schont dieser Kuppler nicht,
Und Schlangen kriechen in den Sakramenten.
Den ganzen Hof gab man der Pest zum Raub,
(Die Politik des großen Kindermörders!)
Im allgemeinen Sittenuntergang
Mich dann um so viel minder zu verfehlen.
Wo soll ich Rettung finden, Prinz?“ —

Hieraus schon sieht man, daß die Charakterzeichnung in unserm Drama sehr schwach ist. Die Charaktere ruhen nicht in sich, sondern sind eigentlich nur Formen für die Ideen des Dichters. Diese Schematen können uns nur von sittlicher, idealer Seite befriedigen, ja vielleicht auch begeistern; dem gebildeten ästhetischen Sinn können sie nicht gefallen. Der Mangel einer konkreten, individuellen, objektiven Gestaltung läßt sich durch keine Lebendigkeit des Gefühls und durch keine sonstige Kunst ersetzen. So scheint mir denn unter den Männern die untergeordnete Figur des Lerma noch am besten gelungen zu sein, indem dieselbe mit keinerlei Rhetorik behaftet ist. Von den Frauen aber trägt allerdings die Königin den Preis davon, ja sie ist am meisten objektiv gehalten von allen weiblichen Personen der ersten Periode. Dem Dichter schwebte zu diesem Charakter ein wirkliches Musterbild vor, seine Freundin, die Frau von Kalb [1]. Sie ist gewandt und klug, entschlossen, ohne unweiblich, hochsinnig, ohne sentimental zu sein, nur am Ende des Stückes fällt sie aus ihrer Rolle, wo sie in Thränen der geläuterten Heldentugend des Don Karlos gegenübersteht, zu der sie nebst dem Marquis ihn doch erhoben hat. Es verleitete den Dichter in dieser Scene wider seine Weise, immer alles in Gegensatz zu stellen. In einem solchen Kontrast zur Elisabeth überhaupt steht denn auch die Fürstin Eboli. Jene repräsentirt die natürliche und freie, diese, vor ihrem Fall, die gemachte und eigennützige Tugend. Diesen ihren Unterschied setzt der Philosoph Posa in einer

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Th. 1, S. 205.

psychologisch höchst bedeutungsvollen Stelle (Akt 2, Scene 15) selbst aus einander, und ich kann auf das zurückweisen, was ich früher über Schiller selbst gesagt habe [1].

Weil dieß Stück mehr, als ein anderes, rein aus den Ideen herausgearbeitet ist, welchen sich das Geschichtliche, die Begebenheiten, Menschen, Sitten der Zeit mehr oder weniger anformten, so ist dasselbe auch das am meisten rhetorische. In die frühern Dramen floß schon durch ihre vorherrschende Polemik mehr Leben, Raschheit und Wechsel; sie sind hierdurch mehr mit dem realen Weltwesen verwebt. Im Don Karlos herrscht eine gewisse breite Ausführlichkeit und Erschöpfung der Ideen, an denen dem Dichter alles gelegen ist. Das Rhetorische mußte nothwendig um so mehr zunehmen, als Schiller seine Weltansicht im Gegensatz gegen den realen Zustand der Dinge positiv ausgebildet und bereichert hatte. In den Räubern ist beinahe alles Drang des Naturgefühls; unsere vorliegende Tragödie geht von der Reflexion, der Abstraktion aus. Dort trieb und zwang das innere Leben zum Dichten, hier mußte das allgemein Gedachte durch Empfindungen wieder poetisch belebt, und aus Ideen mußten Gestalten gemacht werden. Dazu kam aber jetzt natürlich auch das Bestreben, Andere für die Ideen zu gewinnen und zu begeistern, welche Schiller dichtend vortrug. Eine Tendenz, von welcher er sich in der nächsten Periode auf wissenschaftlichem Wege befreite.

Endlich ist noch von der Oekonomie des Dramas zu sprechen nöthig.

Dabei muß vor Allem in Erinnerung gebracht werden, daß das Schauspiel im Verlauf der zwei Jahre, in welchen es allmählig entstand, zu etwas ganz anderm wurde, als worauf es ursprünglich angelegt war. Der Don Karlos sollte nach dem Plane seines Urhebers „ein Familiengemälde aus königlichem Hause" werden [2], also ein Stück, wie Kabale und Liebe, welches so vielen Beifall gefunden hatte, nur in

[1] Siehe oben Kapitel 16, S. 240 f.

[2] Noch in einer Anmerkung zu der vorletzten Scene des zweiten Aktes sagt dieß Schiller selbst in der Thalia, Heft 3, S. 97.

einer höhern Sphäre. Denn seine Stücke steigen stufenmäßig in immer höhere Kreise der Gesellschaft: vom Grafen zum Herzog und endlich zum König. Aber die Tragödie wurde gleichsam wider seinen Willen zu seinem letzten auf sittlich-politischen Ideen ruhenden Drama, welches allen andern die Krone aufsetzte. Es zeigte sich hierbei, wie viel mächtiger der innere Entwickelungsgang in einem originellen Geiste ist, als ein mit diesem Bildungsprozeß nicht übereinstimmender Vorsatz.

Hierdurch entstand natürlich für die Gliederung des Ganzen eine große Unbequemlichkeit. Denn der veränderten Grundidee gemäß mußte der ganze Plan umgeformt, und das noch zu Dichtende mußte dem schon Gedruckten angepaßt werden, welches sich das Publikum nicht mehr entreißen ließ. Es war vielleicht unmöglich, eine wahre Uebereinstimmung in diese ungleichartigen Bestandtheile zu bringen.

Ungeachtet dieses in die Wünsche und Bedürfnisse der Zeit einschlagende Werk mit einem ungeheuern Beifall aufgenommen wurde, zeigten sich doch bald manche Mißverständnisse, und die Kritik erhob bedeutende Zweifel gegen die kunstgerechte Komposition des Stückes. So fand sich denn der Verfasser zwei Jahre nach dessen Erscheinung veranlaßt, zur Aufklärung und zum Schutze seines Schauspiels eine Reihe vortrefflich geschriebener Briefe herauszugeben, welche aber, weit entfernt, alle Bedenken zu lösen, in einem wesentlichen Punkte die richtige Auffassung und Beurtheilung mehr zu verwirren, als aufzuhellen scheinen. Die Zweifel drehen sich vornehmlich um die Person des Posa, wie er sich des Vertrauens des Königs bemächtigt und dann als Hauptperson die Handlung fortführt und zu Ende bringt[1].

Es scheint gegen die innere Wahrheit zu streiten, daß der König Philipp einen ganz fremden Menschen zum Vertrauten und Beaufsichtiger seiner Familienangelegenheiten machte. Was ein verständiger Mann in der Nähe hat

[1] „Mag immer der beredte und scharfsinnige Dichter im Verfolg jener apologetischen Briefe uns zu überzeugen bemüht sein, daß sein Posa durchaus so und nicht anders habe sprechen und handeln müssen, jeder unbefangene Leser und Zuschauer fühlt doch das Gegentheil“ u. s. w. Minerva, Taschenbuch für 1810, S. 23. Neue Ausgabe.

und sicher besitzt, sucht er doch nicht in der Ferne und beim blinden Ungefähr. Aber einen solchen treuen, redlichen Diener besaß ja Philipp an seinem Hofe in Lerma — und das konnte ja jenem „Menschenkenner“ nicht verborgen bleiben. „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ bittet der König im fünften Auftritte des dritten Aktes. Eine unnöthige Bitte; er hatte schon, was er sich wünschte. — Aber der König verschmähte die Dienste des Lerma, weil er von ihm glaubte, daß er für die Königin eingenommen sei (Akt 3, Scene 2 am Ende). Wenn wir diesen Beweggrund auch zugeben könnten, so bleibt es noch immer unerklärlich, wie er in seiner übrigens trefflich geschilderten Gemüthsunruhe so weit gehen konnte, die innersten Angelegenheiten seines Hauses einem ganz ungeprüften Manne blindlings anzuvertrauen.

Der König will „Wahrheit“, wie er sich ausdrückt, und sucht einen Menschen, „der sie ihm finden helfen kann“, das heißt, er sucht einen geheimen Auflaurer, der ihn vergewissern kann, ob seine Gemahlin mit seinem Sohne in einem strafbaren Verhältnisse stehe oder nicht. Nun findet er in Posa einen Menschen, welcher den Muth hat, seine Ueberzeugungen freimüthig auszusprechen. Und wegen dieser edeln Kühnheit sollte der weltkundige Philipp den Posa zu jenem schwierigen Auftrage tauglich halten? Wie wenn ein Enthusiast bloß wegen seiner Offenherzigkeit fähig wäre, den wirklichen Thatbestand einer dunkeln, verworrenen Angelegenheit ans Licht zu ziehen! Offenbar hat sich hier der Dichter einer Spitzfindigkeit bedient, statt den auffallenden Schritt des Königs gehörig zu motiviren. Philipp will „Wahrheit“, und findet eine ganz andere Wahrheit — nämlich Freimüthigkeit — in dem Marquis Posa — und also vertraut er sich ihm an! Im praktischen Leben aber, wenn es sich um unsern Vortheil handelt, sind wir zu klug und zu weise, als daß wir uns durch solche Begriffsverwechselungen täuschen ließen.

Doch das Wunder angenommen, der Marquis bemächtigte sich des ganzen Vertrauens des Königs, und Posa hoffte sogar durch diesen seine politischen Ideen zu realisiren — konnte er seinem Freunde Karlos jenen Gewinn und diese

Hoffnung verschweigen? Er durfte es nicht, als Freund, das ist klar. Aber, wir meinen, er konnte es auch nicht nach seinem ganzen Charakter. Wenn er den König für seine Ideen gewann, so nahm er ihn ja als dritten in den Freundschafts=bund mit Don Karlos auf, und versöhnte den Vater mit dem Sohne. Seine Lieblingsideen, wie seine Freundschaft, mußten daher den Marquis antreiben, sein Geheimniß, seine Wünsche schleunigst seinem Freunde zu offenbaren. Auch die leiseste Hoffnung, in dem mächtigsten Monarchen der Christenheit sich einen Bundesgenossen erworben zu haben, mußte seine Zunge lösen, selbst wenn Geheimnißthuerei ein eigenthümlicher Zug seines Charakters gewesen wäre. Wenn ihn die Liebe zu Don Karlos auch nicht angetrieben hätte, offenherzig zu sein, so mußte ihm die größeste Freude allein, deren er fähig war, sein Herz erschließen. Aber Posa schweigt vor Karlos, und stellt sich ruhig und gleichgültig, gleich als ob nichts vorge=fallen wäre. Dieses Schweigen erklärt nun Schiller in den Briefen über Don Karlos auf eine Weise, welche, statt das unnatürliche Benehmen des Posa zu rechtfertigen, nur dazu dient, die richtige Ansicht über das Verhältniß beider Freunde zu trüben und zu verwirren.

Die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen, be=hauptet Schiller, gründete sich nicht auf persönliche Ueber=einstimmung; schon vom Anbeginn an ist jener der kältere, der spätere Freund. Sein überlegener Geist legt seine Ideen, Gefühle und Entschlüsse für Freiheit und Menschenveredlung in dem liebevollen Karl nieder; er liebt ihn, weil er in ihm wieder findet, was ihm das Theuerste ist.

Sollte aber diese Freundschaft deßwegen keine ächte ge=wesen sein, weil beide Freunde durch einen gemeinschaftlichen Zweck mit einander verbunden waren? — Eben auf einer sol=chen gemeinsamen Idee, für welche die Freunde leben, beruht ja alle edlere Freundschaft, und mit jener hört auch diese auf. Ueber die bloße persönliche Theilnahme hinaus, muß ein Zu=sammenwirken für Einen Zweck stattfinden, wenn die Liebe zur Freundschaft erstarken soll. Mit dieser Freundschaft ver=trägt sich ganz gut eine gewisse Verschiedenheit der Freunde in

Geisteskraft und Anlagen, wenn die Grundstimmung und Hauptrichtung der Befreundeten so übereinstimmend ist, wie wir dieses unläugbar bei Posa und Karlos sehen. Beide stimmen in der That so sehr mit einander überein, daß sie nur dem Grad nach von einander verschieden sind, und es vielleicht schwer zu erklären sein möchte, wie Philipp den einen bewundern und lieben und den andern, noch dazu seinen Sohn, gering schätzen und hassen kann. Nach dem Ideal dieser höhern, über das bloß Persönliche erhabenen, thätigen und einem edeln Zwecke zugewandten Freundschaft finden wir es, im Widerspruche mit Schiller in den Briefen über Don Karlos, ganz in der Ordnung, daß, als der Marquis den Prinzen von einer Leidenschaft aufgerieben wiederfindet, er vor allem deßwegen klagt, daß dieser die Leitsterne ihrer Freundschaft verloren habe; und eben so sehr ist es dieser großen Freundschaft angemessen, daß Posa durch die Königin in dem Herzen seines Karlos die Begeisterung wieder anfacht und ihn zu einem heroischen Unternehmen zu erheben sucht. Dieß war durchaus des Freundes würdig gehandelt. Mochten auch (müssen wir weiter gegen die Behauptungen in jenen Briefen streiten) die Sicherheit des Freundes auf's Spiel gesetzt werden, so war dessen Ehre und Heldensinn für ein kleines Wagestück nicht zu theuer erkauft, und jene unwürdige Leidenschaft wurde ja erstickt durch ein tapferes Handeln für die Freiheit eines unterdrückten Volkes. Posa kann gewiß für seinen Freund nichts Besseres thun, als daß er ihn für das wirken und leben läßt, was nach seiner Ueberzeugung das Herrlichste ist. Daher ist es nicht gegen die Freundschaft gesündigt, daß Posa den Prinzen von seiner Mutter entfernen und ihn bewegen will, in den Niederlauden gegen seinen Vater aufzustehen. Er will ihn ja nicht „auf die gewaltsamste Weise" dahin bringen, sondern doch nur mit seinem freien Willen. „Würde der Freund des Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen?" fragt Schiller, und man kann antworten: Gewiß hatte er ein Recht, für das ideale Prinzip ihrer Freundschaft jedes Opfer zu fordern, welches er seinerseits immer zu bringen bereit war. Aber Schiller findet

„den eigenthümlichen Charakter einer leidenschaftlichen (?) Freundschaft allein in einer ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfes, in einer alles ausschließenden Neigung" — was offenbar nur von der Liebe gilt. Denn die Freundschaft ordnet sich immer einem höhern, allgemeinern Interesse unter, und ist als solche nie ausschließend.

Als nun der Marquis sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück unmittelbar an die Person des Königs knüpfte, „da," sagt Schiller, „wurde an Karlos nicht mehr gedacht, das Interesse der Freundschaft wurde ohne Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übergetragen (?). Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Karlos und ihm Geheimniß waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich sein würde."

Wir müssen dieses Räsonnement für falsch halten. Nur in dem Falle, daß Posa dem Könige das spezielle Geheimniß seines Freundes, die Liebe zu seiner Mutter, verrieth, und so seinen Untergang herbeiführte, beging er eine Untreue an seinem Karl. Dieser wurde ja dadurch, daß der Marquis nun vom Könige die Realisirung seiner Ideen hoffte, nicht zur Seite geschoben und persönlich nicht im mindesten gekränkt. Der Sohn konnte, wie wir oben bemerkten, auf diese Weise am besten mit dem Vater ausgesöhnt werden, und das von diesem begonnene Werk konnte er unterstützen, und einst fortsetzen und vollenden. Der König trennte die beiden Freunde nicht, wenn er auf ihre Ideen einging, sondern er, aber auch nur er wäre einem Posa ein bloßes Werkzeug für seine höhern Zwecke gewesen. Es ist daher unrichtig, daß Posa dadurch, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsideen machte und einen Versuch auf dessen Herz that, seinem Freunde Karlos etwas entzog und das Band der Freundschaft brach. Sein Schweigen und seine Zurückhaltung gegen Don Karlos kann also nicht daraus erklärt werden, „als

habe er es nicht gewagt, diesem zu bekennen, daß er das Palladium ihrer Freundschaft vor dem Könige profanirt und veruntreut habe.“ Wenn es wirklich wahr wäre, „daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen Posa mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte,“ wie konnte ihm, dem sich seiner Schuld Bewußten, ein verzeihliches, augenblickliches Mißtrauen des Prinzen im höchsten Grade auffallend und anstößig sein? wie konnte er folgende Worte aussprechen (Akt 4, Scene 6):

„Wär's möglich? Wär' es? Also hätt' ich ihn
„Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In seinem Herzen
„Wär' diese Falte wirklich mir entgangen?
„Mißtrauen gegen seinen Freund!
„Nein! Es ist Lästerung! — Was that er mir,
„Daß ich der Schwächen schwächster ihn verklage?“

Nur der kann das Mißtrauen in dem Herzen seines Freundes für unmöglich halten, welcher sich selbst von aller Schuld rein weiß. Posa war rein und fühlte sich rein! Aus irgend einer begangenen oder beabsichtigten Untreue kann seine „seltsame Verschlossenheit“ nicht erklärt werden. Der Kritiker, müssen wir annehmen, legte später den Dichter unrichtig aus, und um sein Werk von einem poetischen Fehler zu reinigen, beurtheilte er die Freundschaft des Marquis anders, als er sie früher darstellte.

Auch die Gefangennehmung des Prinzen und die Aufopferung des Posa scheint durch das, was Schiller dafür sagt, nicht hinlänglich ins Klare gestellt zu sein. Für welchen möglichen Fall ließ sich Posa vom Könige den geheimen Verhaftsbefehl gegen den Prinzen ausstellen, da der dem Könige angegebene Grund nur ein erdichteter ist? — Ich gestehe, daß ich mir diese Frage nicht zu beantworten weiß. Wir sehen hier den Marquis ein Mittel ergreifen, zu dem wir den Zweck kaum hinzuzurathen vermögen. Wie leicht wäre es dem Dichter gewesen, die dunkle Intrigue des Posa durch einen demselben in den Mund gelegten Monolog zu enthüllen — wenn es anders möglich war, sie dem Leser klar zu machen. Daß dann Posa sich aus Uebereilung in den Tod stürzt, ohne es sich bestimmt zu denken, was denn eigentlich Karlos der

Prinzessin Eboli gestanden haben könne, ohne auf die an diese gethane Frage auch nur die Antwort abzuwarten, ohne den Eindruck seiner Aufopferung auf das Herz seines Freundes in Berücksichtigung zu ziehen — dieß alles stimmt mit dem Charakter eines umsichtigen, welterfahrenen Helden nicht überein. Kurz! die Handlungsweise des Marquis ist wenigstens nicht in der Weise motivirt, daß sie dem Leser verständlich wäre und eine klare Anschauung seines Charakters hervorbrächte.

Die ganze Katastrophe der Handlung endlich geht von der Verirrung des Infanten zu der Eboli aus. Dieser nämlich verräth er seine Liebe zur Elisabeth, sie entdeckt dieß Verhältniß dem König und spielt ihm schriftliche Zeugnisse in die Hände, der König zieht deßwegen den Posa in seine Nähe, und Karlos, sich von seinem Freunde verlassen glaubend, ist bereit, sich seiner Verrätherin ganz anzuvertrauen, was Posa nur durch des Prinzen Gefangennehmung beseitigen, nur durch seine Selbstaufopferung wieder gut machen kann. Aber jene erste Zusammenkunft mit der Eboli, auf deren schriftliche Einladung, war nur dadurch möglich, daß Karlos die Handschrift der Königin nicht kannte, wie er selbst sagt (Akt 2, Scene 4):

„Noch nichts hab' ich von ihrer Hand gelesen!"

Wie aber? Er hat noch nichts von der Königin Hand gelesen? Sie standen ja mit einander in Briefwechsel. Karlos sagt zu Posa (Akt 4, Scene 5):

„Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen" u. s. w.

Alles beruht also auf einem Irrthum des Prinzen, in welchen dieser unmöglich gerathen sein kann. An der Königin Handschrift, die der Prinz einerseits nothwendig kennen muß, und andererseits nothwendiger Weise nicht kennen darf, scheitert, strenge genommen, die ganze Tragödie.

Es wird nicht nöthig sein, diese Ausstellungen zu vermehren. Die Handlung fließt, um wenig zu sagen, nicht klar und stetig ihrem Ziele zu. Es sind Räthsel in derselben,

welche kein Kommentator auflösen wird. Die herrlichen affektvollen Scenen liegen, wie einzelne leuchtende Gruppen, durch dunkle Zwischenräume geschieden, auseinander, und man kann den Weg nicht immer angeben, auf dem man von einer dieser Oasen zur andern gelangt. Mit großer Anstrengung und mittelst künstlicher Hebel wird die Handlung über diese dürren Strecken von einer interessanten Situation zur andern gehoben.

So gehört Don Karlos hinsichtlich seiner Tugenden wie seiner Fehler zu den Schauspielen der ersten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und in der Begeisterung, es ist meistens nur Einzelnes, was uns hinreißt; weder die Charakterzeichnung noch die Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft, die des Don Karlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich uneinige Verstandesthätigkeit. Schiller's Denken mischte sich hier mehr, als früher je in sein Dichten, und nachdem jetzt eine poetische Periode durchlaufen war, waren die Anforderungen seiner forschenden Vernunft nicht mehr abzuweisen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, sein spekulativer Hang mußte befriedigt werden.

Und so wären wir denn in unserer Entwickelungsgeschichte am Ziel des ersten Stadiums angekommen, welches ich durch den Ausdruck: Periode der jugendlichen Naturpoesie im Allgemeinen zu bezeichnen suchte, um dasselbe hierdurch mit der gereiften Kunstpoesie des dritten Zeitraumes in Kontrast zu setzen [1]. In diesem ganzen Zeitabschnitt waltet, sich noch selbst überlassen und noch nicht mit sich einig, eine spekulativ-sittliche Dichterkraft, welche erst in der folgenden Periode sich wissenschaftlich verstehen lernte, um in der dritten im hohen Grade kunstgerecht zu verfahren. Wie Schiller's

[1] „Naturpoesie" ist hier nur im Gegensatz der „Kunstpoesie" genommen. Jede dieser beiden Gattungen ist entweder Realpoesie (Naturpoesie im engern und gegenständlichen Sinne) oder Idealpoesie. Jene Eintheilung trifft die Form, diese den Inhalt. Nach einer dritten Bedeutung ist Naturpoesie so viel, als Landschaftsdichtung.

originelle Natur organisirt war, wie sie strebte und kämpfte, was sie hervorbrachte und welchen Weg sie einschlug, ehe sie jetzt bei dem unabweisbaren Bedürfniß einer höhern Selbstverständigung anlangte, habe ich bisher anschaulich zu machen gesucht.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer meines Wissens bisher noch nicht gemachten, wichtigen allgemeinen Bemerkung, welche dazu dienen möchte, die bisherigen Schauspiele Schiller's unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen, und namentlich den Don Karlos in ein noch helleres Licht zu stellen. Wenn das Prinzip der Tragödie im Allgemeinen einverstandener Maßen die menschliche Freiheit, die Selbstständigkeit des Geistes ist, welche im Kampf mit einer feindlichen Macht obsiegt, während der Mensch seiner sinnlichen Existenz nach unterliegt; so fragt es sich, welches denn diese feindliche Macht sei? Denn nach dem Feinde, welcher bekämpft wird, nimmt die Tragödie selbst eine verschiedenartige Gestalt an.

Bei den Griechen ist diese Macht das Schicksal, das Verhängniß, d. h. die mit religiösem Sinn aufgefaßte Naturnothwendigkeit. Der tragische Held ist hierdurch an die Grenzen der Menschheit gestellt, und die ganze Tragödie hat eine Richtung zum Uebersinnlichen. Das Christenthum und die moderne Kultur haben an die Stelle des Schicksals den Glauben an die Vorsehung gesetzt. Und es möchte keiner Kunst gelingen, jene Idee, welche sich auf eine ganz andere Betrachtungsweise der Dinge gründet, in dem veränderten Weltbewußtsein der neuern Menschheit wieder zu beleben. Das Schicksal ist mit der Kultur, aus welcher es sein Leben sog, zu Grabe gegangen. Mit der göttlichen Vorsehung aber wird kein Dichter seinen Helden in Kampf bringen wollen. So wäre uns Neuern die ganze erhabene Tragödie verloren, wenn wir nicht eine andere, uns eigenthümliche Idee besäßen, welche die Schicksalsidee der Alten vertreten kann.

Der Blick der Griechen, aus deren Händen wir das Drama erhalten haben, war auf einen kleinen Fleck der Erde beschränkt, und es lag keine große Vorzeit vor ihren Augen, in welche sie ihre Bildung hätten verfolgen können. Es war ihnen alles, was sie von ihrer Geschichte vorfanden, einzeln,

partiell, augenblicklich, und sie mußten den großen Zusammenhang jenseit aller natürlichen Dinge suchen. Wir dagegen kennen eine solche nothwendige Verknüpfung schon innerhalb des natürlichen menschlichen Lebens, und besitzen in derselben eine Macht, die groß, ja ungeheuer genug ist, daß der tragische Dichter seinen Helden mit ihr in einen würdigen Kampf stellen kann. Uns Neuern gehören die universellen Ideen der Menschheit, der Weltgeschichte, der Entwickelung der Menschheit von den frühesten Zeiten des menschlichen Geschlechtes an bis auf den heutigen Tag. Ist nun von irgend einer Fortbildung des menschlichen Geistes die Rede, so kann diese nur mit Bekämpfung der bisherigen Formen, der habituell gewordenen Zustände der Gesellschaft beginnen. Denn jede Stufe der Kultur, welche dem Menschen gewohnheitsmäßig und daher lieb geworden ist, läßt er sich schwer entreißen, und er meint, in seinen heiligsten Rechten gekränkt und seiner höchsten Güter verlustig zu werden, wenn er aus der heimischen Stelle, die er bisher einnahm, in eine fremde gestoßen werden soll. Dieß ist der Kampf, welcher sich bei jeglicher Entwickelung des menschlichen Geistes zu allen Zeiten immer wiederholte: der Kampf des Alten und Neuen, des Gewohnheitsmäßigen und Geistigen, der Kultur und Natur, des Realen und Idealen. Und wenn nun der moderne Dichter seinen Helden im Dienste irgend einer Idee, gleichviel ob einer wahren oder einer irrigen, auf diesem Schauplatze auftreten läßt, führt er ihn dann nicht einem Feinde entgegen, welcher beinahe eben so furchtbar ist, als das Schicksal der Alten? Der tragische Held tritt dann gegen eine ganze Welt auf, denn auch das Einzelne, vielleicht Geringfügige, gegen welches er ankämpft, steht ja in Verbindung und Zusammenhang mit dem Ganzen, eine Form wird von der andern getragen, alles Gegenwärtige greift in einander, und die ganze Gegenwart selbst ist nur ein nothwendiges Resultat der Vergangenheit. Hier ist überall Einheit, Nothwendigkeit und Zusammenhang, gleichsam ein Erdenschicksal des Menschengeschlechtes. Diese reale Natur selbst geht ihren nothwendigen Gang, sie ist die Schützerin des bisher Entstandenen, und was sich im Leben der Menschen geltend gemacht hat,

haftet um so fester, je länger es bestand. Wer dagegen auftritt, verletzt die natürliche Ordnung der Dinge, für welche Tausende sich in den Streit zu begeben bereit sind.

Wenn ein Mensch dem andern unterliegt, so ist dieß eine geringfügige Naturbegebenheit. Stellt er sich aber dem Herkommen, der Gewohnheit, den ererbten, zur Natur, zum Gesetz gewordenen Gebräuchen seines Volkes, seines Jahrhunderts entgegen, und überschüttet und begräbt ihn der allgewaltige Zeitenstrom, so ist dieß ein hocherhabener Anblick! Ein solches Schauspiel eröffnet uns den Blick in eine höhere Ordnung der Dinge, denn nach dem natürlichen Weltlauf wiederholt sich in jeder Zeit nur die frühere, und es muß immer ein Wunder geschehen und eine ideale Ordnung muß sich mächtig erweisen, wenn sich etwas Neues zutragen, wenn der Gang der Dinge eine andere Richtung einschlagen soll. Sogar Unternehmungen, welche wir von ihrer sittlichen Seite ganz verwerfen müssen, können in der Kunstdarstellung des ästhetischen Eindrucks gewiß sein, wenn diese uns eine Kraft vergegenwärtigt, die nicht von der natürlicheu Ordnung der Dinge abgeleitet werden kann.

Das scheint mir nun der wesentliche Unterschied des alten und neuen Trauerspiels zu sein, daß das alte den Menschen im Kampfe mit dem Schicksal, das neue im Kampfe mit den Einrichtungen und Formen der menschlichen Gesellschaft und dadurch mit Menschen darstellt. Der schroffe Gegensatz zwischen idealer Natur und erstarrter Kultur, war dem leichtbeweglichen, veränderlichen Hellenenleben unbekannt: die Kultur war von der Natur noch nicht so sehr abgeirrt, und die Lebenseinrichtungen waren durch die Gewohnheit, durch ihr Ansehen und ihr Alter nicht so sanktionirt, als bei uns, während der hellenische Geist zu einem rastlosen Streben durch wissenschaftliche Bildung sich minder getrieben fand. Während wir daher den tragischen Gegensatz in die menschliche Gesellschaft selbst verlegen, indem jetzt in dem Bildungsgang der Gattung und des Individuums Das als im Zwiespalt begriffen auftritt, was bei den Hellenen vereinigt und noch nicht getrennt war, haben die Alten das zusammengefaßte Menschliche der Naturnothwendigkeit und der Körperwelt

entgegengesetzt, und sich diese religiös als das Schicksal gedacht. Die materielle Natur war ihnen eine um so imposantere Macht, je weniger dieselbe damals noch durch den menschlichen Verstand unterjocht war, während ihnen die Nothwendigkeit in dem Fortgange menschlicher Dinge bei ihrem beschränkten historischen Gesichtskreis kaum zum Bewußtsein gekommen war.

Unsere Tragödie ist auf den Kreis des Menschlichen beschränkt, während das antike, Menschen und Götter beherrschende Schicksal die Brust mit heiligem Schauer erfüllt. Unsere Tragödie ruht mit Einer Säule auf dem natürlichen äußern Zusammenhang der Dinge, während die alte mit beiden Enden, mit der ewigen Menschenselbstständigkeit und mit dem ewigen Schicksal, in den Himmel reicht. Unsere Tragödie stellt mehr handelnde und strebende, die alte mehr duldende Menschen dar, weßwegen jene mehr einen epischen, diese mehr einen lyrischen Charakter hat. Die Menschen der alten Tragödie erscheinen uns groß und bewunderungswürdig in den Lagen, in welche sie durch eine fremde Macht geführt werden; die der neuern in den Verhältnissen, in die sie freiwillig selbst treten oder die sie sich zugezogen haben. Der große neuere Tragiker muß daher ein kulturhistorisches, weltgeschichtliches Bewußtsein, der alte mußte einen religiösen Sinn haben.

Die Richtigkeit dieser Bestimmungen ließe sich historisch nachweisen. Die Shakspear'schen Stücke sind ganz auf diesen rein menschlichen Boden gestellt und enthüllen uns nicht das Göttliche als eine äußere Macht, sondern nur das Göttliche in der Menschenbrust. Nur was der Mensch thut oder leidet, und nicht die Macht, die er bekämpft oder welcher er unterliegt, eröffnet uns die Aussicht in unendliche ideale Fernen. Alles begibt sich auf natürlichem und menschlichem Boden. Dieses so ganz natürlich gehaltene Menschenleben ist dann dem Kampfe einer sich aus der Roheit hervorthuenden, gährenden Bildung hingegeben, und bewegt sich zwischen den Gegensätzen von Königsmacht und Vasallenanmaßung, von sich befeindenden Dynastien und zwischen andern mit einander

in Streit begriffenen socialen Zuständen und Einrichtungen. In Göthe's Götz, Egmont, Tasso liegt schon enthüllter und selbstbewußter überall das Tragische in dem Gegensatz des Menschen mit bestimmten Zuständen der Gesellschaft. Aber in Schiller scheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendsten und vollsten hervorgetreten zu sein. Er ist offenbar auch in dieser Hinsicht unter den modernen Dichtern der modernste. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos sind eben so viele Zeugen für meine Theorie, und erst mit dem Wallenstein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber später wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeschichte selbst mit ihren höchsten Interessen und Bestrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menschheit gerichteten universalhistorischen Blick, so daß er auch einen geringfügigen Gegenstand unter jenen höchsten weltbeherrschenden Gegensatz bringen konnte. Es war ganz gegen seine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufassen, sondern weil jene historische Antithese zwischen Geistesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man diesen Zwiespalt noch sonst nennen will, in seiner eigenen Lebensansicht so hervorstechend war, und weil seine Dichtung nur einen von seinem eigenthümlichen Geiste durchdrungenen und befruchteten Stoff darstellte, so konnte er den Weltgang aus seinem eigenen Busen und Leben schöpfen. So z. B. ist in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegensatz in den kleinsten Rahmen gefaßt. Das Stück ist nicht, was man ein bürgerliches Schauspiel nennt, sondern vergegenwärtigt uns in dem Konflikt der gesunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben symbolisch das Schicksal der ganzen Menschenwelt. In Familienverhältnisse ist der Gehalt der Menschengeschichte gelegt.

Da in der Tragödie nur die Idee siegt, aber gemeinhin die Person unterliegt, wie ist in den bisherigen Dramen Schiller's jener Sieg anschaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemesis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee

dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Karlos, die ideale Welt in einer solchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so einleuchtend dargestellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und diese durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Posa, Don Karlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten sich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend.

In diesen Dramen ist daher vom Schicksal beinahe gar nicht die Rede, und sie sind dessen ungeachtet hoch tragisch, denn der Dichter hat aus dem Geist der neuern Zeiten und der Vorstellungsart der neuern Menschen eine Riesenmacht auf die Bühne beschworen, welche nicht minder furchtbar ist, als das alte Verhängniß. Beinahe allein in den Räubern kommt der Begriff und Ausdruck des Schicksals einigemal vor. „Das hat euch wohl niemals geträumt, sagt der Hauptmann zu seiner Bande (Akt 4 gegen das Ende), daß ihr der Arm höherer Majestäten seid. Der verworrene Knäuel des Schicksals ist aufgelöst! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt. Betet an vor dem, der euch dieses erhabene Loos gesprochen" u. s. w. Die göttliche Allmacht gebraucht darnach die Bösen, um Frevler zu strafen, und um Rache zu üben — ein Irrthum, von welchem Karl Moor am Ende des Dramas zurückkommt. Die Schiller'schen Charaktere sind sich ihrer Freiheit allzusehr bewußt, als daß das Schicksal in das System ihrer Ueberzeugungen und Handlungen eindringen könnte. Sie sind autonomisch, die selbstständigen Urheber ihrer Thaten. Nicht das Schicksal, sondern der Zufall, die Intrigue, die Leidenschaften, Liebe, Pflicht, Unbesonnenheit, Mißverständnisse, Uebereilung, lauter natürliche, rein menschliche Motive führen die Katastrophe herbei; nur der ganz begreifliche irdische Zusammenhang der Dinge erdrückt die Menschen bei Schiller, wie bei Shakspeare. Das Schicksalmäßige fehlt in der durchgenommenen dramatischen Tetras ganz und gar. Wenn, um nur ein schlagendes Beispiel zu geben, Posa aus Ueberklugheit und Irrthum sich und seinen Freund in das Verderben zieht, so würde die

alte Tragödie dieß als eine vom Schicksal verhängte Verblendung, als eine Ate, aufgefaßt und behandelt haben.

Diese neuere Art behauptet im Gegensatz der antiken Tragödie ihre bestimmten, zum Theil eigenthümlichen Vorzüge. Sie ruft mehr die Begeisterung, als die Demuth im Zuschauer auf, indem sie alles Gewicht auf die menschliche Freiheit legt. In der neuern Tragödie allein ist ein Stück denkbar, in welchem der kämpfende Held siegend davon geht, während er in der alten immer unterliegen muß; das Pathos liegt dann in den Leiden des Kampfes, nicht in den Leiden des Untergangs. Namentlich scheint die affirmativ gehaltene Weise, welcher Don Karlos angehört, sehr ergiebig zu sein, denn sie könnte in der Geschichte aller Völker und Zeiten würdige Stoffe finden und sich reich und vielgestaltig ausprägen. Um Beispiele aus der alten Geschichte anzuführen, ein Diäus und Kritolaus, ein Syphax mit der edlen Sophonisbe, ein Viriathus, der Gallier Julius Sabinus mit seiner hohen Gattin im Kampf mit der römischen Weltherrschaft, die Gracchen, Sertorius, Helvidius Priscus und andere im Kampf gegen den Aristokratismus und Despotismus sind an sich tragische Gegenstände. Das Buch der alten Geschichte liefert hundert ähnliche Stoffe, von denen gewiß viele einer dramatischen Behandlung fähig wären. Roms Untergang durch das Schwert der Barbaren ist selbst eine Tragödie. Warum sollte sich diese Weltbegebenheit nicht in ein kleineres Bild fassen lassen! Oder werfen wir einen Blick in das Mittelalter, welche mannigfache und gewaltige Gegensätze in dem Heidenthum und Christenthum, in dem Römerwesen und Germanismus, in der Hierarchie und dem Kaiserthum, in der rechtgläubigen Kirche und den Ketzergemeinden, in dem Königthum und dem Fürstentrotz, in dem Adel und dem Bürgerstand — welche weltbeherrschende Gegensätze bieten sich in allen diesen großen Gesellschaftsformen für unsere moderne Tragödie dar! Aber nur dasjenige poetische Genie könnte unser deutsches Mittelalter wieder aus dem Grabe hervorrufen, und dasselbe unserm Bewußtsein innigst und ewig verbinden, welchem zugleich ein freier, kühner philosophischer Universalblick zu Theil geworden wäre, so daß seine lebendigen Zeitgemälde uns immer das

Höchste symbolisch zum Bewußtsein brächten, um was es sich handelt in der Entwickelung der Menschheit.

Wenn das Alte und Neue sich streitend gegenüberstehen, so kann der Tragiker seinen Helden auch für das Alte auftreten lassen, wenn dieses am Sinken und das Neue schon übermächtig geworden ist. So war es ein lang gehegter Plan Schiller's[1], Julian den Apostaten dramatisch zu bearbeiten.

Man hat in Don Karlos die kosmopolitischen Ideen getadelt; aber man kann in dieser Hinsicht dem jugendlichen Dichter nur den, freilich entscheidend wichtigen Vorwurf machen, daß er für diese Ideen Parthei genommen, wodurch sein Werk rhetorisch wurde, und daß er sich selbst in sein Drama hineingedichtet, statt frei, groß und ruhig über seinem welthistorischen Stoffe zu schweben und ihn rein ästhetisch zu behandeln. Die Wahl des Stoffes selbst, so wie diese ganze Art wird vor der strengsten Kritik bestehen, ja diese ganze Gattung, im weitesten Umfang genommen, wird sich nach unsern Andeutungen als die einzig rechtmäßige Tragödie der neuern Zeit nachweisen lassen. Don Karlos scheint aber auf der Spitze dieses modernen Dramas zu stehen. Warum, könnte man aus der Seele des Dichters Denen zurufen, welchen das Stück nur deßwegen nicht recht ist, weil ihnen sein Stoff nicht zusagt, warum sollten die Breter, „die die Welt bedeuten", allein den hocherhabenen Kampf für die wichtigste Angelegenheit unseres Geschlechtes, für religiöse und bürgerliche Freiheit, nicht aufnehmen können? Ein prophetischer Heros, welcher sich mit seinem Freunde vereinigt, um eine neue, auf Freiheit und Vernunftideen gegründete Ordnung der Dinge herbeizuführen und das Menschengeschlecht für alle Folgezeit zu veredeln und zu beglücken, und welcher in diesem Unternehmen untergeht, ist ein für die tragische Muse höchst würdiger Gegenstand. Denn sollte nicht ein handelnder Held einem bloß duldenden vorzuziehen, sollte nicht ein großartiges Thun erhabener sein, als ein muthiges Ertragen? Und wenn ein thätiger Held, den die Menschenliebe treibt, mehr Werth hat, als der, welcher in sein Privatinteresse verstrickt ist — wer könnte mit

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, B. 4, S. 10.

Posa verglichen werden, „dessen Herz der ganzen Menschheit schlägt, dessen Neigung die Welt ist, mit allen kommenden Geschlechtern?“ Wenn es wahr ist, was unser Dichter sagt: „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen“ — welche Tragödie vermöchte einen tiefern Eindruck auf den Zuhörer zu machen, als diese, welche in Philipp und seinem Hofe die alte Zeit mit ihrem traurigen Despotismus, in Posa und seinen Freunden das neue Jahrhundert mit seinen großen Tugenden sich aufopfernder Liebe und Freundschaft einander gegenüberstellt, und das Edle dem Schlechten zur irdischen Beute werden läßt? — Manche Gemüther freilich mag es mehr anziehen, wenn die überirdischen Geheimnisse und räthselhaften Mysterien des menschlichen Lebens mit in die dramatische Dichtung gezogen werden. Aber der, dessen sittliches Interesse die religiöse Kontemplation überwiegt, wird dem thatkräftigen Helden, den allgemeine Menschenwohlfahrt begeistert, vor jedem andern Menschen den Vorzug geben, welcher er grübelnd und duldend immer nur mit sich selbst zu thun hat und nur durch die Nothwendigkeit bisweilen in Handlung gesetzt wird.

In dieser Weise könnte man die Grundideen des Don Karlos in Schutz nehmen, und wir werden dessen mangelhafte Kunstform um so leichter übersehen oder ertragen, je mehr wir unsere Aufmerksamkeit auf den bedeutenden Inhalt der Tragödie richten. Wenn irgend ein Schriftsteller, hat der Dichter das Recht, von uns zu fordern, daß wir, wo möglich, seine Weltansicht ungekränkt gelten lassen. Wir dürfen entzückt sein, wenn uns im Dichter unsere eigenen Ueberzeugungen begegnen, aber wir müssen uns bescheiden, wenn er anders denken und fühlen sollte, als wir.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmeister, Karl,

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang

Bd.: 1

Stuttgart (1838)
Biogr. 2730-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068641-6